



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

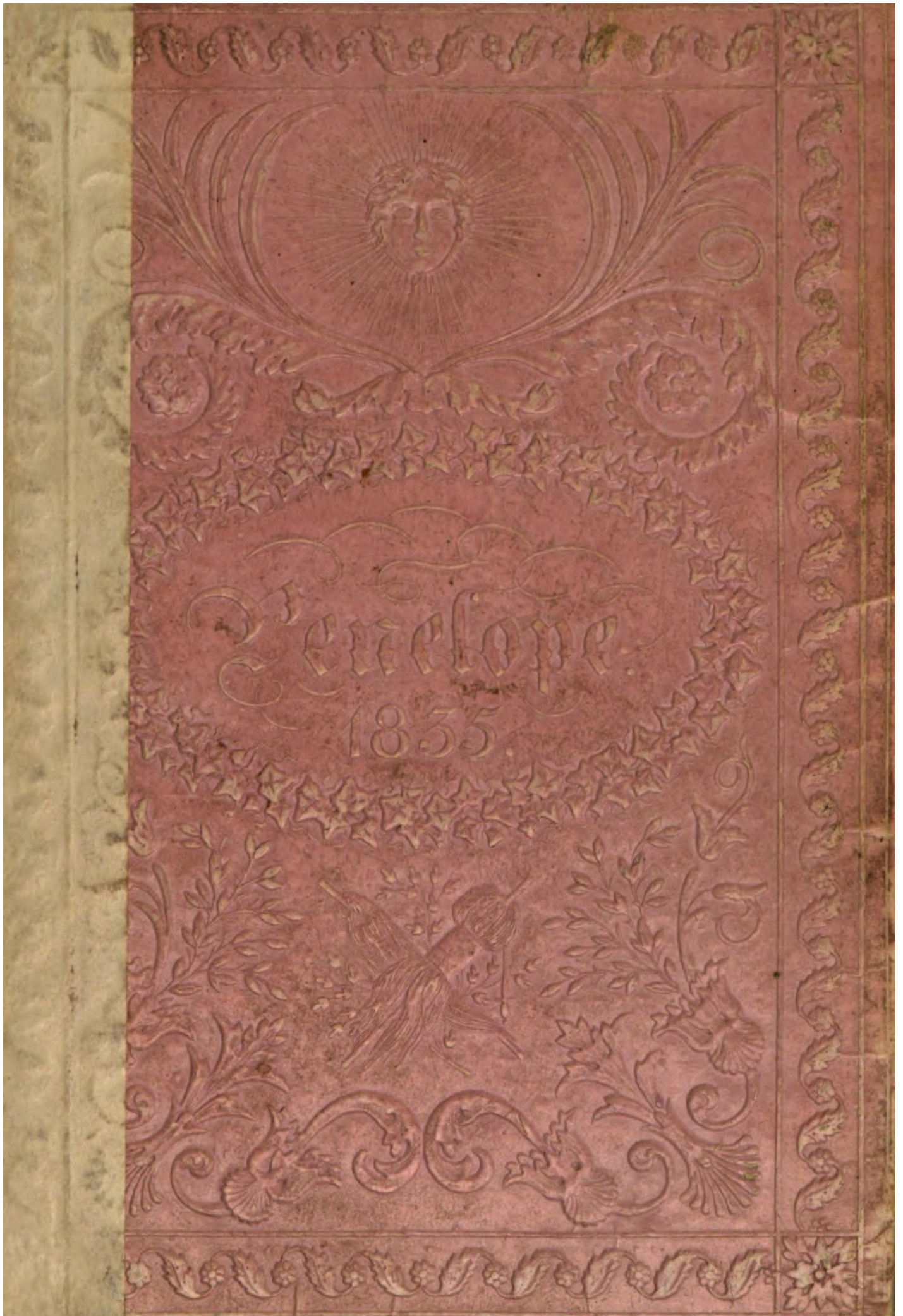
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

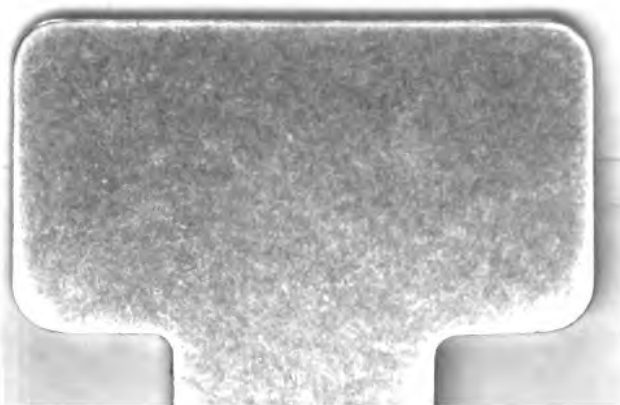
<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>

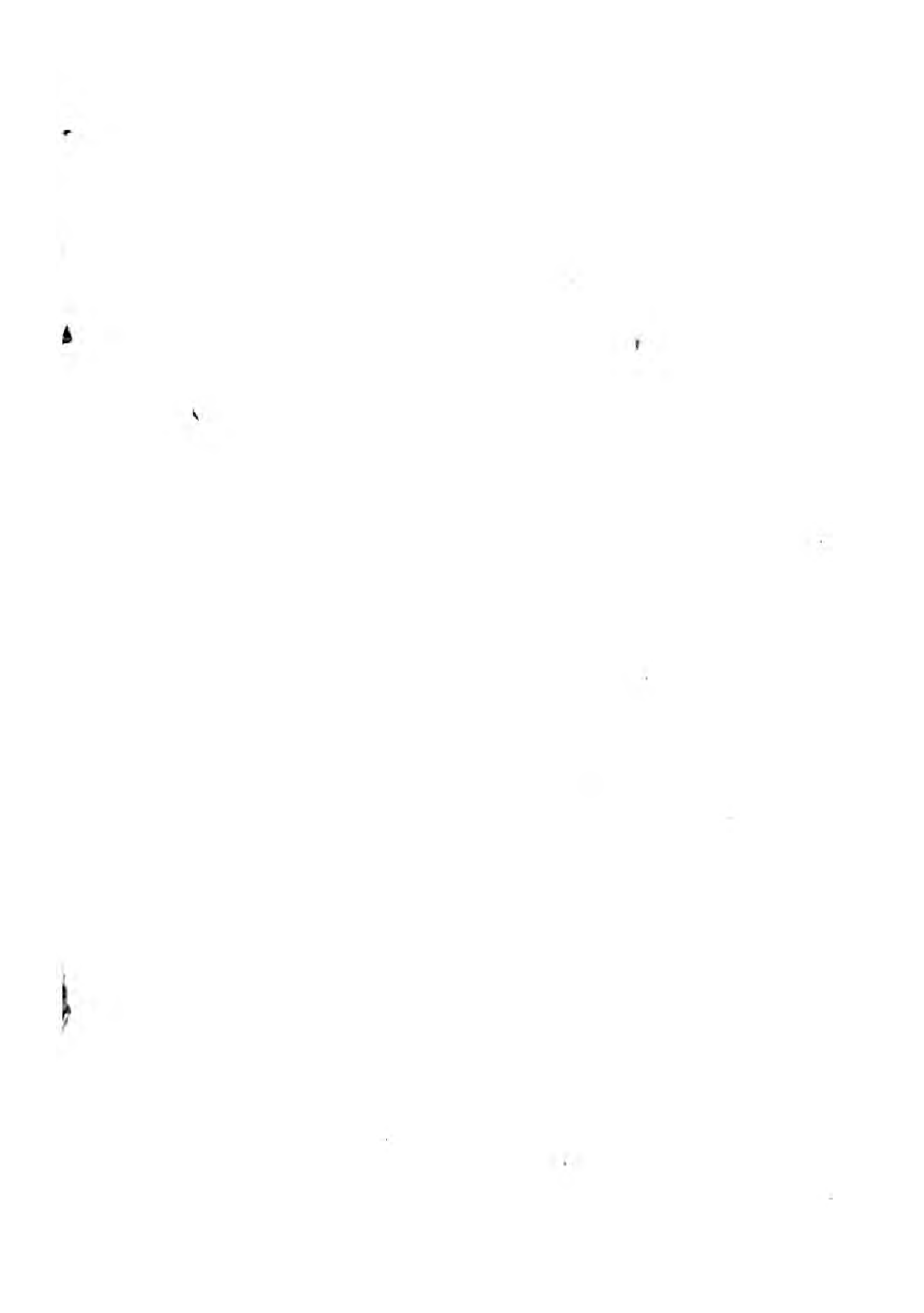


This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

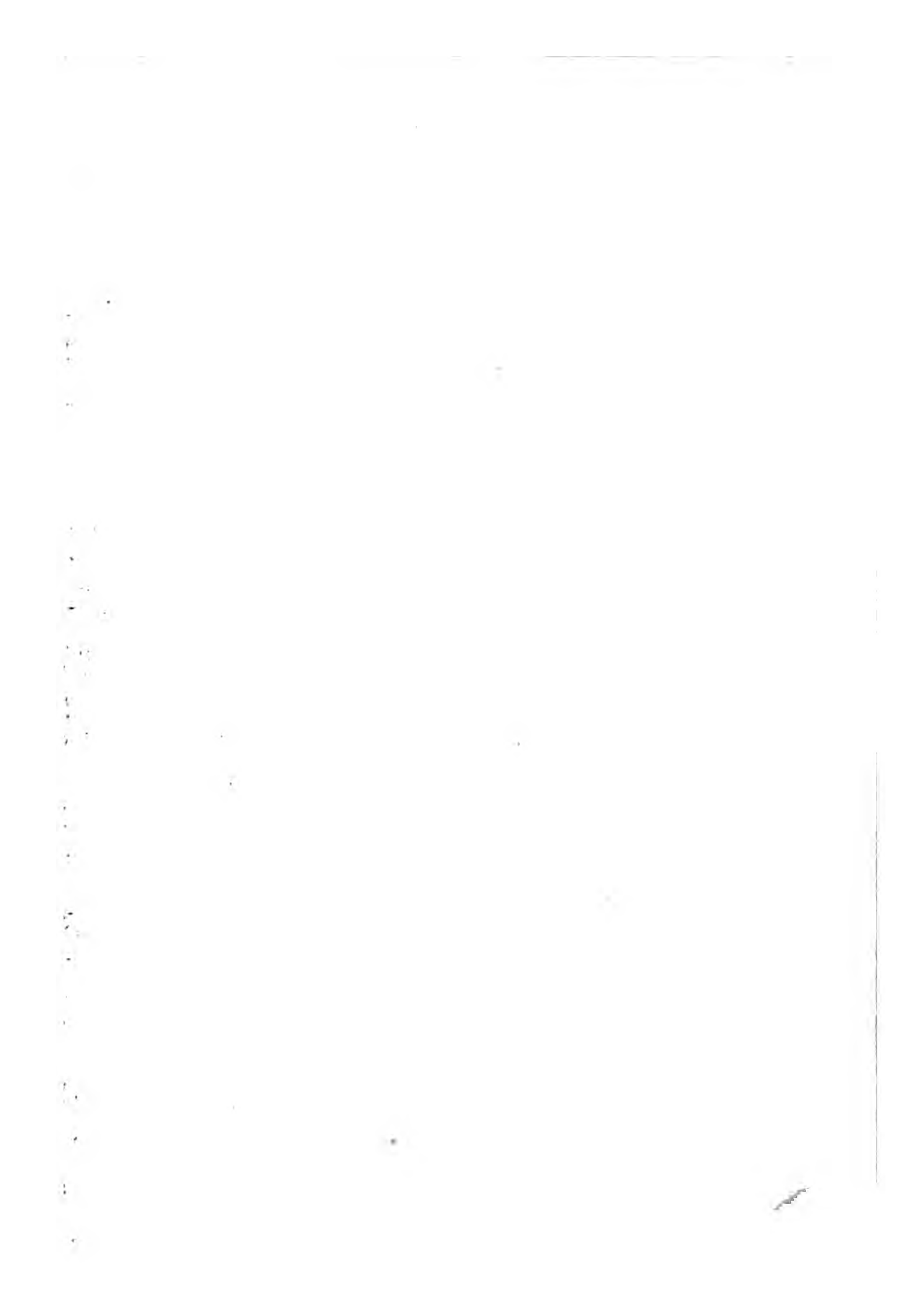


Fiedler Q. 390 (24)











Aurelie.

1872

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18



Lavender

PENELOPE.



T a s c h e n b u c h

für das Jahr 1835.

Herausgegeben

von

Theodor Hell.

24^r Jahrgang.

Mit 8 Stahl- und Kupferstichen.

Leipzig,

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.



TAYLOR INSTITUTION

UNIVERSITY

- 1 MAY 1962

OF OXFORD

LIBRARY

Penelope für 1835.

Inhalt.

	Seite
Kleine Gallerie von Scenen aus dem italienischen Volksleben.	v
1. Rückkehr vom Madonnenfeste (von Lindau, Stahlstich von Fr. Wagner.)	VII
2. Liebe und Eifersucht (von Lindau, Stahlstich von Bl. Höfel.)	IX
3. Landleute aus dem Volzker-Gebirge (von Lindau, Stahlstich von Fr. Wagner.)	XI
4. Toilette zum Carneval (von Lörmer, Stahlstich von Fr. Wagner.)	XIII
5. Fromme Pilger aus den neapolitanischen Apenninen (von Lindau, Stahlstich von Bl. Höfel.)	XV
<hr/>	
Aureliens Held. Erzählung aus dem Kriegleben von Wilhelm von Lüdemann. (Hierzu das Titeltupfer.)	1
Die Geschiedene. Novelle von Leopold Schefer	71
Der Virtuose aus Genua. Novelle von F. W. Arnolt (Hierzu Doppelportrait von Fr. Fleischmann.)	227

	Seite
Die Kirche zum Glas Wasser. Nach erzählt von J. F. Castelli	345
Sommernachts-Phantasie von Amalie Krafft .	354
Elisa von der Recke. Von H. Hase	377
(Hierzu das Portrait, gez. von Naumann, gest. von David Weiß in Wien.)	

Das Leben in Liebe. Gedicht von Gustav Treu- mund	394
Wandern und Rasten in 13 Nachklängen von Hayn Fuß. Schlingloff	397
Abendphantasie von Theodor von Wellnau .	404
Die Verstoßene. Von F. W. Rogge	407





La Pendlope 1835.



F. Fleischmann del. & sculp.

Klei
de

Un
wärtig
lung b
fer ur
Berg
Anzie
un
gege
ren
ist,
un
bel
sch
selb
dief
fall

Ein
leb
for
ber
au

— v —

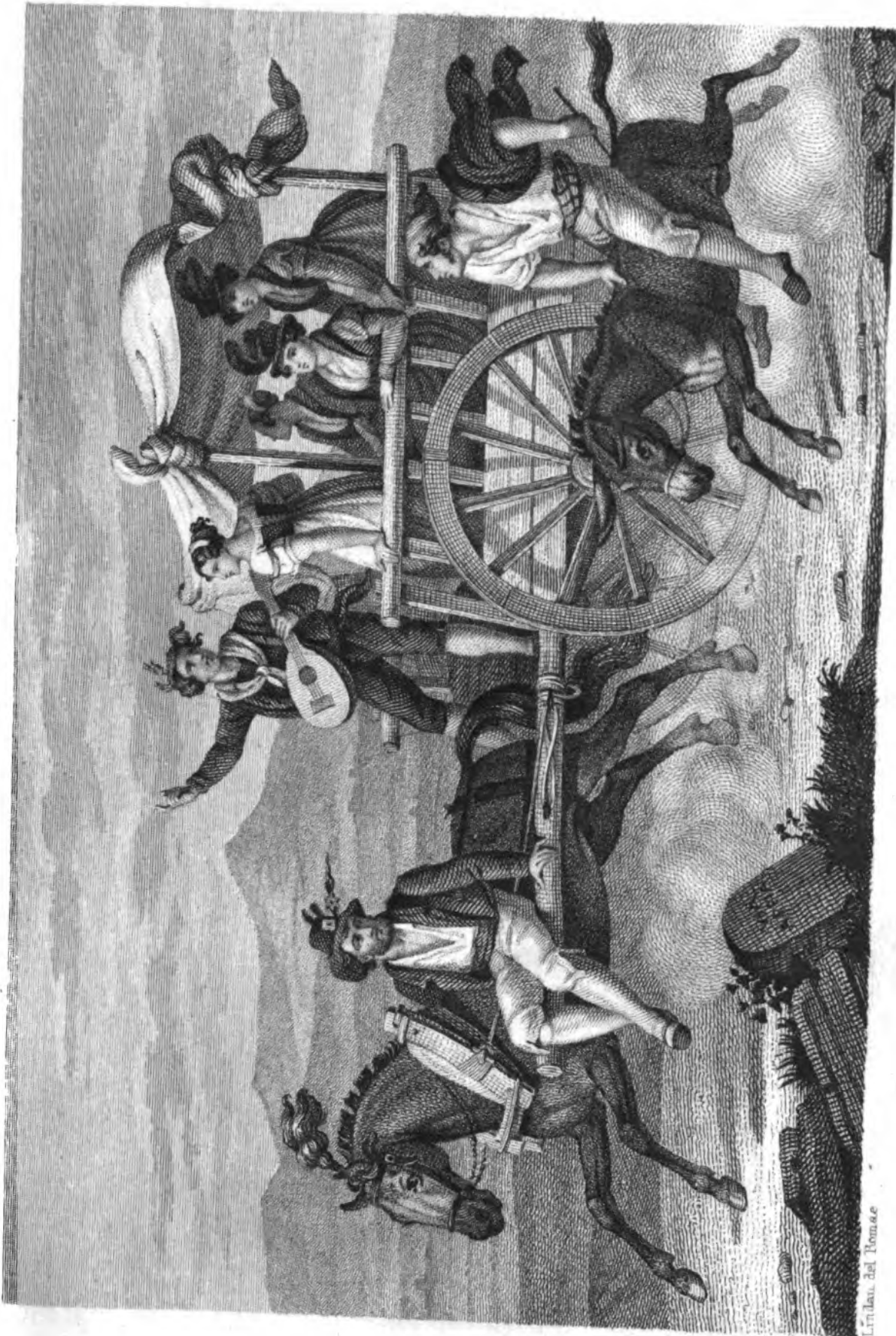
Kleine Gallerie von Scenen aus dem italienischen Volksleben.

Unter dieser Ueberschrift eröffnen wir in dem gegenwärtigen Jahrgange dieses Taschenbuchs eine kleine Sammlung bildlicher Darstellungen, bei denen unsre geneigten Leser und Leserinnen, wie wir uns schmeicheln, nicht ohne Vergnügen verweilen werden. Wir können um so mehr Anziehendes und Originelles in dieser Art versprechen, als uns durch die Zusagen zweier ausgezeichneten sächsischer, gegenwärtig in Italien sich aufhaltender Künstler, der Herren Lindau und Törmer, die Aussicht eröffnet worden ist, mit Arbeiten unterstützt zu werden, welche sie an Ort und Stelle lebendig aufgefaßt, und mit der von ihnen bereits bekannten Kunstvirtuosität gezeichnet haben. Eine kleine Beschreibung jedes Blattes, nach Andeutungen jener Künstler selbst, wird ebenfalls nicht unwillkommen sein. Möge denn diese erste Ausstellung für sich selbst sprechen, und den Beifall erwerben, der den Fortsetzungen günstig sein muß.

Vielleicht gelingt es uns in der Folge auch — wie schon Einleitungen getroffen worden — eben so aus dem Volksleben anderer Nationen malerische Stoffe dargeboten zu bekommen, und dadurch unsere Gallerie noch für einen größern Kreis auszubehnen, wodurch sie wie an Umfang so auch an Bedeutung gewinnen würde.

Theodor Hell.





Lindau del. Romae

F. Wagner sculp.

TRÜCKNER VOM MADONTESE.

1.

Rückkehr vom Madonnenfeste.

Flüchtig eilt der leichte Karren
Wieder vom Madonnenfeste
Daß der schöne Mai gegeben,
An dem Weg des Appius.

Dort in der Campagna zeigt
Sich die Kirche der Madonna
Del divin amore, allen
In des heitern Festes Schmuck.

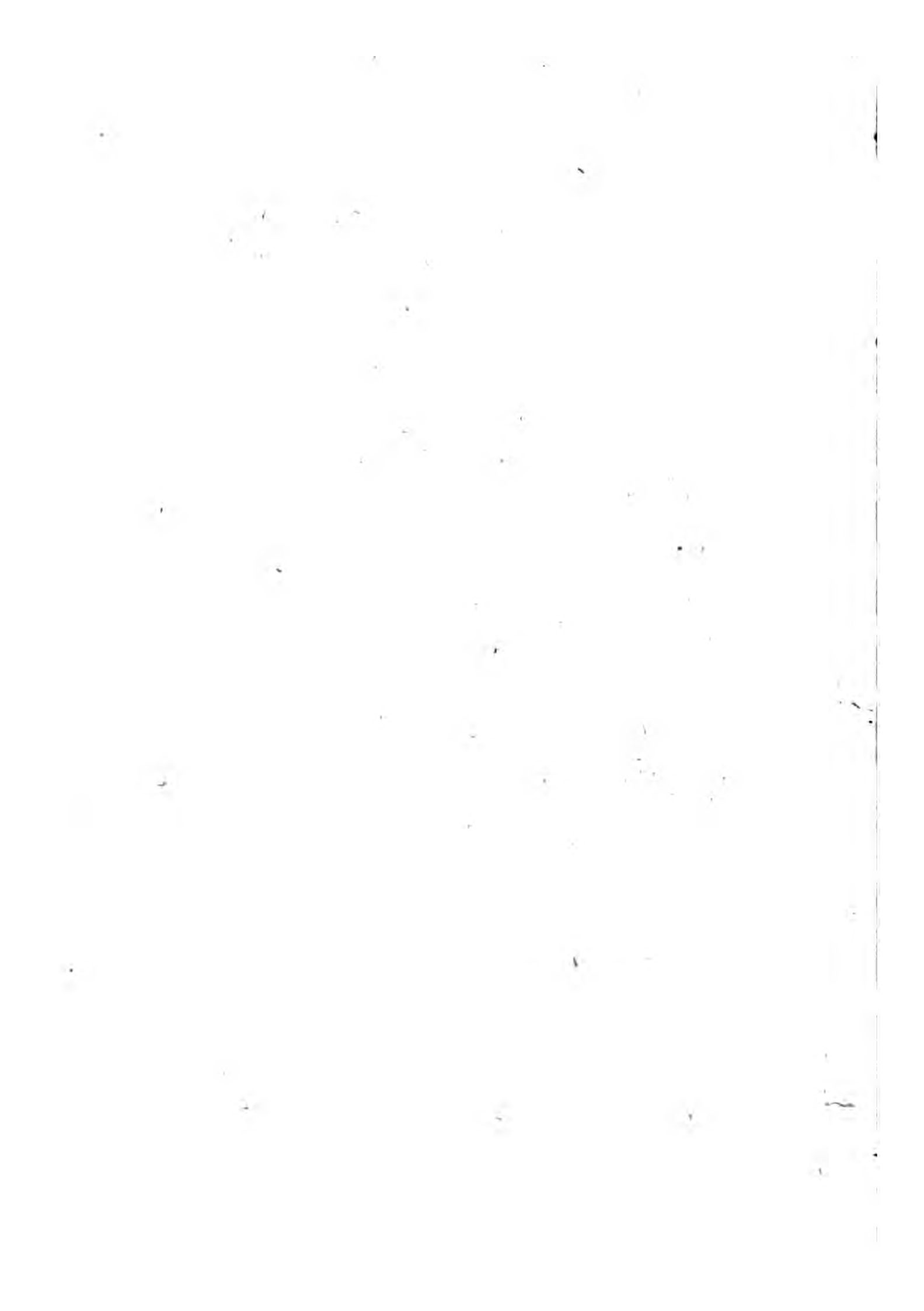
Und am Abend geht's dann fröhlich
In die alte Stadt der Römer
Wieder heim, wenn Wein und Liebe
Herz und Köpfe gleich entflammt.

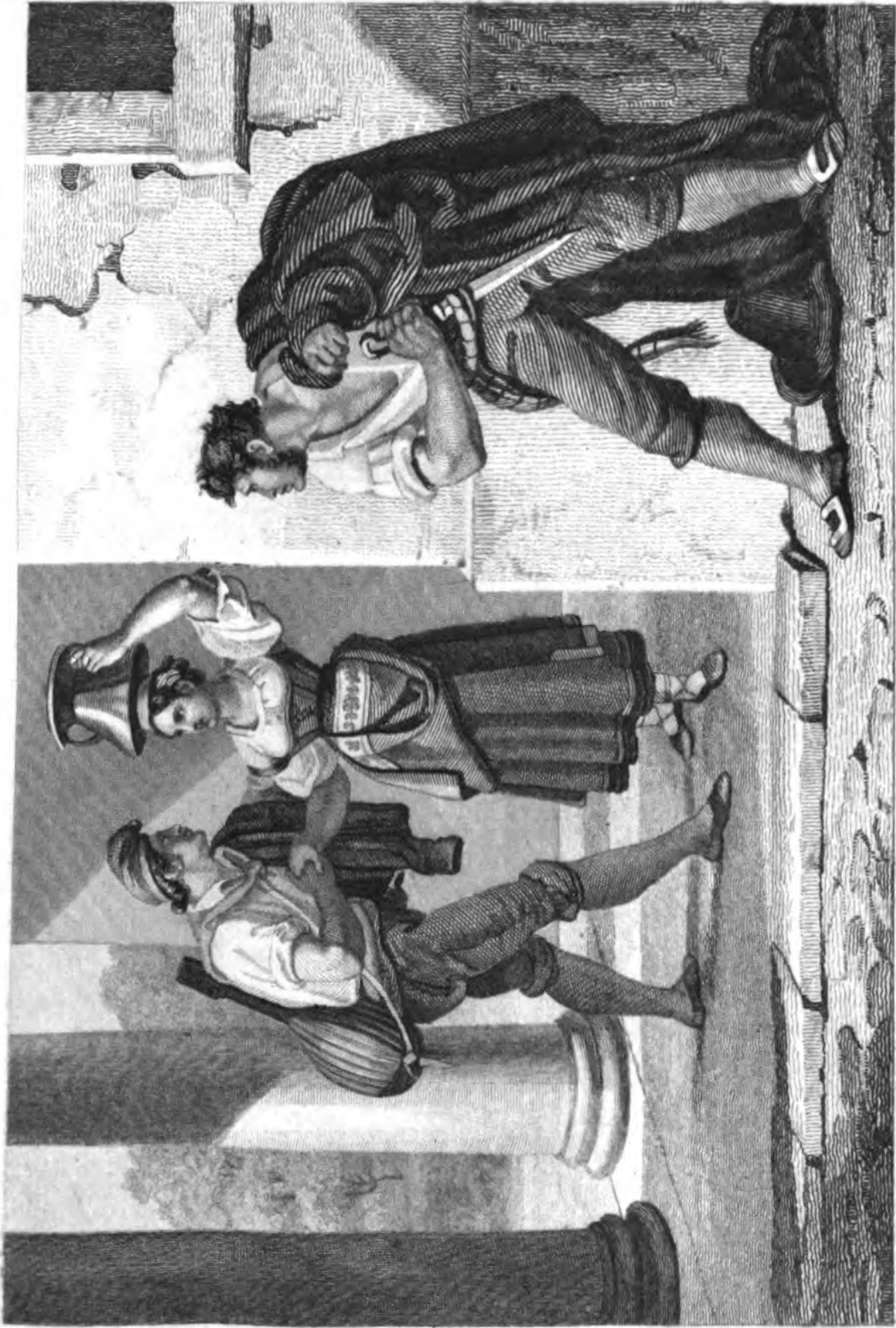
Fahren will der Römer, fahren,
Pfeilschnell, tosend, ob der Wagen
Auch von leichtgefugten Bretern,
Gilt ihm gleich, er fährt doch so.

Oben drüber spannt ein Betttuch
Er zum Schutze für die Frauen,
Setzt sich schwebend auf die Deichsel,
Ober singt zur Zither d'rauf.

Und daneben her der Nachbar,
Auf des kleinen Esels Rücken,
Den er mit dem Spizstock stachelt,
Daß er ausschlägt recht nach Lust.

Zubelnd, singend, lachend, fröhlich,
Unter Wolken Straßenstaubes,
Geht es heim so von dem Feste,
Und man schläft das Räuschchen aus.





Lindau del. Rome.

Bl. Hölzel sc.

L I E B E U N D B I E R S U C H T .



2.

Liebe und Eifersucht.

„Wenn ich wieder sie erblicke
 Mit Lorenzo Hand in Hand,
 Wenn ich noch einmal sie sehe,
 Wie sie gestern bei ihm stand,
 Soll dies Messer in der Scheide
 Wahrlich länger rasten nicht,
 Und ich übe an den Frevlern
 Selbst das strafende Gericht.“

Spricht's und schleicht sich an die Seite
 Neben jenen Säulengang,
 Wo nach spätem Wassers schöpfen
 Gitta kommt des Weg's entlang.
 Lauschet still, die Hand am Messer,
 Bis sie kommt, ob sie allein,
 Denn es soll noch dieser Abend
 Zeuge seiner Rache sein.

Und kaum tritt sie in die Halle,
 Naht sich ihr Lorenzo auch,
 Und sie fangen an zu kosen
 Nach der Liebe süßem Brauch,

Und er schlingt bei Liebeschwüren
Seinen Arm um ihren Leib,
Führet ihre Hand zum Herzen,
Nennt sie schmeichelnd schon sein Weib.

Und nicht länger trägt es Marco,
Stürzet vor in wilder Wuth,
Und taucht seines Messers Klinge
In Lorenzo's Herzensblut.
Gitta sinket ihm zu Füßen,
Mit dem Fuß stößt er sie fort,
Und blickt stolz auf seine That hin,
Denn ihm dünkt sie Recht, nicht Mord.



הנהגת המוסדות

הנהגת המוסדות

הנהגת המוסדות

הנהגת המוסדות

הנהגת המוסדות

הנהגת המוסדות

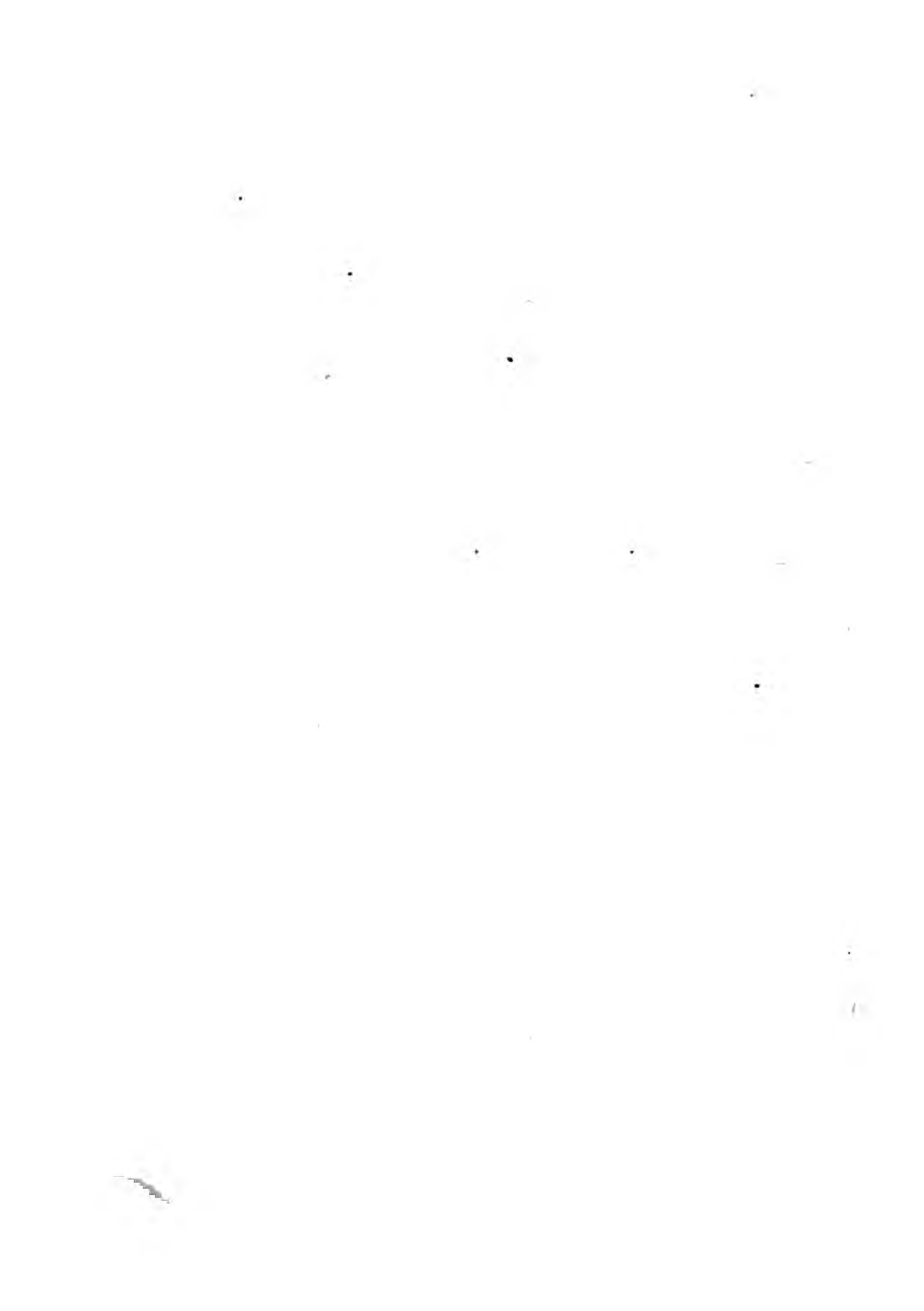




F. Wagner sculp. N. Bossé

LANDLEUTE AUS DEM VOLSKER GEBIRGE

Leubald Romée



3.

Landleute aus dem Volksfer-
Gebirge.

Die Sonne kommt! Zur Arbeit fort!
In's Feld, auf Wief' und Flur! —
Seht Ihr die frohe Gruppe dort?
Die Müh' ist Lust ihr nur.
Sie tanzt hinweg aus kleinem Haus
Zur Arbeit fort, als geh's zum Schmaus.
Wie herrlich ist dort Berg und Thal,
Wie reizend jeder Hayn!
Wie labet süß des Morgens Strahl
Zur heitern Freiheit ein.
Es tönet Zither-Spiel und Sang
Und tanzend geht's den Weg entlang.
In diesen Bergen wohnet gern
Des Frohsinns reine Lust,
Da bleibt die trübe Sorge fern,
Und Freude hebt die Brust;
Ein malerisch Gewand umgiebt
Den Volksfer, der sein Bergland liebt.

Er baut die kleinen Städtchen fest
An steiler Felsen Hang,
Ein sich'res, reizendes Versteck
In wilder Zeiten Drang,
Wenn aber Ruhe ringsum lacht,
Ist er des Feldbau's treu bedacht.

So ziehe hin, Du kleine Schaar
In trauter Heiterkeit;
Dein Boden bietet gern Dir dar,
Was gnügsam Dich erfreut.
Heimkehrend nach der Arbeit winkt
Die Freude, wenn die Sonne sinkt.



100

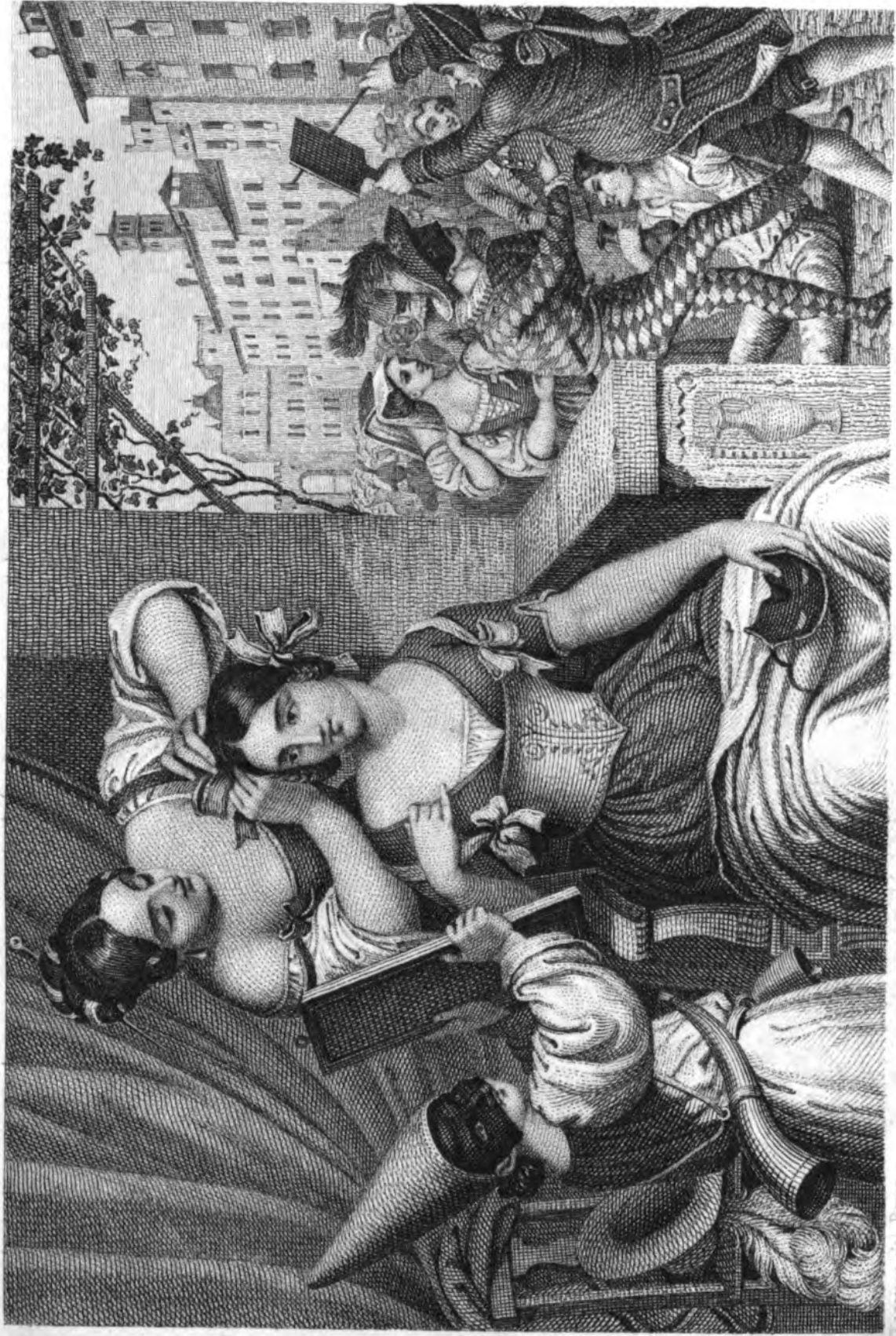
100

100

100

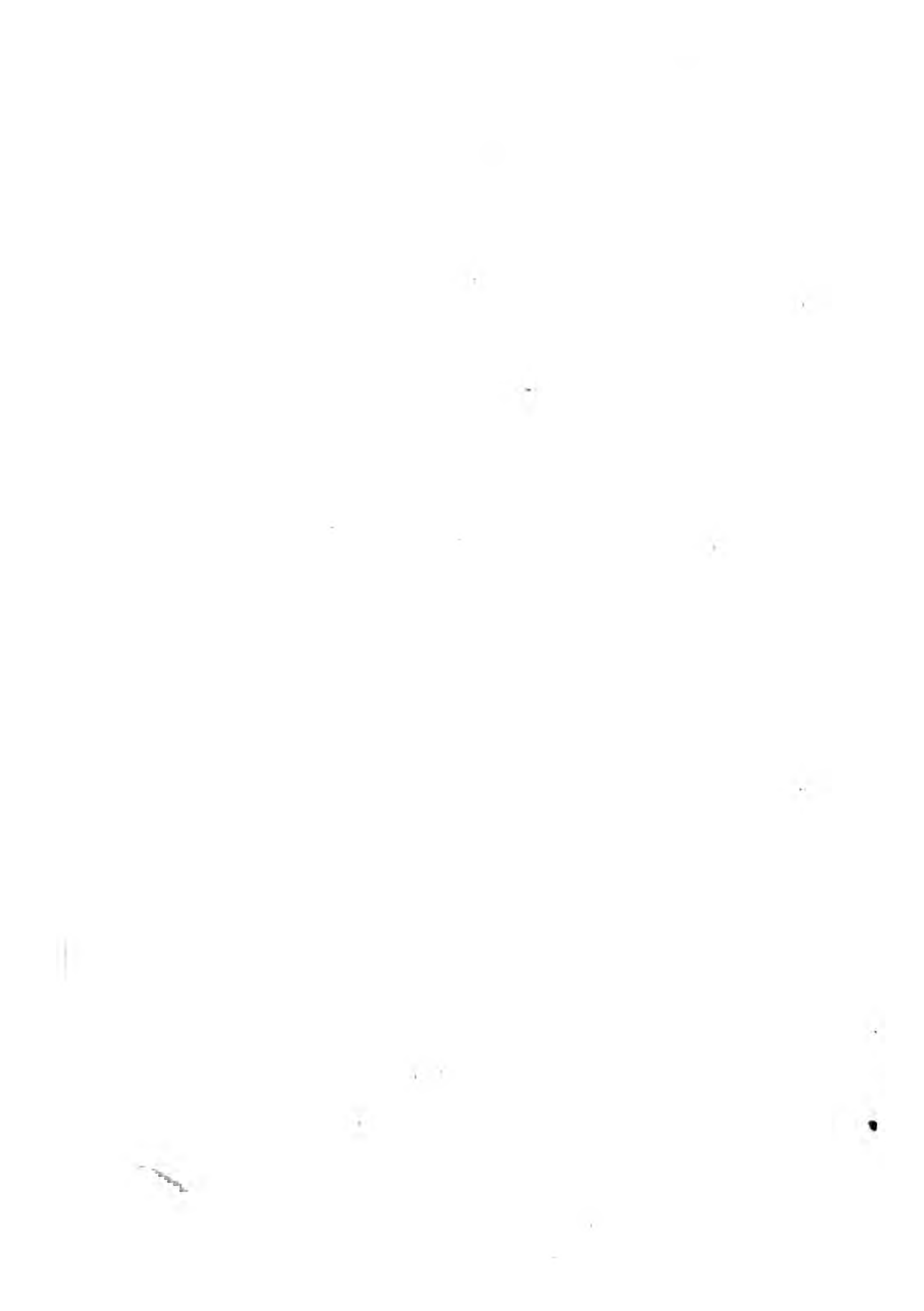
100

100



Fried. Wagner sc. Vogler

Verlag v. Poeschl



4.

Toilette zum Carneval.

Stecke mir geschwind die Schleife
 In das Haar noch, liebe Rosa,
 Und Du, Bruder Giovacchino,
 Halte mir den Spiegel, daß ich
 Mich darin beschauen könne,
 Ob die Kleidung die ich wählte
 Lieblicher Albanerinnen
 Mir auch überall recht passe.
 Hast Du, Brüderchen, doch Deine
 Maske schon Dir vorgebunden,
 Daß am ächten Pulcinello
 Nicht das mindeste mehr fehle,
 Nicht das Horn am Schnürchen hangend,
 Nicht die große Glock' im Gürtel.
 Sieh', da draußen auf der Straße
 Treibt sich's schon im Gaus und Brause
 Mit des Carnevals Gestalten.
 Dieser Doctor kündigt allen,
 Daß er unfehlbarer Mittel
 Eine ganze Schaar besitze,
 Die den Tod selbst bannen können,
 Und der Arlecchino hört es,
 Ist davon ganz überzeugt schon,

Und schlägt vor Vergnügen, daß ihm
Solches Heil bereit, ein Schnippchen.
Doch der Trunkenbold, der ohne
Große Sorge sich die Straße
Zur Gieste hat erkohren, scheint
And'rer Meinung, und behauptet
Daß die wahre allgemeine
Heilkraft in der foglietta. —
Nun, mich dünkt, mein Anzug stehe
Mir nicht übel: komm denn, Bruder,
Und laß auch uns auf dem Corso
Fröhlich unser Heil versuchen.



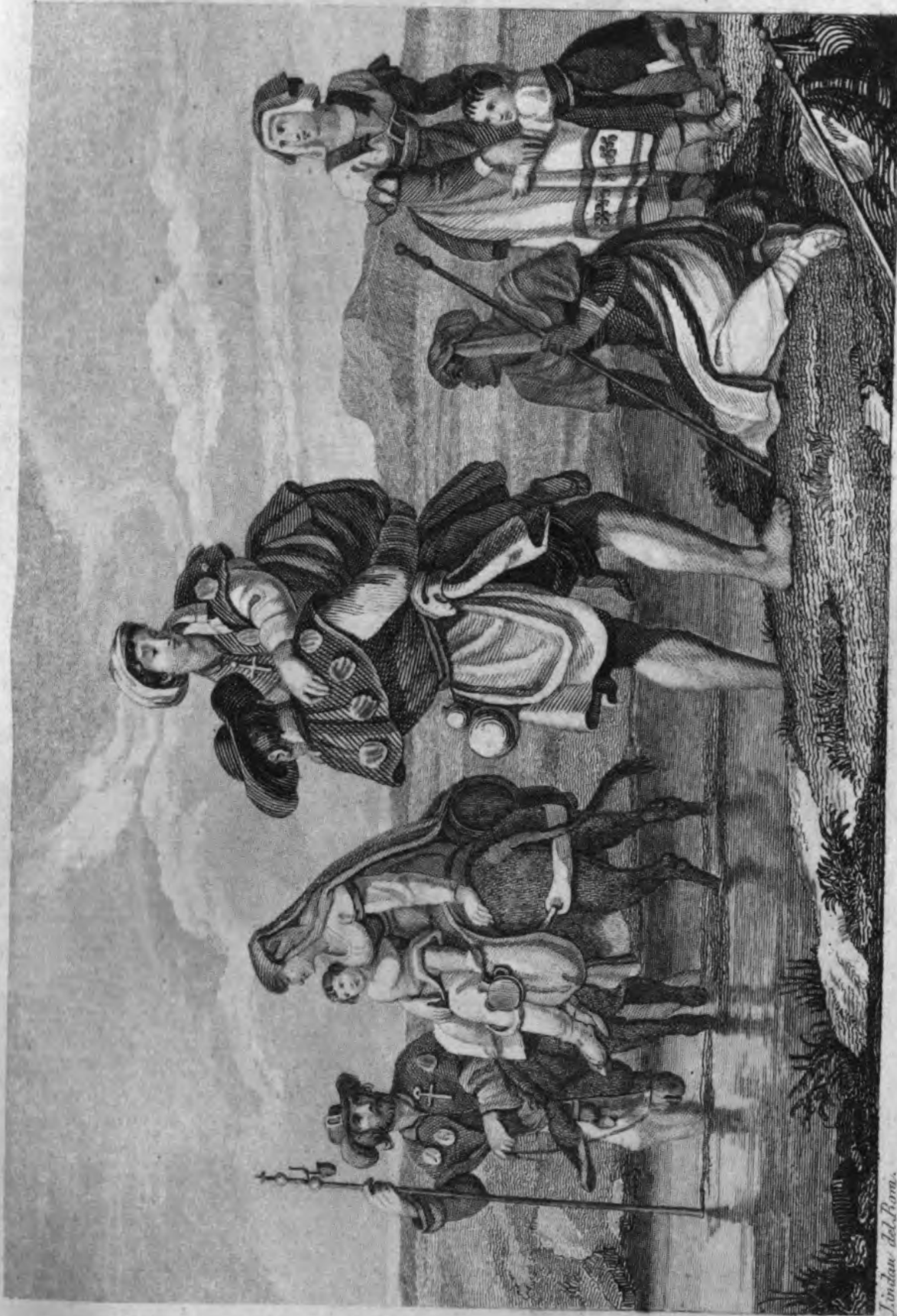


BRITANNISCHES MUSEUM ALBERT WILHELM VON ALBEN ALPENNINEN.



1

2



L'éditeur del. Rom.

Bl. Hugel sc.

PROVINCE PUGHERAUS DIEN NEAPOLITANISCHEN ALPIENNINIEN.



5.

Fromme Pilger aus den neapolitanischen Apenninen.

Wir wollen in die Stadt der Städte
Zum Osterfest in Petri Dom.
Nimm freundlich in die heil'gen Mauern
Uns auf, Du hohes, heil'ges Rom!

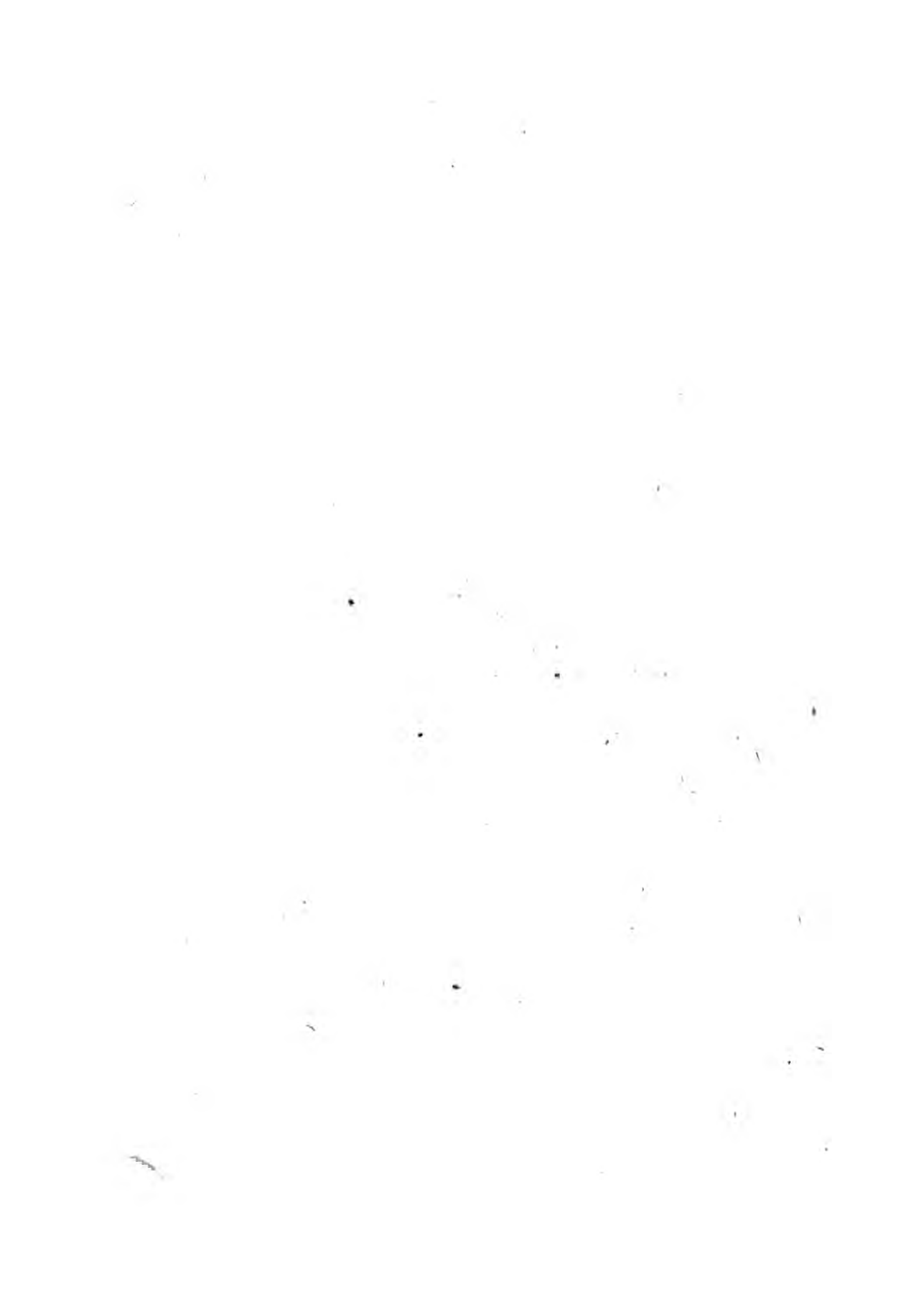
Mit Weib und Kindern kommt gezogen
Der Pilger gläubig fromme Schaar;
Wir bringen zu dem Fest der Feste
Dem Christ die treuen Herzen dar.

Nicht hemmet uns der Berge Rücken
Und nicht der Bach auf unserm Weg,
Wir ziehen fort mit frohem Muth
Und brauchen Brücke nicht noch Steg.

Es stärkt die Fluth mit leisem Rosen,
Und kühlt der Frühlingssonne Brand,
Die Kleinen tragen wir hinüber
Und ziehen weiter fort durch's Land.

Heil uns, wenn endlich wir gekommen
Zur Stadt des heil'gen Vaters nun,
Da sollen uns're Knie' sich beugen
Und uns're müden Füße ruh'n.

Da feiern wir mit all' den Gläub'gen,
Herströmend rings von Ost und West,
Im heil'gen Dom der Stadt der Städte
Das schöne, heil'ge Osterfest.





ELISA VON DER RECKE.

Aureliens Held.

Erzählung aus dem Kriegsleben

von Wilhelm von Lüdemann.

Für Deutschland war der Tag der Ehre wieder angebrochen. Besiegt in der Völkerschlacht, die das Geschick Europa's entschied, wälzten sich die französischen Heeresmassen rückwärts dem Rheine zu, den ihr übermüthiger Fuß, als wäre er keine ewige Völkerscheide mehr, so oft überschritten hatte. Der Zauber war gebrochen, die Völker von seiner drückenden Schwere plötzlich befreit, griffen wieder zu ihrem natürlichen Rechte. Diesseits des alten Hüthers der deutschen Gauen verstummte der französische Uebermuth; zurückgelassene Haufen von Gefangenen und Verwünschungen verrathener Freunde war alles, was von so vielen Triumphzügen übrig blieb. — Allmählig lenkten sich die Massen der Sieger vom Main abwärts den Schweizerbergen zu, an denen das Abendroth der europäischen Freiheit nie ganz verglüht war. Es war im Anfang des Winters.

und die Frage zwischen dem Krieg, der das begonnene Werk der Befreiung vollenden, und dem Frieden, der den Sieg auf halbem Wege unterbrechen sollte, schwebte noch unentschieden. Es war die Zeit, wo das „Für und Wider“ alter Schmach und neuer Ehre in allen Kreisen lebhaft besprochen wurde, und wo das wiedergeborene deutsche Volk mit Ungebuld seinen Arm, der den Sieg ergreifen gelernt hatte, gehemmt, das glückliche Schwert in die Scheide zurückgebrängt sah, und mit Verlangen das Zeichen erwartete, das diesen verhassten Bann lösen sollte.

Ein Glanz, der im Verbleichen noch die Augen der Fürsten blenden wollte, hielt dieß Zeichen zurück. Niemand ahnete, wie locker das Band sei, das den Eroberer und sein Volk verknüpfte. Eine entschuldbare Scheu warnte vor einem Volkskrieg in Frankreich, und an der Grenze stand der Sieger still und bot gern oder ungern noch einmal die Friedenshand. — Es war die Zeit der Unterhandlungen, ein Augenblick der Ruhe in dem raschen Siegeszug der Völker vom Niemen bis zu den hochmüthigen, vom eigenen Stolz verrathenen Seineufem.

Diese Zeit hatte Verborgenes an das Licht gebracht, hohe Stellungen untergraben, Mächtige gestürzt, Gekemüthigte erhoben, den Gefangenen zum Sieger, den Sieger zum Gefesselten umgewandelt, die Bethargischen begeistert, Entmüthigte mit Lorbeer geschmückt und Alle mit einem neuen Geist belebt. Deutschland hatte sich selbst wiedergefunden, und ein schönes Morgenroth

leuchtete seinem schönsten Tage vor. Der Glaube an eine göttliche Nemesis, an dem nur wenige Treue festgehalten hatten, war gerechtfertigt; wiederum war die ewige Gerechtigkeit der Geschichte erkannt und gläubig und vertrauend wandten sich die Völker und die Einzelnen von dem Bilde des gehrochenen Uebermuths, zu dem Auge empor, das über die Völker, wie über die Einzelnen wachte und stets wacht.

Unter denen, die über diese Umgestaltung der Dinge in Sorgen geriethen, war Graf Hochfeld nicht der am wenigsten Besorgte. Neun Jahre waren vergangen, seitdem er aus einer wenig bekannten Stellung in rascher Folge durch alle Beamtenstufen zum Minister empor gestiegen war, man behauptete auf besondern Befehl des französischen Gewalthabers; denn dahin war es mit Deutschland geziehen, daß seine Fürsten den Dienern vertrauen mußten, welche an der Seine gefielen. Diesem Uebermaaß der Schmach verdankte Graf Hochfeld Rang, Macht, Ansehn und Einfluß. An seiner Emsigkeit, an seinen häufigen Reisen nach Paris erkannte man nur, theils daß er in mancherlei Intriguen verwickelt, theils daß er dem französischen Hofe ein überaus angenehmer Unterhändler war. Einige erzählten von einer geheimnißvollen Theilnahme an dem unglücklichen Geschick des vielbeklagten Prinzen von Enghien, Andre schrieb seinen Einfluß der Gründung des Rheinbundes zu, für den der Graf allerdings eine nicht geringe Thätigkeit entwickelt hatte; man wußte, daß er mit dem Kaiser in persönlicher Verbindung stand,

und daß sein Ansehn im Vaterlande sich hierauf vorzüglich stützte. Erwartet und natürlich war es daher, daß er nach der Völkerschlacht seinen Abschied genommen hatte, aus der Hauptstadt verschwunden, und auf einem seiner Schlösser in der Nähe von Heidelberg bemüht war, einen schnell gewonnenen und schnell entschwindenen Glanz durch die strengste Zurückgezogenheit vergessen zu machen.

Seine Kinder, die schöne Aurelie und Anton, sein neunjähriger Sohn hatten ihn nach Waldkirch begleitet. Das Schloß lag seitab von dem großen Heerwege, dem die Truppenmassen folgten, und die stille Schönheit des Neckarthales schien mit ihrer Heimlichkeit und Verborgenheit den Absichten des Grafen, welcher vor allen Dingen den Sturm vorüberziehen lassen wollte, wohl zu entsprechen. Kein Ort konnte dazu besser gewählt sein als Waldkirch, halb verborgen in Nußbaum- und Castanienwäldern, wie in den Windungen des reizenden Neckar, geschützt von nur halb zugänglichen Bergen und doch wieder hoch und nahe genug gelegen, um einen trefflichen Beobachtungspunct für die Ereignisse des Tages abzugeben.

„Hier, mein Kind,“ sprach der Graf zu Aurelien, nachdem die Familie im Spätherbst ihr sicheres Asyl erreicht hatte, „hier wird uns die Ruhe zu Theil werden, deren ich, wie Du bedürfen. Denn täuscht mich nicht alles, so gehört meine starke und treue Tochter auch nicht zu denen, die um einer Wolke willen, ihren Glauben an die Sonne aufgeben, in deren Strahl

sie erwachsen sind, oder die ihre Ueberzeugungen auf den Ausgang Eines Tages setzen. Hier, mein Kind, können wir den Triumph einer Sache ungestört erwarten, der wir, Du weißt es, alles verdanken, und der wir voreilig nicht heute schon entsagen dürfen.“

„Entsagen?“ rief Aurelie. — „Nimmermehr! Ich kenne das Wort nicht. Laßt sie doch abfallen die Thoren, welche den Riesen niedergestreckt glauben, weil er sich zur mütterlichen Erde herab bückt, um neue Kraft zu sammeln. Wir bleiben treu. Muß ich ihm nicht treu bleiben, dem Helden, in dessen Bewunderung ich groß geworden bin? Dem Unvergleichlichen, dessen geistiges Uebergewicht auch den widerspenstigen zu ihm hinüberreißt, der das Schicksal der Welt in der einen Hand, mit der andern den Samen der Freiheit und der Aufklärung ausstreut, mit seiner Augen Wink der Welt gebietet und sie beseligt, der Berge und Thäler mit der Bewegung seines Fußes, wie die Dämme und Mauern alter Vorurtheile niederwirft, jeden Widerstand durch den Blitz seines Geistes besiegt; des einzigen Mannes in dieser Zeit der Entnervung.“ —

„Du hast Recht, mein Kind,“ fiel der Graf ein — „der Tag ist nicht zu Ende — er wird wiederkehren. Indes jetzt ist Nacht.“

„Die Sonne wird glänzender wieder emporsteigen, als sie unterging,“ fiel Aurelie ein. „Frankreich ist der Mutterschooß des Riesen; er beugt sich zu ihm herab, um neugeboren, strahlender, größer, als je sich daraus hervorzuheben. Ich bitte Sie, mein Vater — kein

Indeß — kein Zweifel. Ich habe mit Ihrer Vorsicht nichts gemein; wir sind in der Sache einig, aber aus verschiedenen Gründen. Sie theilen meine Ueberzeugung; aber Sie tadeln meine Sprache. Sie sind Diplomat, Staatsmann, ich bin ein Weib — lassen Sie mich sprechen für ihn, den ich liebe, weil ich ihn bewundern muß und für den ich nicht streiten kann! Wäre ich Sie — wäre ich nur Anton — ich würde nicht bloß sprechen.“

„Ganz recht, meine Tochter,“ sagte der Graf erfreut, aber unruhig. „Allein blicke um Dich — sieh, was uns umringt. Bezwing dich, Du kannst dich — Du kannst mich in Gefahr bringen, Aurelie. Verbirg Deine Ueberzeugung. Der Obrist, wenn er auch ein entfernter Verwandter Deiner Mutter ist, beängstigt mich — und heute erwarten wir die Preußen.“

„Mögen sie doch kommen,“ rief Aurelie; „mögen sie mich hören. Was in meiner Seele lebt, verberge ich nicht — ich bin stark, man hat mich dazu erzogen, mir selbst genug zu sein. Dort im Lande meiner Mutter bin ich einheimisch. Sie hätten mich in meinem lieben St. Cyr lassen sollen, dort, wo ich den Unvergleichlichen bewundern und lieben lernte.“

„Es ist nicht anders, mein Kind,“ fiel der Graf ein — „Du mußt dich überwinden. Eine andre Sache trägt jetzt den Sieg davon. — Dein Vater — höre ihn, mein Kind — Dein Vater ist nicht ohne Schuld in den Augen der Verfechter dieser Sache. Ich denke

ungern daran — laß Dir genügen, daß er Dinge und Geister zu fürchten hat, die nun schon neun Jahre lang begraben sind. Was damals geschah, geschah wider seinen Willen — bis dahin glaubte er nicht, daß die Verfolgung gehen würde — es ist wahr — aber es ist geschehen — und die Geister stehen nun auf, um uns zu schrecken. Ich bitte Dich, sei vorsichtig, entsage den vertraulichen Gesprächen mit dem Obristen — laß unsre neuen Gäste nicht empfinden, daß sie hier unwillkommen sind. Sie werden vielleicht nicht lange bleiben. Die Zeit wird vorübergehen, und Du bist dann wieder frei. Es ist nur der Augenblick, der uns unsre Gesinnung zu verbergen gebietet, und die wahre Treue scheut solche Augenblicke nicht.“

Aurelie war von den unruhig gesprochenen Ermahnungen des Vaters überrascht. Das Wort „Schuld“ sank schwer auf sie herab. Denn sie selbst war rein und schuldlos. Indesß wußte sie, was der Vater unter seiner Schuld verstand, besser, als er selbst. Sie wußte, daß es nur eine Schwachheit war, die er mit diesem Namen bezeichnete. Aber in dem Nachdenken darüber schwieg sie.

„Laß uns den Obristen nach Kräften vor unsern neuen Gästen verbergen,“ sprach der Graf weiter, indem er Aureliens Hand ergriff, „und jetzt gesteh mir — Aurelie — denn die Zeit drängt, gesteh mir, ob Du etwas mehr, als Wohlwollen für ihn fühlst?“

„Wo denken Sie hin, mein Vater,“ rief Aurelie. „Der Obrist ist mir gleichgültig. Ich liebe die Sache, den Ruhm, die Fahne, für die er geblutet hat, ich liebe den Helden, den er liebt.“

„Wohl,“ sprach der Graf. „Wir haben das Unfrige gethan. Ich habe den Aufenthalt des Schwerverwundeten in meinem Schlosse der Behörde angezeigt, man hat ihm verstattet, seine Herstellung hier abzuwarten, und sich wenig Mühe gegeben, ihn als Gefangenen zu behandeln. Die Ordonnanz im Hofe ist mehr zu seiner Bedienung, als zu seiner Bewachung da. Er hat sein Ehrenwort gegeben, und wird es nicht brechen. Von dieser Seite sind wir ohne Verantwortung. Aber ich bitte Dich —“

Ein Geräusch in der Hausflur unterbrach den Grafen. Es waren Fouriere, welche die Ankunft der erwarteten Gäste meldeten. Aurelie sprang auf und drückte ihr Gesicht an die Scheiben. Ihr Vater verließ das Gemach, um die Offiziere zu empfangen, welche mit ihren Leuten das Cantonnement von Waldkirch bilden sollten.

Das ganze Schloß gerieth in Aufruhr; es war die erste Einquartirung, welche der Sieger hieher schickte. Der Graf bemühte sich, seiner Stimme den Ausdruck des Willkommens zu geben, dem sein Herz widersprach, und er kam damit auch zu Stande.

Der muntre Anton war bereits mitten unter den Kriegern, er hatte sich einem jungen Jägeroffizier an den Arm gehängt und zerrte ihn zu seinem Vater.

„Ich heiße Sie willkommen, meine Herren,“ sprach der Graf. „Was dieses Haus gewährt, ist zu Ihren Diensten bereit.“

„Das wäre zu viel, Herr Graf!“ sprach Franz von Felseck, der junge Offizier, den Anton dem Vater zuführte. „Wir brauchen wenig, und wir sind ja Ihre Landsleute. Die Zeiten sind vorbei, wo der Herr des Hauses der Diener seiner Gäste war. Ich denke der übermüthige Sieger soll Sie mit seinen Besuchen nicht mehr belästigen.“

„Allerdings, wir haben viel gelitten,“ sprach der Graf. „Dem Himmel sei Dank — es ist vorbei; mit Ihnen kehrt eine bessere Zeit bei uns ein. Wir vertrauen darauf, und sind Ihnen für dieß Geschenk zu hohem Dank verpflichtet.“

Er selbst führte seine Gäste zu den Zimmern, welche für sie in Bereitschaft gesetzt waren. Eine reichliche und ausgesuchte Bewirthung stand bereit. Man machte sich's bequem, war gegenseitig mit einander zufrieden und schied in behaglicher Stimmung von einander.

Der Graf war den ganzen Tag überaus bemüht, seinen Gästen gegenüber den angenehmen Wirth zu machen; Aurelie aber kam nicht zum Vorschein. Bald war Jedermann in dem geräumigen Gebäude bequem genug eingerichtet, und die jungen Krieger vermißten nichts darin, als — eine schöne Wirthin.

Man forschte der Familie des Grafen nach; allein, man erfuhr nur, daß seine Gemahlin, eine geborne Französin, vor zwei Jahren gestorben, und seine Toch-

ter seit einiger Zeit menschenscheu geworden sei, und ihr Zimmer selten verlasse.

„Wohl,“ sprach der Major, „dessen mit Orden gezierte Brust den alten Soldaten verkündete, da werden meine jungen Cameraden ihren Complimentenschatz wohl für sich behalten müssen. Unsern biedern Wirth gegenüber brauchen wir kein Complimentirbuch.“

„Desto besser,“ fiel Hauptmann Spanheim ein. „Wir sammeln für ein andermal.“

„Die Schleiße möchte dann springen,“ sagte Franz. „Hu! der Krieg ist doch ein wüßtes Gewerbe. Seit zwei Monaten weiß ich nicht mehr wie eine Weiberstimme klingt. Und hier auch nicht! Soll man denn alles verlernen? Nichts als Kanonen und Sieg? Aber Freunde, lebt man denn vom Ruhm? Ich wenigstens, ich brauche mehr; fürwahr, ich schmachte nach irgend einem Abenteuer zarter Art.“

„Da sieht man den jungen Musensohn, den Partiegänger des Mars,“ rief der alte Major. „Franz, Du bist ein prächtiger Junge; aber Deine verliebten Friedensgrillen mußt Du fahren lassen. Soldat mußt Du bleiben.“ —

„So lange das Vaterland meinen Arm braucht, bin ich's,“ gab Franz zurück, „und so lange der Thron des neuen Alexander steht, begleitet mich dieser Degen. Mein Abschiedsgesuch ist fertig; ich datire es aus Paris.“

„Ho, ho,“ rief sein Chef, „der Weg ist weit, und Ihr kennt die Champagne nicht!“

„Ein Volk, im Sturm erstanden,“ gab Franz zu-

rück, „überfluthet jeden Damm. In drei Monaten sind wir in Paris, und Felseck empfiehlt sich seinen lieben Cameraden.“

„Die lange darauf zu warten haben,“ sprach der Major lachend. „Kinder, ich bin ein alter Soldat! Sagt mir, giebt es schöneres in der Welt, als den Krieg und den Sieg. Dieses Hin und Her, Auf und Ab, das das Leben bewegt und ihm Reiz giebt, diese Fluth von Veränderung, Genuß, Entbehrung, Leid und Ueberwindung, in dem man recht eigentlich erst zum Gefühl des Lebens erwacht — ist das nicht die Blüthe des Daseins? Geht denn irgend ein andres Gefühl über die Empfindung, mit der man bei klingendem Spiel, Keiser am Eschako, stolz und groß, durch eine dem Feinde abgenommene Stadt zieht, deren sämtliche Fenster und Thüren von hübschen Gesichtern, halb staunend, halb bangend, angefüllt sind. Ich kenne nichts Schöneres, nichts Erhabeneres, und ich begreife gar nicht, warum die Fürsten vor dem Kriege so zaudern und zagen.“

„Ein gerechter Krieg, wie dieser, ist eine schöne Sache;“ fiel Hauptmann Spanheim ein.

„Allerdings,“ sagte Franz, „wenn man nur nicht so über die armen Kornfelder querselbein marschirte! Bertretene Aehren sind mir immer ein Gräul gewesen.“

„Und vollends die Mädchen,“ fiel der Hauptmann ein, „die sich für den kleinsten Schatten eines Helden passioniren, bestände er auch nur in einem klingenden Säbel!“

„Ja, auch sie,“ rief Franz — „arme zertretene Aehren, die der Krieg oft schlimm genug geknickt.“

„Der liebe sentimentale Junge,“ sprach der Major, „indem er Franzen an sich zog. Nimm's mir nicht übel, wenn ich Dich zuweilen duze und hånsele. Du bist ein Neuling, man hörts an Deinen „zerknickten Halmen!“ Ein bißchen Gewöhnung, Freund, und alles ist vorbei.“

„Frieden, ihr Sånker!“ rief der Hauptmann, indem er eine Flasche öffnete.

„Ja Frieden,“ sagte Franz, und griff zu seinem Glase. „Er soll leben!“

Es war Abend geworden. Die Fenster des Schlosses fingen an sich zu erhellen. Der Saal, welcher den Offizieren zur Wohnung angewiesen war, ging mit den seinigen nach dem Garten hinaus; ihm gegenüber, im Hintergrunde einer englischen Partie, erhob sich ein Kiosk, dessen schlanke Form man im Dämmerlicht des Abends unterschied.

„Wer mag dort jenen Tempel bewohnen,“ rief Franz, der das Fenster geöffnet hatte; „denn bewohnt ist er, mich dünkt, ich sehe ein schwaches Licht darin.“

Die Kameraden traten hinzu. „Still,“ rief der Major, „schleicht da nicht etwas? Aufgeschaut, seht Ihr die hohe dunkle Gestalt, die sich dort am Geländer hindrängt. Gebt doch Acht! Mir dünkt, die kleine Laterne unter dem Mantel halb verborgen, deutet auf kein gutes Gewissen.“

„Bliß noch einmal!“ rief Spanheim; „er öffnet den geheimnißvollen Kiosk. Seht Ihr das Licht an den Fenstern emporsteigen? Setzt winkt es oben in der Kuppel. Dahinter steckt etwas; laßt uns Acht geben!“

Der Hauptmann brachte seinen kleinen Dollond herbei, und man fing an zu beobachten. Zum deutlichen Erkennen war die Entfernung zu groß und das Licht zu schwach. Aber man sah die dunkle Gestalt sich in dem Zimmer bewegen, ein paar Träger brachten verdeckte Körbe, aus denen allerhand Unerkennbares, das wie Waffen blinkte, heraus genommen und im Zimmer vertheilt ward; alles ging schleichend und heimlich her. Die Diener verließen den Gartensaal, und man hörte diesen verschließen, indem die große dunkle Gestalt allein darin zurück blieb.

Eine verzeihliche Neugierde hatte die Krieger ergriffen; man schlich in den Garten hinab und drängte sich an den Kiosk; Spanheim bestieg einen Baum — aber alles umsonst. Man entdeckte nichts, denn das Licht des Kiosk erlosch eben, als man den rechten Punct für die Beobachtung gefunden hatte. Dagegen nahm man an einem der höhern Schloßfenster, dem Gartenhause gegenüber, durch die nächtliche Dämmerung eine Art von Fahne wahr, deren Bestimmung sofort als ein Signal für den Bewohner des Kiosk gedeutet wurde.

Mit dieser Entdeckung mußten die Freunde sich für heute begnügen, man schob die Fortsetzung des Feldzuges auf Morgen hinaus, da auch über die unsichtbare, und, wie es hieß, schöne aber menschenscheue Gräfin nichts weiter zu erfahren war.

Beim ersten Frühstrahl des Morgens standen Franz und Spanheim am Gartenfenster, indeß der Major von

seinem Lager her, sich über die Neugier seiner jungen Freunde lustig machte, die er theilte.

Die Läden und Salousien des Kiosk blieben lange geschlossen. Endlich öffnete sich die Thür, und die dunkle Gestalt von gestern trat heraus, um sich schnell in den Bosquets hinter dem Gartenhause zu verlieren. Man hatte nur Zeit einen Mann im blauen Oberrock, den Arm in der Binde, ein Band im Knopfloch, von gerader, imponirender Haltung, kurz so viel zu erkennen, als hinreichte, einen verwundeten Krieger zu bezeichnen.

„Ins Feld,“ rief Spanheim vom Fenster her; „das Geheimniß ist reif zur Entdeckung. Das Wild ist im Netz. Laßt uns doch sehen, wen man hier so sorgfältig vor uns verbirgt.“

Mit diesen Worten hatte er selbst und Franz Mantel und Säbel umgenestelt, der Major war in den Kleidern, und wie zum Morgenspaziergang, zu dem der milde Novembertag einzuladen schien, folgte man dem Unbekannten in das Bosquet.

Sein im Laube rauschender Fuß leitete bald auf seine Spur. Man sah ihn einsam und mit zur Erde gesenkter Stirn den verstecktesten Pfaden folgen; matt und trübsinnig schlich er einher, und düstere Gedanken, denen er nachhängen mochte, entzogen ihm die Wahrnehmung dessen, was ihn umgab. Das schöne männliche Antlitz beschatteten Narben und Gram; kurz man sah einen Krieger in ihm, der den Begräbnistag seines Ruhms feierte.

Das Band der Ehrenlezion im Knopfloch verrieth

deutlich genug den überwundenen Feind, und Spanheim, der diese Farben über alles haßte, trat ihm daher feck in den Weg.

Der Krieger erstaunte, aber er erschrock nicht. Beim Anblick der Lauscher versuchte er still grüßend einen andern Pfad einzuschlagen. Doch der Major und Spanheim traten ihm so nahe, daß ihm keine schickliche Ausbeugung übrig blieb.

„Darf man fragen,“ redete Spanheim ihn französisch an, „wohin diese einsamen Wege führen? Monsieur scheint ein Genosse des Hauses zu sein und wir sind hier fremd.“

„Ich weiß nicht,“ entgegnete der Fremde in gebrochenem Deutsch. „Die Herren dürfen ihrem Weg nur folgen, um es zu erfahren.“

„Unser Weg endet hier,“ sagte Spanheim, indem er seinen Säbel zur Erde niedersezte. „Wir sind hier in Cantonnirung und haben die Pflicht, für unsre und der Unfern Sicherheit zu wachen. Wen habe ich die Ehre vor mir zu sehen?“

„Oberst Rulhières,“ sagte der Fremde.

„Kriegsgefangener?“ fragte der Major.

„Für einen Augenblick;“ gab der Oberst zurück, und wollte gehen. Allein Spanheim trat ihm von neuem in den Weg.

„Hier ist der Commandant des Orts,“ sprach er, indem er auf den Major wies, „er verlangt mehr zu wissen.“

„So viel Ihnen gefällig ist, mein Herr,“ sagte der Obrist. „Ich wurde bei Hanau verwundet und bin hier, mit Erlaubniß Ihrer Chefs zur Reconvalescenz bis zu meiner Auswechselfung.“

„Bis dahin,“ sagte der Major, „muß ich um Ihr Ehrenwort bitten . . .“

„Das ist schon gegeben,“ erwiderte der Obrist, und suchte von neuem auszuweichen.

„Nicht von der Stelle,“ rief Spanheim, „bis man weiß, was den Herrn Obristen an diesen einsamen Ort fesselt. Die Depots der Gefangenen sind in Frankfurt und Aschaffenburg, so viel ich weiß.“

Röthe des Zorns stieg dem fremden Krieger in's Gesicht, indesß bezwang er sich.

„Sie sind zu jung im Dienst, mein Herr,“ sprach er, „um von dem unterrichtet zu sein, was man verwundeten Gegnern schuldig ist. Ich habe mit Ihren Chefs zu thun.“

„Denen ich berichten muß,“ fiel der Major heftig ein.

„Wie Ihnen beliebt,“ sagte der Andere, und strebte an ihm vorüber zu gehen. Dieser einsilbige Stolz mißfiel. — „Ich dünkte es wäre Zeit zu einer andern Sprache,“ rief Spanheim, und trat auf ihn zu.

„Man sieht, daß Ihnen der Sieg etwas Neues ist,“ gab der Obrist mit Betonung zurück. „Ich trage keinen Degen, mein Herr!“

„So ist hier der Meinige,“ fiel Spanheim ein, und der Major zog.

Der Obrist machte eine Bewegung, als wollte er die dargebotene Waffe mit der Linken ergreifen, als Franz zwischen die Erhitzten trat.

„Frieden rief er! Keine Beleidigung! Schämt Ihr Euch nicht, Kameraden; seht Ihr den Arm nicht in der Binde? Wollt Ihr mit einem Wehrlosen fechten, und achtet Ihr so den gerechten Schmerz, daß Ihr ihn mit Beleidigung bewirthe? Hinweg, sag' ich — der Angreifer hat es mit mir zu thun!“

Doch Spanheim war zu erhitzt, um sich sogleich zu besänftigen. „Die Herren können sich nicht an die Rolle des Besiegten gewöhnen, man muß sie ihnen einüben,“ sagte er. „Ich fordre Antwort, wer hält Sie hier in diesem Lusthause verborgen?“

Mit einem stolzen Blick wendete der Obrist ihm den Rücken, und setzte seinen Weg fort, indem Franz den Erhitzten von seiner Verfolgung zurückhielt.

„Es ist abscheulich,“ rief er, „sie pochen noch, die Uebermüthigen! Laß mich los, ich will ihm nach, ich will ihn lehren...“

„Nein,“ rief Franz entschlossen, und hielt den Erzürnten fest. „Nicht von der Stelle!“ — Der Major stimmte seinem Liebling bei und die Verfolgung unterblieb, sehr gegen Spanheim's Willen. Man sah den Obrist auf einem kleinen Umweg den Kiosk erreichen und diesen hinter sich verschließen. An einem Fenster desselben hing ein weißes Tuch, dem Signal am Schlosse gegenüber. Dieß verschwand sogleich.

Dies Abentheuer erregte Unruhe im Schlosse. Der

Graf erschien einige Zeit nachher und erzählte die nähern Umstände von dem Aufenthalt des Obristen, den er fast demüthig nicht weiter zu belästigen bat. Man versprach dies. Das Gespräch ging auf andre Gegenstände über, und endete damit, daß der Graf, als hoffe er damit die erhitzten Gemüther vollends zu beruhigen, die Anwesenheit seiner Tochter beim Mittagstisch versprach. Man fand sich zur bestimmten Stunde zusammen, nicht ohne eine gespannte Erwartung von Seiten der jungen Krieger.

Aurelie erschien im Saal, in dem ihre Schönheit, die der Schönheit gebührende Huldigung fand. Doch ihr Auge suchte den jüngsten der Offiziere. Ein Blick, der Dank und Achtung aussprach, ruhte mit sichtbarem Wohlgefallen auf Franz von Felseck.

Bei Tische war er ihr Nachbar; sie richtete die wenigen Worte, die sie sprach, ausschließlich an ihn.

„Ich bin Ihnen für den Frieden des Hauses verbunden,“ sagte sie. „Ich liebe den Ruhm, und sehe nicht gern, daß man dem Verdienst, welcher Art es auch sei, zu nahe trete. Ich nenne dies Gerechtigkeit. Ohne den Vorfall von heute Morgen würde ich Ihre Bekanntschaft für immer entbehrt haben.“

Franz fand keine Antwort, und als Spanheim diese übernahm, haftete Aurelien's Blick so strafend auf ihm, daß er schnell verstummte.

„Ich weiß nicht genau, Gräfin, auf welcher Seite das Uebergewicht des Ruhmes ist,“ sagte der Major; „aber der Ruhmreichste scheint mir immer der Besieger eines Ruhmreichen zu sein.“

„Dann wäre der Adler verächtlich,“ fiel Aurelie lebhaft ein, „der hundert Geiern erliegt.“

Der Graf rückte ungeduldig mit dem Stuhle.

„Der Adler, Gräfin,“ fiel Franz ein, „pflegt sich über die Wolken zu erheben, wenn er verfolgt wird; sein Nest haftet nicht an der Erde.“

Aurelie sah ihn theilnehmend an. „Ganz recht,“ sagte sie; „aber dem Mann ist die Erde alles. Wir Frauen allein haben das Recht, über der Erde zu wohnen, in den reinern Regionen des Ideals.“

„Nicht so sehr,“ rief der Graf jetzt mit einem bedeutungsvollen Blick, „als daß ihr Euch den Bedingungen der Welt nicht unterwerfen müßtet!“

„Doch!“ sagte Aurelie, „Wir können die Größe, die gefallene, wie die stehende, lieben, unbekümmert darum, was die Erde dazu sagt. Was wären wir Frauen auch, wenn wir nicht frei über unsre Liebe verfügen könnten, nicht lieben dürften, wo, wann und wie es uns gefällt.“

„Die gefallene Größe lieben, ist edel,“ sagte Franz.

„Aber nicht immer politisch und erlaubt,“ fiel Spanheim ein — „und uns mit den Geiern zu vergleichen ist mindestens — hart.“

Der Graf gab ihm Recht.

„Ich leugne diese Liebe nicht,“ sagte Aurelie entschlossen. „Mein Held ist der Held des Jahrhunderts, der die Zeit umgeschaffen, das Reich alter Vorurtheile durch das der Ideen verdrängt hat, in dessen Gefolge die Aufklärung über die Erde zieht, der Mann endlich,

der als die einzige kräftige Gestalt in unsern Tagen der Entnervung die Welt mit seinem Kriegsrühm füllt, der die Sonne ist, um die wir kreisen, der in den Schlachten siegt, die Intrigue wie eine Wucherpflanze zertritt und die Erde lehrt, was die vergessene Willenskraft und die verlohren gegangene Mannheit eigentlich sei. Mag die Welt der Kleinen und der Zwerge sich doch gegen ihn verschwören, mag er unter Nadelstichen fallen und erliegen, er wird ewig leben und ewig wird ihm meine Liebe bleiben.“

Auf diese begeisterten Worte folgte eine stumme Pause. Alle Blicke richteten sich staunend und verwundert auf Aurelien und der Graf schob ängstlich seinen Stuhl zurück. Auch Aurelie schwieg, während Franz mit starren Blick an ihrem Munde hing.

„Und in der That,“ hob Aurelie lebhafter an, „wen soll ein ehrliches Mädchen auch lieben in dieser Zeit der entarteten Männer, wenn Er es nicht ist? Ist unter allen seinen Gegnern auch nur ein Mann, der Liebe oder auch des Hasses würdig? Etwa die Fürsten, Minister und Generale, die zur Schmach des Vaterlandes ihm auf halben Wege mit dem Bekenntniß ihrer Ohnmacht entgegen kamen? Ich kenne nur eine Frau, die seiner Feindschaft würdig war, stolz, unbeugsam, willenskräftig und groß im Dulden, wie er im Handeln; als Fürstin, als Mutter, als Gattin groß wie er, mit einem Wort — Ihre Königin, meine Herren!“

Diese Worte erhöhten das Erstaunen der Krieger — ihr Verstummen gab Aurelien Zeit fortzufahren.

„Fürwahr, wen soll man bewundern und lieben, wenn wir diese Frau nicht bewundern wollen und diesen Mann, die beiden einzigen Charaktere unserer Zeit. Sie sehen, meine Herren, ich bin gerecht. Ich beneide Sie um Ihre Königin. Ihr allein kann ich es verzeihen, meinen Helden gehaßt zu haben, aber — sie hätte ihn lieben sollen, denk' ich.“

„Das ist etwas Neues für uns Preußen, Gräfin,“ rief Spanheim lachend, während der Major nach Worten suchte, die sein Erstaunen ausdrücken sollten.

„Ich kann Ihnen das Neue nicht ersparen,“ entgegnete Aurelie, „und so erkläre ich denn auch“

„Genug der Erklärungen,“ rief der Graf und erhob sich unruhig von seinem Sitz.

„Nur diese noch, mein Vater,“ sprach Aurelie fest, „ich erkläre hiermit den Obristen — auf daß die Herren es wissen — für meinen ganz besonderen Schützling! Ich hoffe dabei auf Ihren Beistand,“ fuhr sie aufstehend zu Franz geendet fort. „Wer die Ehre eines Andern schützt, beweiset, wie hoch er die eigene hält — und dies macht Sie zu meinem Bundesgenossen.“

Mit diesen Worten bot sie Franz ihre schöne Hand. Er küßte die dargebotene und Aurelie entschwebte mit einer leichten Verbeugung aus dem Kreise der erstaunten Männer.

Franz war verzaubert. Aurelie dünkte ihm eine Fee, eine Göttin. Ihr Ernst, ihre Kraft, ihre Begeisterung, ihre Grazie, ihre Schönheit — jedes ihrer Worte hallte in seiner Seele wieder. Dies war die Form, dies das

Auge, die Seele, die Gesinnung, die er, seitdem er zum Denken erwacht war, ohne es zu wissen, überall gesucht hatte.

Als sie fort war, träumte er ihren Worten nach. Der Graf unterhielt die Freunde ängstlich bemüht, die Eindrücke zu verwischen, welche dies seltsame Gespräch hervorgebracht haben konnte. Er klagte Aurelien an, er entschuldigte sie mit ihrer Erziehung, die sie in Frankreich genossen, er gestand endlich, daß der Obrist ein entfernter Verwandter ihrer verstorbenen Mutter sei, und endete damit, daß er über diese Liebe zum gefallenen Helden des Tages leider mit Aurelien in beständigem Streit gelebt habe und noch lebe.

Franz hatte indeß Zeit, seiner Träumerei nachzuhängen. Was Aurelie gesagt, hatte ihn zwar keinesweges überzeugt, allein eben sein Widerspruch dagegen, erinnerte ihn desto bestimmter an sie. Ihre Begeisterung dünkte ihm ehrwürdig, wenn er gleich hoffte, sie davon zu bekehren und schon seine Pläne dazu entwarf. Ihr Bild aber war in das Innerste seiner Seele eingedrungen und stand hier von himmlischem Glanz, ja, vom Frühroth der reinsten Liebe, von der Glorie der Bewunderung umgeben.

Von nun an verwandelte sich die Natur um ihn her. Seine Kameraden wurden zunächst seine Gegner, der Obrist sein Freund, denn sie — hatte ihn seiner Ehre empfohlen; der November ward Mai, das Schloß ein Feensitz — er selbst war ein Glücklicher.

Aber liebte sie denn den Obristen? Sie hatte erklärt, lieben zu wollen, wo und wann es ihr gefiele. Deutete

sie hiermit auf den gefangenen Krieger? — Dieser Zweifel war ein Blitz, der seine ganze holde Schöpfung bedrohte. Er ließ ihm nicht Ruhe — der Zweifel mußte sich lösen. —

Den Kameraden gab der Vorzug, den Aurelie ihm bewiesen hatte, Stoff zu herber Neckerei. Dieser Handkuß und der leise Druck, der ihn begleitet haben sollte — für ihn Brand und Gluth, war für sie ein Gegenstand des Spottes oder des Neides; denn schön, reizend, hinreißend mußten auch sie die junge und kühne Amazone finden. „Sie kapert ihn uns weg,“ spottete der Major und Spanheim machte seine Bemerkungen über Aurelien's kurze und siegreiche Diversion zu Gunsten des bedrängten Eroberers.

Franz mied nun ihre Gesellschaft. Mit sich selbst im Streit irrte er in den Bergen umher, und suchte sie in den Wäldern von Nußbäumen und Castanien, die sie bedeckten. Aurelie war nicht anders sichtbar, als bei Tische; der Major und der Hauptmann hatten ihre Plätze neben ihr; Franz saß ihr gegenüber. Sie richtete selten ein Wort an ihn und wenn es geschah, nie mehr mit der Innigkeit des ersten Tages. Als sei sie ihrer Dankspflicht nun ledig riß ihre Lebhaftigkeit sie vielmehr oft zu lebendigem Streit mit ihm dahin, während sie den Widerspruch ihrer Nachbarn gleichgültig und geduldig ertrug.

Die Begeisterung hat einen eigenthümlichen Adel in sich; sie gewinnt eben so für den Bewundernden, als für den Bewunderten. Dies erfuhr Franz. Er liebte Aurelien um einer Bewunderung willen, die er tadeln mußte,

denn der Gegenstand derselben war der Zerstörer seines Familienglücks, der Verderber und Verheerer seines Vaterlandes.

„Wie ist es möglich, Gräfin,“ rief er einst in ungewöhnlich lebhafter Bewegung, „daß ein edler Geist, wie der Ihre, das Reich und das System der Selbstsucht lieben kann, das dieser Mann, wie keiner vor ihm, aufgerichtet hat? Daß die tausend und aber tausend blutigen Opfer, die Verwüstung der Länder, die Nationen ihrer Fürsten, ihrer Ehre, ihrer Sitte beraubt, das Reich der Gewalt, vom Tajo bis zum Niemen aufgerichtet, der Hohn, der Uebermuth, das Elend, welche die Stützen dieses Reichs waren, Sie nicht über den Gegenstand Ihrer Liebe enttäuscht haben? Wie? Belastet ihn nicht dies schwere Verbrechen, ein ganzes, an sich liebenswürdiges Volk zum Gegenstand des Hasses aller gesitteten Nationen gemacht, jeden Begriff wahrer Ehre, jedes Gefühl der Gerechtigkeit in ihm erstickt, und eine wahnwitzige Vorstellung von Weltherrschaft zu seinem eigenen Verderben dafür in ihm begründet zu haben? Man kann vergessen, was er Jedem von uns insbesondere Leides gethan hat; aber die Schmach der Völker, der Fürsten, des Vaterlandes, die Entwürdigung und das Verderben seines eignen Volks, das er auf lange hin um Ruhe und Glück betrogen hat, dieses zu vergessen verbietet uns Menschlichkeit und Ehre. Doch was nenn' ich ein Wort, das für Frauen ein leerer Schall ist! Fühlen Sie an Ihr Herz! Hätten Sie jemals einen jener elenden Züge Gefangene verwundet, nackt, blutend, erbarmungswürdig gesehen,

jemals den Brand blühender Städte und die zerstampften Saaten meines Vaterlandes, jemals jene elenden Trümmer der größten Armee, von Hunger und Frost entmenscht und zum Thier herabgewürdigt — ich bin gewiß — Ihr Herz hätte Ihnen etwas anderes, als Bewunderung eingegeben.“

„Ich finde Sie nicht sehr scharfsinnig, mein Herr,“ erwiderte Aurelie hierauf. „Wollen Sie den großen Geist verantwortlich machen für die Fehler seiner Gegner? Soll er das verschuldet haben, was die Schuld eines kurz-sichtigen Widerstandes gegen seine großen Ideen ist? Will er nicht die ganze Welt glücklich, stark, unabhängig von seinem Erbfeind über dem Meere wissen? Ist er nicht der Vorkämpfer Europa's gegen ihn? Bilden Aufklärung, Volksglück, Kunst, Ruhm, Geschmack nicht sein Gefolge?“ —

„So weit sie ihm dient, ist ihm die Welt werth,“ gab Franz mit Heftigkeit zurück. „Lieben kann er sie nicht — lieben kann er nicht einmal sein Volk, weder Frankreich, noch Corsika, noch Italien, seine Familie — nur sich, immer nur sich kann er lieben. Napoleon ist der Egoismus auf dem Thron der Welt! und wer ihn liebt, der ist ihm ähnlich, der kennt die Liebe nicht!“

Dies schneidende Wort machte Aurelien verstummen. Sie wandte sich sichtbar verletzt von ihm ab, und alle Bemühungen des Majors, eine Ausöhnung der Ansichten zwischen seinem Liebling und der schönen Gräfin zu vermitteln, blieben fruchtlos. Aurelie richtete keines ihrer

Worte mehr an ihn, und Franz, von seiner eignen Heftigkeit eingeschüchtert, wagte nicht mehr, sie anzureden, in der Furcht, aus ihrem Munde zu hören, daß sie ihn verachte und gering schätze.

So verflossen mehrere Tage, langsam und trübselig für den Jüngling, der die erzürnte Geliebte vergötterte. Ihre Verzeihung zu erbitten war er zu fest und zu stolz. Was konnte es überdies nützen? Sein Fehler war von der Art, daß er stündlich wieder darin verfallen mußte. Für ihn gab es keine Hoffnung.

So kam es endlich dahin, daß Aurelie ihn gar nicht mehr wahrzunehmen schien, indeß sie gegen den Major und Spanheim täglich wohlwollender und freundlicher sich zeigte. Selbst ihre Anmuth, ihre Heiterkeit verließ sie, so oft Franz sich ihr näherte; der heitere Scherz, der alle entzückte, verstummte, sie ward ernst, befangen und einsilbig, so oft er an dem Gespräch Theil zu nehmen strebte.

Was litt sein Herz, als er sich diese Beobachtung nicht mehr ableugnen konnte. Er floh nun die fröhliche Gesellschaft, um in den Bosquets des herbstlichen Parks sich selbst — den er längst verloren hatte — wieder aufzusuchen.

Ueber diesem Suchen verlor er den Weg, aber in den verborgensten Gängen der künstlichen Wildniß fand er den Obristen mit Aurelien im vertraulichen Gespräch. Er wollte ausweichen, aber sobald Rulhières ihn bemerkte, trat er, indeß Aurelie einen andern Pfad einschlug, auf ihn zu.

„Ich nähere mich Ihnen und bitte um Ihre Freundschaft,“ sprach der würdige Krieger. „Sie haben mein Vertrauen in einem Augenblick gewonnen, und was ich von Ihnen höre, verstärkt Ihren Sieg. Ich bin ein alter Mann gegen Sie — Sie sind der Feind meines Volkes, aber ein Freund der Ehre. Nehmen Sie meine Hand!“

Franz war überrascht und nahm die Hand des Obristen.

„Männer kennen ihre Pflicht,“ sprach dieser weiter. „Glauben Sie nicht, daß dieser Händedruck mir etwas gewähren soll, was gegen diese Pflicht anstößt. Ich selbst bin ihr stets gehorsam gewesen. — Doch von etwas anderm; wie finden Sie die Gräfin, die mir wohl will, und mit der Sie, wie ich höre, so häufig streiten. Gefällt sie Ihnen?“

„Sie ist ein Engel,“ rief Franz, „an Gestalt und Seele.“

„Ein seltenes Mädchen wenigstens,“ fiel der Obrist ein.

„Und Ihnen verwandt?“ gab Franz fragend zurück.

„Die Tochter meiner Nichte,“ sagte der Obrist; „ihre Mutter trug meinen Namen. Verzeihen Sie,“ fuhr er mit schwer bezwungener Bewegung fort, „ich kann diese Mutter nicht vergessen. Erlauben Sie mir, Ihnen ein andermal davon zu erzählen.“

„Warum nicht jetzt?“ fragte Franz, indem er seinen Arm in den des Obristen fügte.

Zwei Stunden waren verflossen, seitdem sie in den

Parc traten, und Franz vernahm hier die Geschichte einer jugendlichen Liebe, die ihn tief rührte. Das edle, feste und im Opfern starke Gemüth des Obristen nahm seine Neigung gewaltsam gefangen; er ward sein Vertrauter, sein Freund und hörte fast auf, ihn für seinen Nebenbuhler zu achten. Die beiden Männer traten Arm in Arm aus dem Parc hervor; Franz begleitete den Gefangenen bis an die Thür des Kiosk, und wollte mit einem herzlichen Händedruck Abschied von ihm nehmen, als der neunjährige Anton zu ihm heransprang.

„Wo steckst Du nur, Offizier,“ rief er; „die Schwester sucht Dich überall. O! Du mußt sie lieb haben, die Schwester — sie hat Dich auch lieb. Aber streiten mußt Du nicht mit ihr; das verträgt sie nicht, da wird sie böse.“

Das Geplaudere des Knaben trieb das Blut in die Wangen des Jünglings. Von Kulhières hatte er gehört, daß Aurelie oft von ihm rede, daß sie ihn achte. Jetzt hörte er: Aurelie hat Dich lieb — und er hörte nichts, als dies Wort. Er nahm den Knaben auf seine beiden Arme und küßte seine blonden Locken, während der Obrist stumm zusah.

Noch war er damit beschäftigt, dem Knaben zu lieben, als Aurelie, aufgeregt, wie er sie noch nie gesehen hatte, aus dem Gebüsch trat. Der Obrist ging ihr entgegen und Franz folgte. Ihr Blick sagte ihm schon aus der Ferne her, wie dankbar sie ihm sei, daß er sein Freund geworden.

„So treff' ich Sie zusammen,“ sprach sie, „die

ich einzeln suchte. Ich bedarf Ihres Rathes, Ihrer Hülfe. Die Zeit ist rasch, sie läßt uns nicht viel Muße in dem Vorhofs des Vertrauens zu weilen. Nehmen Sie mein ganzes Vertrauen auf einmal, Herr von Felseck,“ sprach sie, „und ich bitte, verdienen Sie es.“

Bei diesen Worten reichte sie ihm die Hand. Er küßte sie wonnig, mit Feuer!

„Was ist's, Gräfin?“ rief der Obrist überrascht.

„Um's Himmels willen helfen Sie mir,“ fuhr sie fort.

„Mein Vater ist in Gefahr, helfen Sie mir ihn retten.“

„Der Graf?“ fragte Franz.

„Ihr Vater in Gefahr?“ rief der Obrist.

„Noch weiß er nichts davon,“ fuhr Aurelie aufgeregt fort. „Fort — im Kiosk sollen Sie hören.“

Sie traten ein. Aurelie selbst schloß die Thür. „Lassen Sie mich's kurz machen,“ sprach Aurelie. „Die Zeit drängt, ich bin hülflos, hülflos ohne Sie. Mein Vater ist schwach; aber er ist kein Verräther; ich aber bin gewöhnt, für ihn zu denken und zu handeln. Ein unseliges Ereigniß vor neun Jahren hat ihn tief, sehr tief in die französische Politik verwickelt. Er ist schuldlos an dem letzten Geschick des Prinzen von Eng-hien; aber der Prinz ward auf einem seiner Güter verhaftet. Dies wirft den Schein der Schuld auf ihn, und in unsern Tagen tödtet der Schein. Er ist verrathen, angeklagt, eines entsetzlichen Verbrechens beschuldigt in Ihrem Hauptquartir. Der Graf von Artois, eben angekommen, dringt, wie man mir meldet, auf seine Bestrafung. Man wird ihm keine Zeit lassen,

sich zu rechtfertigen, die Beweise seiner Unschuld herbei zu schaffen. Er soll verhaftet werden, man wird gegen ihn processiren, ihn verurtheilen, denn die Leidenschaft und der Sieg sitzen zu Gericht über ihn. Ich beschwöre Sie, helfen Sie mir ihn retten!“

Die Hörer standen lautlos.

„Wie! wie,“ rief der Obrist, „was sollen wir thun? Wie ihm helfen?“

„Sie sagten, er sei unschuldig, Gräfin,“ fragte Franz ernst und langsam. „Ist das gewiß?“

„So wahr ich lebe, unschuldig,“ sagte Aurelie.

„Und Ihnen glaube ich,“ sprach Franz entschlossen.

„Glauben Sie mir und helfen Sie. Die schleunigste Flucht ist, so weit ich sehe, das einzige Rettungsmittel für meinen Vater.“

„Und sind Sie gewiß, Gräfin,“ fragte Franz, „daß seine Vertheidigung jetzt keine gerechten Richter antreffen würde?“

„Ich bin gewiß,“ sagte Aurelie; „man ist darüber einig, ihn dem Grafen von Artois auszuliefern. Urtheilen Sie selbst!“

„So muß er fliehen,“ sprach Franz, „und ich übernehme es, seine Flucht zu vermitteln.“

Aurelie sank ihm entgegen.

„O! ich täuschte mich nicht,“ rief sie, indem sie schnell aus einer Umarmung empor fuhr, welche Franz so gern verlängert hätte. „Ich täuschte mich nicht in Ihnen!“

„Gräfin, theure Aurelie!“ rief der Süngling vom Gefühl bewältigt. „Sie haben mir vertraut? Ich

gelte Ihnen etwas? Ihre Strenge gegen mich war nicht Abneigung, nicht Haß? Wie dank' ich Ihnen!"

„Durch Gehorsam!" sprach der Obrist, indem er ihre Hände trennte.

Sie standen Aug in Auge. Aurelie zitterte und Franz war keines Wortes mächtig.

„Wohin soll er fliehen?" fragte der Obrist schnell.

Aurelie verlangte nach Frankreich, unter den Fittig des französischen Adlers. Damit war Franz nicht einverstanden.

„Ihr Held, Aurelie," sprach er, „ist der Mann nicht, dem ich die Sicherheit eines theuren Wesens anvertrauen möchte. Er ist die Selbstsucht — vielleicht die Aufklärung, wie Sie behaupten, gewiß — das Gegentheil der Liebe! Fürchten Sie nicht, daß er den Vater aufopfert, ausliefert, wenn er damit auch nur einen Fuß breit Landes, einen Stein in seine Krone gewinnen kann?"

Aurelie bestritt dies.

„Ist nicht der Ruhm sein Lebenselement?" sprach sie. „Und sind Ehre und Ruhm nicht Brüder, ewig untrennbar. In Frankreich ist er sicher. Wohin soll er sich wenden, wenn nicht zu ihm?"

„Um's Himmelswillen!" rief der Obrist, „keinen Streit, keinen Wortwechsel! Wie? Ist es jetzt Zeit, dieser Haupttugend der Deutschen zu fröhnen?"

„Wahr, wahr," rief Franz, „wozu streite ich auch, während Sie meine Dienste fordern und Ihr Vater in Gefahr ist! Gebieten Sie, was soll geschehen?"

Man ward endlich darüber einig, daß der Graf das Hauptquartir des Kronprinzen von Schweden zu erreichen suchen sollte, den er kannte, und man berathschlagte nun über die Mittel zu unbemerkter Flucht.

Noch damit beschäftigt, erschien Anton, der draußen zurück geblieben war, und der, als er die Thüre des Kiosk verschlossen fand, an dem Fenster empor kletterte und die Schwester herbei rief.

„Komm geschwind,“ rief er, „der Hof ist voll fremder Reiter, die nach dem Papa fragen; komm geschwind Schwester und verbiete ihnen doch, nicht so entsetzlich auszufehen!“

Aurelie erschrak einen Augenblick; aber Muth und Geistesgegenwart verließen sie nicht. Franz drängte sich zum Fenster und erkannte an den Helmbüschchen, die über das Gitter schauten, ein Piquet russischer Dragoner, einen höhern Offizier an ihrer Spitze. Sie kamen, den Angeklagten abzuholen.

„Wo ist Ihr Vater, Aurelie?“ rief er.

„Im Schlosse,“ war die Antwort, „daß er heute nicht verlassen hat.“ —

„Zu ihm!“ rief er, und ergriff den Arm des Mädchens.

Durch einen Seiteneingang gelangten sie in das Zimmer des Grafen, der in Schreibereien vertieft, von der Gefahr nichts ahnete, die ihn schon so nahe bedrohte. Mit wenigen Worten war er von dem Vorgegangenen unterrichtet. Der Graf war trostlos, rathlos, von ihm war für seine Rettung nichts zu erwarten; aber im Au-

genblick war er in des Jünglings Mantel und in seinem Casquet gänzlich unkenntlich.

Es fing an Abend zu werden, als Aurelie, Franz und der Obrist ihn durch die verlassenen Gänge des Parks an die hintere Ausgangspforte führten, während der russische Offizier mit dem Major gemächlich über die Mittel berieth, sich des Angeschuldigten ohne Aufsehn zu bemächtigen.

„In der Nacht können Sie Mannheim erreichen,“ sagte Franz zu dem sprachlosen Flüchtling. „Von dort wenden Sie sich den Rhein abwärts; in Cölln oder Wessel finden Sie den Kronprinzen. Gott wird Sie schützen, meine Ahnung trügt mich nicht, wir sehen uns wieder. Aber nun — fort — fort —“

Aurelie lag in des Vaters Armen. Das starke Mädchen weinte. Der Obrist trieb zur Eile.

„Ich begleitete Sie,“ sprach er, „bände mich mein Wort nicht an diese Stelle.“

Aurelie riß sich los, der Graf entfloh. Die Berge, die Wälder nahmen ihn in ihren Schutz, und er kannte die Pfade nach Mannheim.

Im Schloß war indeß Lärm geworden. Man durchsuchte die Gemächer des Grafen, man fand ihn nicht; Keller und Böden wurden durchforscht, der Graf war nicht anzutreffen. Man nahm in Ermangelung seiner Person, seine Papiere in Beschlag, wandte sich dann zu dem Garten und gelangte endlich auch zum Kiosk, in dem Franz bemüht war, Aurelien's gesunkenen Muth durch Trostgründe der Liebe wieder zu erheben.

Augenblicke wie diese, knüpfen die Bande verwandter Seelen rasch und unauflöslich. Zum erstenmale in ihrem Leben fühlte die starke und stolze Aurelie das Bedürfniß männlichen Beistandes — dies Gefühl machte, daß sie ganz Weib war. Sie ließ ihre Hand, widerstandlos und hingegeben, in der Gewalt des Jünglings, welcher vor ihr saß, und im Anblick ihrer Reize glücklich war. Ohne daß sie es sagten, war der Schwur ewiger Treue gewechselt, und ohne daß er es aussprach, segnete sie der würdige Obrist.

In dieser Lage fanden sie der russische Offizier und der Major. Es wies sich aus, daß der erstere zugleich Befehl hatte, den gefangenen Obrist nach Heidelberg zu bringen und er kündigte ihm dies an. Aurelie zuckte schmerzlich, als sie sich nun ganz schußberaubt — der süßen Gewalt der Liebe Preis gegeben erblickte. Doch ihre Seele war zum Erliegen zu stark, und das — Uebermaß des Schmerzes gab ihr plötzlich Kraft und Entschlossenheit zurück.

So beugt sich die Seele unter einem schweren Gewicht des Leides; aber sie schwellt empor unter einem erdrückenden!

Fest und stolz erhob sie sich und nahm von ihrem Schützling Abschied; sie schien jetzt stärker als der erprobte Krieger. Indes folgte dieser dem unwiderstehlichen Befehl und verließ noch in dieser Nacht das gastfreie Schloß.

Aurelien's Erklärung, daß ihr Vater das Schloß am Morgen zu einer Reise nach Baden verlassen habe, mußte geglaubt werden, da ihn Niemand an diesem Tage gesehen hatte. Der russische Offizier ging nicht weiter, als

sein Auftrag reichte. Er bedauerte diesen, und Aurelie antwortete gleichgültig. Dann ließ sie sich von dem kleinen Anton, der über diesen Tumult große Freude hatte, in ihre Zimmer führen.

„Leben Sie wohl,“ flüsterte Sie Franz schnell und leise zu. „Ich werde diese Stunde nie vergessen!“

Franz war verwirrt und sprachlos. Der Major hatte den guten Geist, diese Verwirrung seines Lieblings seiner bekannten Leidenschaft für Aurelien zuzuschreiben, über die er mit dem Russen lächelte. Im Innersten mochte ihm klar sein, daß der Graf sich nicht ohne seinen Beistand gerettet haben konnte.

Die Russen verließen mit ihrem Gefangenen und den Papieren des Grafen Hochfeld das Schloß, in das nach ihrem Abzuge eine ängstliche Ruhe — zurückkehrte. Spanheim war abwesend, der Major aber nahm Franz bei Seite.

„Wenn man Jemand so liebt, wie ich Dich, mein Junge,“ sagte er, „so sollte dieser Jemand auch Vertrauen haben! Ich bin überzeugt, Herr Lieutenant, Sie wissen nichts von der Flucht des Grafen, sonst würden Sie es mir, als Ihrem Vorgesetzten angezeigt haben. — Indes, mein Freund, gewisse Geheimnisse sind nicht gut aufzubewahren. Der Andre vermißt irgend ein Kleidungsstück, einen Schmuck, einen Hut, Helm oder Mütze, und das Geheimniß kommt gerade zur Unzeit an den Tag. So viel nebenher. — Willst Du mir nicht meinen Mantel abkaufen, Franz; ich habe deren zwei. Nimm's nicht übel, daß ich Dich duze...“

Franz sah den alten Krieger staunend an. Dieser öffnete seine Arme und Franz sank an seinen Hals.

„Schon gut,“ sagte dieser, „ich meine nur — weil es Winter wird und wir eine Campagne vor uns haben. O! die Champagne — Ihr kennt sie nicht, Ihr Neulinge! Frost, Schlacken, Sumpfwegge zum Versinken und ein verzweifelttes, unbändiges Volk! Wir werden was erfahren, Freund!“ — Er schwieg, dann fuhr er fort.

„Sind Sie mit der schönen Gräfin einig, Herr von Felseck! Ich hoffe, die schnelle Reise des Herrn Grafen hat das ihrige zum rascheren Verständniß beigetragen. Nicht wahr?“

Franz antwortete nicht.

„Donner und Blitz! so sprechen Sie doch, Herr Lieutenant,“ fuhr der alte Krieger heraus.

„Aurelie ist ein Engel,“ sagte Franz, „und Ihnen darf ich's ja sagen — sie will mir wohl.“

„So wünsche ich Glück,“ sagte der Major. „Ein Soldat wird so nicht aus Dir — also ein Bräutigam. Von diesem Augenblick an spreche ich mit Ihnen nichts mehr, als von Dienstfachen.“ — Diese Worte sprach der Alte mit einer herzlichen Umarmung.

„Spanheim soll nichts erfahren,“ fuhr er fort, „verlaß Dich darauf. Auf ihn ist so nicht zu rechnen; aber das sage ich Dir, den Mantel mußt Du von mir annehmen.“ — Mit diesen Worten warf er ihm den Seinigen um. —

Wie wenig Ruhe Franz in dieser Nacht fand, kann

der Leser sich denken. „Sie liebt Dich — sie liebt Dich,“ hauchte, säufelte, lispelte es um ihn her, und er wußte nicht woher die süßen Stimmen kamen, die seinen Schlummer verscheuchten. Der Duft ihrer Gestalt umwehte ihn — ihr Bild in Morgensonnenschein gekleidet, neigte sich über sein Lager — er sprach zu ihm, es antwortete — süße, holde, wonnige Worte. So sank er spät am Morgen in die Traumwelt hinab. Er sah Aurelien — blutend lag er vor ihr, sie fächelte ihm Kühlung mit ihren blonden Locken zu. Er wollte sich zu ihr emporschwingen, seine Glieder trugen ihn nicht. Da kamen wilde Männer, mit ihnen eine entsetzliche Gluth, sie wollten ihn in den Brand stürzen; aber Aurelie nahm ihn in ihre Arme und schwebte mit ihm auf Engelsflügeln über eine weite, öde und blutrothe Gegend weg. Ueber einer unermesslichen glänzenden Stadt hielt sie still und sank herab, er, in ihren Schooß — da kam Anton, sprang auf ihn zu, und weckte ihn mit einem Kuß.

Er schlug die Augen auf und der kleine Anton saß auf seinem Bette.

„Zum drittenmal nun küsse ich Dich schon,“ sprach er; „aber Du schläfst so fest und die Schwester hat kein Auge geschlossen.“

„Holder Knabe,“ sprach Franz beschämt, der Natur ihren Tribut gezollt zu haben, während sie wachte. „Wer sendet Dich denn zu mir?“

„Wer anders, als sie!“ war die Antwort. „Hier nimm, dies Blatt schickt sie Dir.“ Franz ergriff das dargebotene Papier. Er riß es auf, sein Herz bebte —

der erste Anblick der Schriftzüge der Geliebten, ist eine Magie, ein Zauber, ein Liebestrank. Er las:

„Ich bitte Sie, Herr von Felseck, mich nicht wieder zu sehen, damit ich ohne Streit von Ihnen scheiden kann, den ich zu achten gelernt habe. Auch bei meiner Abreise nach Frankfurt, wo ich für den Vater zu wirken denke, und welche heut Abend um sieben Uhr erfolgen wird, bitte ich Sie, mich zu vermeiden. Mein Dank, meine Erinnerung wird Sie immer begleiten; allein die Nothwendigkeit gebietet, daß Sie sich mit dieser schriftlichen Versicherung genügen. Leben Sie wohl!

Aurelie.

Schmerz und Wonne gingen aus diesen Zeilen in Felseck über, wie sie in Schmerz und Wonne geschrieben waren. Doch die Liebe macht blind und Franz sah nicht, daß in jenen Zeilen das Gegentheil der darin ausgesprochenen Bitte lag. Aurelie aber war zu stolz und sie selbst das Opfer ihres Stolzes.

Er wies den holden und erstaunten Knaben von sich zurück; er gab ihn bittre Grüße an seine Schwester mit auf den Weg. Dann war er in seinen Kleidern.

In wilden Träumen, unglücklich, elend wie die Verbannten, Verfolgten irrte er den Tag über in dem Park, in den Wäldern, in den Bergen umher. Nicht einmal seinen Kuhlères fand er wieder, um mit ihm von ihr zu reden.

„Ich bin ihr nichts,“ sprach er zu sich selbst, „ein Schatten, eine Erinnerung, ein Name, ein Klang, ein

Nichts mit einem Wort. Ihre Liebe zu dem, der ihr Held ist, ihre Begeisterung allein ist ihr alles, und mich, der diese Begeisterung nicht theilen kann — mich stößt sie zurück — mich flicht sie! Kaum, daß die Rettung des Vaters sie zwingt, mir eine Erinnerung zu bewahren; eine schwache Erinnerung; es ist grausam! — Wohlan! Täuschung — Wahn — Irrsal ist alles, was wir erleben und sinnen. Auch ich will sie vergessen. Ich will mich selbst wiederfinden, ich will in den Kampf — um sie desto sicherer zu vergessen!“

Mit diesen Worten schlich er in den Hof und nahm seinen Posten an dem Thore, durch welches Aurelie treten mußte, wenn sie das Schloß verließ — denn es war Abend geworden und die Stunde nahe, die sie gemeldet hatte.

So lenkt die Zauberei der Liebe nach ihrem Willen unsre Schritte, wider unsern festen, ausgesprochenen Willen! — Er hatte noch eine Zeitlang Muße, die angefangenen bitteren Betrachtungen über das Nichts der Liebe, des Lebens und der Welt fortzusetzen, ehe der gepackte Reisewagen vorfuhr. Von dem Augenblick an, wo dieser hielt, hatten alle Betrachtungen ein Ende. Er fühlte bei pochenden Pulsen nichts als einen dumpfen Schmerz über Aurelien's Abreise und wie unglücklich er sein würde, wenn er ihr holdes Antlitz, ihre zarte Gestalt nicht mehr sehen, und ihre Stimme, ihre starke Gesinnung nicht mehr vernehmen würde. —

Da hörte er ihre Tritte auf den Stufen der Treppe.

Anton und ihr Kammermädchen begleiteten sie, sonst Niemand. Am Wagenschlag hielt ein Diener eine Leuchte.

Aurelie schwebte an ihm vorüber. Sie schien zu zögern und stand einigemal still, wie um sich nach der väterlichen Halle noch einmal umzusehen, die sie so trübe und schutzlos verlassen mußte. Endlich war sie dem Wagentritt nahe.

„Mein Shawl!“ sprach sie zu dem Mädchen, „Geh, Anna, ich hab' ihn vergessen — in der Ecke des Sopha's wirst Du ihn finden!“ Das Mädchen verschwand.

Diesen Augenblick nahm Franz wahr. Er ging nicht, es zog, es trieb ihn gewaltsam hervor aus seinem Bersteck; was er that, geschah nicht freiwillig.

„Aurelie“ — rief er, und faßte die Hand der erschrockenen Gräfin. „Soll ich Sie so scheiden sehen? Soll mir nichts zurückbleiben, als der Schatten Ihrer Erinnerung? Bleibt Ihnen kein Gefühl als ein widerwärtiges von mir?“

Aurelien's Hand zuckte, sie sagte nichts; aber als der Jüngling ihre Hand mit Hefigkeit an seine glühenden Lippen führte, glitt ihr Fuß, sie wankte, und lag einen Augenblick lang auf seinen Arm gelehnt, sprachlos.

„Aurelie!“ rief er noch einmal und ihre Stirnen begegneten sich.

„Ich werde Sie nie vergessen,“ lispelte Aurelie — „niemals!“

„So hassen Sie mich nicht,“ rief er — „so fliehen Sie mich nicht!“

„Ich fliehe, weil ich muß,“ gab Aurelie zurück —

„nicht Sie! Nehmen Sie dies — gedenken Sie mein.“ —

Mehr konnte sie nicht sagen. Das Mädchen erschien mit dem Shawl. Aurelie erhob sich aus seinem Arm in den Wagen. Anton sprang an ihm empor und drückte ihm sein „Adieu“ auf den Mund — und während er starr — staunend — gefühllos — ohne Leben, ohne Regung da stand, rollte der Wagen, der seine Welt trug, nicht gehört von ihm, zum Schloßthor hinaus.

Bei jedem Scheiden leidet der Zurückbleibende das Schmerzlichste. Franz war ohne Besinnung. Mechanisch hielt er das Medaillon in der Hand fest, das sie hineingelegt hatte. Er stürmte hinaus, er durchirrte Garten und Park von neuem; er fühlte die scharfe Decemberluft nicht, die ihm entgegen wehte. Beim Licht einer Laterne im Hofe öffnete er die Hand und erkannte — ihr Bild. Er preßte es an Brust und Lippe, er bedeckte es mit heißen Küssen und barg es an seiner Brust, als ein Geräusch ihn aus seiner Träumerei weckte.

Hauptmann Spanheim kehrte auf schäumendem Roß von Heidelberg zurück, wohin er eine Sendung gehabt hatte. Abgestiegen, traf er auf den Träumer.

„Heißa, Kamerad,“ rief er. „Freu' Dich! Es geht vorwärts. Ich bringe Marschordre, die Unterhandlungen sind abgebrochen; morgen bricht das Hauptquartir nach Baden auf. Unser Rendezvous ist Lorch. Wir ziehen nach Basel und in acht Tagen sind wir auf französischem Grund und Boden. In Frankreich — denkt Euch nur — in Frankreich!

Der Major kam auf diese lärmende Verkündigung herbei. Auch er war in Entzücken über Spanheim's Botschaft, der ihm damit um den Hals fiel.

„Wer hätte das gedacht!“ rief der Hauptmann. „In Frankreich — O! — ich sage Euch dort soll ein Leben anfangen! —“

Der Major kam auf seine Warnungen vor der Champagne zurück, die er allein kennen gelernt hatte; aber Spanheim überschrie ihn und behauptete, daß der Rheinübergang der glücklichste Tag seines Lebens und gleichbedeutend mit dem Einzuge in Paris sei.

Franz empfand bei dem allen kaum etwas. Vorher hatte auch er den Abbruch der Unterhandlungen, den Marsch, den Krieg mit einem Wort, eifrig gewünscht. Vorher hatte auch er sich selbst versprochen, in Frankreich den Sieger fühlen zu lassen, und einige Vergeltung für sein mißhandeltes Vaterland, für sein zerstörtes Familienglück zu üben. Jetzt war von diesen Wünschen, von diesen Entschlüssen nichts mehr bei ihm übrig. Die Wimpel und Fahnen seiner Seele wiesen nach Frankfurt und sein Fuß sollte das weite Reich des Feindes durchirren. Wo war ein Ende, wo ein Friede, ein Schluß — eine Wiedervereinigung mit ihr vorauszu sehen, die seine Seele beherrschte, und die eben dies Reich liebte, das er zu bezwingen, zu durchirren, zu verwüsten vielleicht, berufen war! Er gab seine alten Entschlüsse auf, und war geneigt, dem Major beizustimmen, welcher ziemlich kleinlaut behauptete, nun erst werde der wahre Krieg, seine Last und Hitze beginnen.

Diesmal war Spanheim jedoch der Scharfsichtigste von allen. Er leugnete zwar nicht, daß der in seiner Höhle angegriffene Löwe, der Adler auf seinem Horste sich mit Griffen, Flügelschlag und Schnabel tapfer vertheidigen werde; allein mit einem Scharfblick, der nicht immer dem Weisesten, wohl aber stets dem Unbefangenen und Leidenschaftslosesten zu Gebote steht, behauptete er, sein Reich sei ohne eigentlichen Anhang im Volk, nachdem der Zauber der Kriegsglorie einmal gebrochen sei. Den Soldaten, den glücklichen Feldherrn, den Sieger lieben die Franzosen in ihm, nimmermehr den Fürsten, den Berwegenen, der den Feind in das schöne Reich geführt hat; denn Ihr sollt es sehen, den wird dies leichtfertige Volk schnell fallen lassen!

Man leerte die letzten Flaschen, zum letzten Nachtlager, zum letzten Siegestoast; man nahm von dem wirthlichen, aber nun verlassenen Schlosse einen feierlichen Abschied, und als das erste Morgenroth die im Hofe versammelten Leute beschien, bestiegen die Offiziere ihre durch die Ruhe übermüthig gewordenen Rosse, und verließen an der Spitze ihres siegenden Trupps, Schloß, Dorf und Gegend, auf dem Wege nach Lorch hin. —

Es war ein bitter kalter Wintertag, der Schnee fiel so dicht, daß die Gegend umher am vollen Mittag in Nacht gehüllt war, als einen Monat später der Major und sein junger Freund an ihrem Feuer im Lager von La

Rothière lagen. Spanheim war von ihnen getrennt; die Freundschaften des Kriegers im Felde bestehen aus Abschied und Wiedersehen. Der Major und Franz gehörten jetzt einem andern Corps, dem Heer des grauen Siegers an der Raab, des Abgottes seiner Krieger, des ehrwürdigen Helden Blücher an, den seine Leute ihren Vater, oder den „alten Vorwärts“ nannten. Sein Eifer, der dem Feinde nicht Rast noch Ruhe gönnte, hatte ihn weit geführt, vielleicht zu weit, für einen ersten Anlauf. Er war von Bar sur Aube zurückgekehrt, um hier, vor Brienne, dieser Hochschule des Kriegergenius, den er bekämpfte, eine entscheidende Schlacht zu wagen. Sein Gegner aber schien diese Aufforderung gern angenommen zu haben, vielleicht um des Namens Brienne, um einer Erinnerung willen, auf die er stets viel hielt, und um hier, im Angesicht der Akademie, die seinen Geist zum Heldenthum gebildet hatte, der zweifelnden Welt zu beweisen, daß er noch zu siegen verstehe.

Ein edle Rivalität mischte sich in den bevorstehenden Kampf; er war dem um den Leichnam des Patroklus vergleichbar. Brienne sollte Zeugniß geben, was aus seinem Schüler geworden sei, ob ein Sieger über die unbesieglige Gewalt der Zeit, oder ein Entkräfteter, der im Kampfe gegen sie erliegen muß.

Der weiße, flockige Winterflor bedeckte die Gegend umher, so weit der Blick reichte; die Thürme von Rothière allein schauten geisterhaft über den weißen, glatten Schneefeldern empor, welche sich nun bald mit blutrothen Streifen färben sollten. Die Heere standen einander im

Angesicht. Die Kämpfer des deutschen Volks erwarteten ruhig, muthig den Angriff des für seinen Heerd und seinen alten Ruhm kämpfenden Feindes. Der Schnee senkte sich in nie gesehenen Massen auf die ruhenden Krieger herab, und drohte sie zu begraben; man hatte Mühe, die Feuer vor seinem Wirbeln lebendig zu erhalten. Ein aufgehängter Mantel schützte das kleine Feuer, an dessen Gluth der Major und sein Freund sich zu erwärmen strebten. Keiner von beiden sprach, der Major saß sinnend, trübe und sein Blick stierte in das Feuer. Franz sah starr auf etwas blinkendes hin, das er fest in der Hand hielt. Es mochte ein Medaillon sein. Seit sechs Wochen war keine Nachricht aus Deutschland zu ihm gedrungen, wiewohl er viel Briefe geschrieben hatte. Dies mochte auch ihn trübe machen. Plötzlich hörte man Schüsse von La Rothière her, erst einzelne, dann viele, nun unzählige. Die Annäherung des Feindes in Massen war unzweifelhaft. Im Lager ward Lärm, die Feuer verlöschten unbeschützt gegen die Masse des fallenden Schnees, die Niemand mehr abwehrte, die Bataillone griffen zu den Waffen, sammelten und stellten sich.

Auch der Major sprang mit einer raschen Bewegung empor und schüttelte den Schnee ab. Er hatte lange träumend dageessen, und Franz, ihm gegenüber, hatte sich, wie wir gesehen, wohl gehütet, ihn in seinen Träumen zu stören.

„Franz!“ rief er, „laß uns Abschied nehmen, die Stunde naht. Leb' wohl, wir sehn uns heute und — nicht wieder!“

Franz war überrascht und ergriffen. Noch niemals hatte er an dem klaren, besonnenen Freunde eine Spur von Ahnungsglauben oder Besorgniß irgend einer Art wahrgenommen.

„Du träumst, Freund!“ sprach er.

„Ich habe auögeträumt,“ sagte der Major ernst und mit fester Stimme. „Jetzt ist es Tag! Die letzte Schlacht — beginnt — bald wird das „Gewehr auf“ ertönen — das mich an mein letztes Tagewerk ruft. Leb' wohl, Franz — wir sehen uns nicht wieder!“

Einen Augenblick lang lag er in seinen Armen, dann riß er sich los.

„Grüße mir die liebe Heimath — vergiß Aurelien nicht — nimm Deinen Abschied, wenn wir gesiegt haben — heut gebe ich Dir die Erlaubniß dazu — denn heute — bleibe ich.“

Franz wollte ihm die Grille ausreden. Allein er hatte nicht Zeit dazu. Ein Adjutant sprengte zu dem aufgestellten Bataillon.

„Wo ist der Major?“ rief er.

„Hier!“ war die Antwort.

„Vorwärts!“ rief der Adjutant. „Die märkischen Jäger an den Waldfaum. So lange es geht, sollen sie den Feind zu debouchiren hindern. Der Kronprinz rechnet auf eine Stunde Zeit. Der Rückzug geht auf die Linie der Würtemberger. In einer halben Stunde ist der Marschall bei Ihnen! Vorwärts!“

„Gewehr auf!“ rief der Major, und dahin flog das Bataillon unter dem lustigen Klang seiner Hörner. —

In einem Augenblick war der breite Graben übersprungen und der Waldsaum besetzt, ein heftiges Feuer begann gegen den Feind, dessen dunkle Massen den Wald zu verlassen trachteten.

Die Schlacht eröffnete sich an diesem Punkte. Die Jäger hielten Stand. Der Held Frankreichs, die Hand nach dem Siege gewaltsam ausstreckend, zeigte sich selbst in den vordersten Heersäulen, jeder Gefahr des Soldaten Preis gegeben. Doch ein anderer Held, den die Vaterlandsliebe bewegte, wie jenen die Liebe des Ruhms, trat ihm entgegen. Das Feuer begann scharf zu werden, als eine Droschke über die hintenliegende Ebene jagte, und ein Greis abstieg. Der Greis war Tags zuvor leicht verwundet und daher nicht zu Pferde. Der Graben trennte ihn von der Linie — er übersprang ihn mit jugendlicher Kraft, sein Gefolge hielt dahinter. —

„Nun, Jäger,“ rief er, „seid hübsch fleißig; der Feind ist's auch. Seht ich will Euch helfen!“ Und damit ergriff er eine Büchse und trat feck in die Linie der Schützen.

„Um Gottes willen! Excellenz,“ rief der Major. „Was thun Sie? Was wollen Sie hier? Das Feuer ist scharfer als je! Hier ist Ihr Platz nicht!“

„Ei was, Herr!“ rief der Feldherr; „mein Platz ist überall!“ Er ließ sein Gewehr laden.

„Hier nicht!“ rief der Major heftig. „Hier commandire ich. Fort! Ich duld' es nicht.“

„Ein hitziger Mann,“ sprach der Feldherr lächelnd

zu seinem Gneisenau gewendet, und nahm die geladene Büchse.

„Noch einmal,“ rief der Major — „ich bitte Sie, — ich beschwöre Sie, Excellenz. Ich will keine Verantwortung auf mich laden. Im Augenblick verlassen Sie diese Stelle, oder ich stürze mich mit meinem ganzen Bataillon blind in den Feind und in den Tod! Weg mit dem Gewehr — und kehrt, denn hier commandire ich!“ — Mit diesen Worten ergriff er die gespannte Büchse und rang, sie dem Feldherrn mit Gewalt zu entreißen. Er kam damit nicht zu Stande. Denn während er mit seinem Leibe den Feldherrn gegen jeden Feind deckte, drang eine schnelle Kugel durch die Schulter in seine treue Brust. Er sank, der Feldherr ließ die Waffe fahren, der Major hielt sie in seiner sinkenden Hand — und im Fallen hauchte er: „Franz — leb' wohl — ich hab's Dir wohl gesagt, grüße mir die Heimath — leb' wohl!“ —

Der Feldherr stand ergriffen neben der Leiche seines Retters. Er bewegte langsam sein greises Haupt, von dem die weißen Locken auf den Gefallenen herabsanken. Sein Auge ruhte feucht auf ihm. Dann wandte er sich um.

„Kommen Sie, Gneisenau“ — sagte er — „er hat Recht — sein Tod bezeugt's — hier ist mein Platz nicht — Adieu!“ —

Zehn Schützen umringten den Feldherrn, Franz führte sie, und in ihrer Mitte geleiteten sie den Feldherrn an seinen Wagen, zu seinem Gefolge zurück, das jenseits des Grabens hielt. Er wich nicht, bis er diesen in dem

Schneewirbel aus den Augen verlor. Dann flog er zu seinem Gefallenen zurück. Doch er erreichte ihn nicht mehr; die Jäger waren von den dunklen Massen zurückgedrängt. Franz stürzte sich in die Verwirrung, er rief — er befeuerte die Seinen, er drängte sie vorwärts, da fühlte er einen leichten Schmerz, einen Stich am Oberarm. Es ist nichts, dachte er — aber als er den Arm empor zu heben strebte, fühlte er ihn von seiner Kraft verlassen. Eine Kugel hatte ihn zerschmettert. Man führte ihn rückwärts; man vergaß ihn; denn die Schlacht wüthete nun frei und ungehemmt im Gefilde, und der rasche Tod feierte sein großes Fest.

Die ersten Linien waren geworfen worden; einen Augenblick lang schien der Adler Frankreichs zu triumphiren. Da zeigte sich die Größe des greisen Feldherrn, der den Adler, welcher Europa in seinen Klauen hielt, mit Jugendmuth und Jugendbegeisterung bekämpfte, und eben deshalb besiegte, weil diese Waffe jenem neu und unbekannt war.

An der Spitze seines Hauptquartirs warf Held Blücher sich in den Kampf. Der Sieger stand, und Stück für Stück sah er sich nun die Palme entreißen, die er schon ergriffen zu haben meinte. La Rothière ward stürmend wieder genommen — die schwarzen Massen wurden in ihren Wald zurückgedrängt — der Tag war entschieden, oder vielmehr die Nacht — denn nur der Schnee und das Mondlicht beleuchteten noch die letzten Thaten des ersten Sieges in Frankreich, und die grablosen Leichen des Siegers, wie des Besiegten. Der Adler

floh, seines besten Schmuckes beraubt, des Glaubens an seine Unbesieglichkeit auf dem eigenen Horst. —

Während das Heer seine Siegerbahn gegen die stolze Hauptstadt hin allzu kühn verfolgte, lag Franz mit gelähmtem Arm in Brienne. Er war zur Hälfte geheilt, als Frankreichs Fahnen sich noch einmal dieser blutgetränkten Stelle näherten, welche dem Adler so theuer zu sein schien, daß er sie mit seinem Herzblut zu vertheidigen entschlossen war. Die einzelnen Heerhaufen der Deutschen, nach dem Siege allzu eilig getrennt und wie im Wettlauf auf die Hauptstadt vereinzelt, waren von dem, der gleich dem letzten *Horatier* kämpfte und dem Feinde keinen Fehler verzieh, geschlagen und zurückgetrieben worden. Sie flohen gegen die Schwelle Frankreichs zurück und der erwachende Aufstand Lothringens und der Champagne rief den Adler Frankreichs herbei und bereitete ihnen da Gräber, wo sie vor einigen Wochen glorreiche Siege erfochten hatten.

Brienne selbst mußte Preis gegeben werden und in der Eil der Räumung erhielten die Verwundeten den Befehl, jeder für sich, wie er vermochte, für sein Heil zu sorgen.

Auch Franz verließ den Ort, den Kampfspreis eines blutigen Sieges. Mühevoll und mit halb wiedergewonnener Kraft schleppte er sich durch die winterliche Landschaft gegen Vitry hin, wo die Flüchtigen sich zu vereinigen angewiesen waren. Doch er erreichte dies Asyl nicht. Mangel und Entbehrung hatten seine Kräfte erschöpft und unfern von Vitry, in dem kleinen Flecken Blenod sank er entkräftet und von einem heftigen Wundfieber geschüttelt,

an der Schwelle der einzigen Kirche des Orts, besinnungslos zur Erde nieder.

Der würdige Geistliche nahm den Schußlosen in seinen Schutz, und übte die schönste Pflicht des Christen an dem wehrlosen Feind. Er nahm ihn in sein Haus, verbarg ihn wohl und pflegte des Kranken mit treuer Sorgfalt. Hier lag er nun, der junge und kühne Vaterlandskämpfer, von den Schauern des Fiebers in eine Welt entrückt, die mit der nichts gemein hatte, in der er noch athmete. Er träumte von der Heimath, von Waldkirch, von Aurelien — Aurelie, die er so fern glaubte, von der nichts als ein Bild und eine Erinnerung ihm blieb.

Die Erzählung kehrt nun zu ihr zurück. Aurelie war an dem Tage, nach ihrer Abreise von Waldkirch nach Frankfurt gelangt. Das starke und besonnene Mädchen fand bald die Wege, die sie zur Rettung ihres Verfolgten einzuschlagen hatte. Im Hauptquartir des edlen und menschenfreundlichen Alexanders, in seinem milden und versöhnlichen Herzen war der Quell des Heils für sie und ihren Vater. Dahin wandte sie sich. Unerwartet jedoch traf sie auf Schwierigkeiten, dem sonst so zugänglichen, nordischen Monarchen sich zu nähern. Sie mußte zu ihrem Schmerz vernehmen, daß Alexander, noch jüngst der galanteste Mann seines ungalanten Jahrhunderts seit einiger Zeit in der Bewilligung von Audienzen überhaupt, besonders aber für junge Damen äußerst schwierig sei. Der Kaiser, stets und nur in zu hohem Grade gütig, verzeihend und mitfühlend, war alles dies jetzt mehr, als je. Aber er mied die Menschen. Dunkle

Gefühle einer ungebüßten Schuld umbüßerten seine Seele, er glaubte nicht gütig genug gegen Andre, nicht streng genug gegen sich sein zu können, gegen sich nicht argwöhnisch, gegen Andre nicht friedliebend und verzeihend genug. Eine Eiferin hatte seinen sonst so klaren Geist mit unverstandenen, religiösen Schrecken gefüllt, alle seine Gedanken waren auf Frieden der Welt, auf Gnadengewinn, auf Buße gerichtet, und wenn sein ehrfurchtiger Feind den Frieden jetzt nicht erhielt, den er zu suchen vorgab — des Kaisers Schuld war es fürwahr nicht.

Es bedurfte nicht geringer Anstrengung und Ausdauer, bevor Aurelie in das vereinsamte Glossett des nordischen Monarchen gelangen konnte. Endlich sah sie dies sich öffnen. Die edle, schöne und sanfte Gestalt des russischen Selbstherrschers, des Siegers über den Unbesiegliehen, an dem ihr Herz hing, neigte sich wohlwollend zu Aurelien's festem und bescheidenem Vortrag.

„Mein Vater, Sire,“ sagte sie „trägt keine andre Schuld, als die der menschlichen Schwäche, für welche Ew. Majestät stets Entschuldigung hat. Die Anklagen seiner Feinde aber sind der Verläumdung gleich. Der Prinz ward freilich auf einem seiner Schlösser gefangen; aber mein Vater hatte an dieser grausamen That keinen Theil. Dies wage ich vor Gott und Ew. Majestät mit dem stärksten Eide zu betheuern. In Paris machte man ihm ein Verdienst daraus, wo er keines hatte, und er war schwach genug, die Früchte dieses Irrthums sich gefallen zu lassen. Ein verblendeter Gegner verfolgt ihn jetzt.“

Schützen Ew. Majestät ihn jetzt nur vor erbitterten Feinden — in Zeiten der Gerechtigkeit wird er sich dem Tribunal stellen, das Sie, Sire, über ihn anordnen mögen.“

„Ich begreife vollkommen, mein schönes Kind,“ unterbrach Alexander sichtbar zerstreut, den langen Vortrag Aurelien's. „Die Papiere beweisen nichts gegen ihn und Sie fordern, daß ich ihn vor den Engländern schützen soll.“

„Vor Graf Artois, Sire,“ sprach Aurelie fest.

„Ganz recht,“ sagte Alexander. „Nun ich denke, er hat sich selbst gesichert? Er ist flüchtig, nicht wahr? Das ist gut, sehr gut! Der Herr Graf war hitzig, man würde übel mit ihm verfahren sein — ich gratulire Ihnen, ma belle comtesse!“

„Mein Vater ist des Schutzes bedürftig, Sire“ sprach Aurelie, „und um diesen Schuß wage ich es, den mächtigen Kaiser von Rußland anzuflehen. Ew. Majestät erkläre ihn für ihren besonderen Schützling, für jetzt nur, für einen Monat nur, das ist die Gnade, die ich verlange.“

„Mehr nicht, mein Kind,“ sagte der Kaiser lächelnd — „mehr nicht? Wer könnte eine solche Bitte einer so schönen Bittenden abschlagen?“

Er näherte sich ihr freundlich. Plötzlich wandte er sich um, rieb die Stirn, faltete die Hände und sprach einige Worte für sich. Aurelie glaubte das Wort „Buße“ zu verstehen und zitterte.

„Warten Sie einen Augenblick,“ sagte der Kaiser

mit veränderter, tonloser Stimme. Er setzte sich, nahm ein Blatt und schrieb zwei Zeilen.

„Der Graf von Hochfeld steht unter dem besonderen Schutz des Kaisers Alexander.“

„Hier, mein gutes Kind,“ sagte er aufstehend. „Nehmen Sie — gehen Sie. Beten Sie für mich; wir alle bedürfen des Gebets und die Bitten der Unschuld sind im Himmel wirksam. Hören Sie — wir alle — und wenn Sie wieder etwas von mir begehren, so wenden Sie sich an Nowosilzoff oder Wolchonsky — nicht an mich — nicht an mich — hören Sie!“

Aurelie beugte ihr Knie — der Kaiser berührte ihr Kinn mit leiser Hand, sein Blick senkte sich auf Aurelien's sanftes, dankerfülltes Auge — aber, als erwache eine plötzliche Erinnerung bei ihm, zog er die Hand schnell zurück, seine lächelnde Miene verzog sich zu ernstern Falten, Stirn und Auge wurden düster.

„Gehen Sie, gehen Sie schnell,“ sagte er ängstlich, „retten Sie Ihren Vater, beten Sie für mich und ihn“ — und damit führte er Aurelien an die Thür des Closets.

Die Glückliche flog mit ihrem mächtigen Schutzbrief dahin.

Sie suchte ihren Vater im Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden auf. Allein sie fand ihn nicht. Der vorsichtige Fürst hatte jede Verwendung für ihn abgelehnt und ihm nach Frankreich zu fliehen empfohlen, wo ihm eine künftige Amnestie zu statten kommen würde. Aurelie folgte dieser Spur. Auf weiten Umwegen erreichten sie

Briefe, welche ihr meldeten, daß ihr Vater auf dem Schlosse ihrer Tante bei Vitry Zuflucht zu finden hoffe. Durch die See zu bringen, sei ihm nicht möglich gewesen — hier indeß glaube er völlig sicher zu sein.

Von Sorge gefoltert, flog Aurelie nach Nancy, dem Hauptquartir des französischen Prinzen. Entsetzliche Nachrichten empfangen sie hier. Ihr Vater war ergriffen, gefangen; sein Prozeß war schnell begonnen und schnell beendet; er erwartete im Kerker ein Urtheil, das nach der Gesinnung seiner Richter zu schließen, den Tod oder mindestens eine ewige Gefangenschaft aussprechen mußte. Die wenigen Freunde des Grafen hatten bei dem Starrsinn des Prinzen, der dies Opfer seiner Rache verlangte, selbst jeder Hoffnung entsagt. Wäre er noch ein Franzose gewesen, so hätte die Politik für ihn zur Milde gerathen — aber Hochfeld war ein Deutscher, ohne Anhang, ein abtrünniger Deutscher.

Unter diesen entsetzlichen Umständen bewährte sich Aurelien's starker Geist. Besonnen und unverzagt ließ sie nicht nach, bis sie zu dem Prinzen drang. Sie hielt dem erzürnten Verfolger ihren kaiserlichen Schutzbrief entgegen und begleitete ihn mit erschütternden Worten.

„Mein Vater,“ rief sie, „ist schuldlos. Aber wäre er es auch minder, als er es ist; der Kaiser Alexander hat sich zu seinem Richter bestellt, und sein Zorn würde den treffen, der ihm in seinem Amte vorgreift.“

Die unleugbare Handschrift des Lenkers der europäischen Geschichte that endlich ihre Wirkung. Hochfeld's Kerker öffnete sich und Graf Artois mußte, wie schwer

es ihm auch werden mochte, jede Verfolgung gegen ihn für beendet erklären.

Der Graf, so unerwartet gerettet, verließ Nancy mit seiner heldenmüthigen Retterin. Das Schloß der Tante nahm ihn und seine Kinder auf. Nun endlich schien er gesichert. Die Wonne des Wiedersehens bezahlte die Schmerzen herber Trennung reichlich, und Aurelie rief aus:

„Was wäre das Leben ohne bestandene und besiegte Schmerzen? Ein Dasein wäre es, ohne Wonne, ohne Freude!“

Indessen waren die Ereignisse vorgegangen, deren Zeugen wir waren; der Sieg von Brienne, welcher die Heere gegen die Hauptstadt warf, die Siege des Gegners, die sie rückwärts schleuderten, und der Aufstand dieser Landschaft, welche von Truppen entblößt, der Willkür von Mördern eine Zeitlang Preis gegeben blieb. Mit brennenden Dörfern und Schlössern, mit wogenden Menschenmassen, die aus ruhigen Landleuten plötzlich zu rache-schnaubenden Kriegern geworden waren, mit Blut und Verwüstung wälzte sich dieser Aufstand von Ort zu Ort, dem Flecken näher, wo Franz Aufnahme und Genesung gefunden hatte. Plötzlich, über Nacht, brach er herein, wie ein erwartetes Schreckbild. Ein Haufe von einigen Tausend Bauern, Weibern und Kindern lagerte in der Nähe von Blenod, sperrte den Ort von jeder Verbindung ab und überließ sich in seiner Nachbarschaft jeder Unthat.

Außer der Ermordung wehrloser und vereinzelter Feinde, Gefangener und Verwundeten, außer der Beun-

ruhigung der hintern Linien des Heeres, war es im Charakter dieses Aufstandes, die Besitzungen der Wohlhabenden, die Kirchen und die Schlösser des Adels zu zerstören. Die schönen Landsitze um Toul und Bar le Duc standen jede Nacht in Flammen oder lagen schon in Asche; die Kirchen waren verwüstet und der Schrecken verbreitete sich aus Brand und Plünderung über die ganze Landschaft hin. — Auch in Blenod ragte ein schönes Schloß, hoch, von Weingärten umgeben über den Flecken empor. Der würdige Geistliche, bei dem Franz Schutz und Pflege gefunden hatte, beklagte im Voraus das Schicksal, das den armen Bewohnern dieses glänzenden Landsitzes bevorstehe.

„Wer bewohnt es denn?“ fragte Franz.

„Eine Wittwe, Herr, Schwester eines Obristen Kulhières,“ war die Antwort.

Bei diesem Namen tauchte aus der Nacht seiner Seele eine hellglänzende Vergangenheit empor. Eine wohlbekannte Welt, in der Aurelie als Königin waltete, umsing ihn plötzlich in der reizlosen Fremde, aus der er gern in sie flüchtete. Der Name scheuchte das Gefühl der Schwäche von ihm, er bemerkte plötzlich Kraft in seinem gelähmten Arm, eine hinreichende Kraft, um die Bewohner jenes Schlosses gegen jede Unbill zu vertheidigen und zu schützen.

„Kulhières!“ rief er, und der gute Geistliche erschrock fast vor der Heftigkeit, mit der sein verwundeter Schützling diesen Namen aussprach. „Ist sie allein?“ fragte er rasch weiter.

„Sie war es lange, die treffliche Frau, die Mutter

meiner Armen,“ war die Antwort. „Alein seit einigen Tagen hat sie Gäste.“

„Gäste!“ rief Franz, von Ahnung beseligt und gefoltert. „Wen? Woher?“

„Flüchtige Verwandte, von jenseits des Rheins her,“ sagte der erschrockene Pfarrer; „ein Vater, mit seiner schönen Tochter und ihr Sohn, glaub’ ich.“

„Graf Hochfeld?“ rief Franz außer sich.

Doch der Geistliche hatte entweder den Namen nicht gehört, oder nicht behalten. Ehe er sein: „ich weiß nicht!“ hervorbringen konnte, stand Franz bewaffnet in der Thür der Pfarrwohnung. Den Säbel in der Linken, die Rechte im Bande, wollte er gehen, sich von der Nähe der Gefahr Ueberzeugung zu verschaffen.

Es war fast Abend. Der Horizont flammte; die Gluth brennender Dörfer und Schlösser umher bezeugte nur zu deutlich die Nähe des Aufstandes und die Art von Hülfe, welche Frankreich und sein Held von ihm zu erwarten hatte. Kein Corps, das ihm zu widerstehen im Stande gewesen wäre, war in der Nähe.

Auf einmal füllte wilder Lärm die Gasse des Fleckens — die Sturmglocke tönte; ein Theil der Plünderer drängte sich in den Ort, ein anderer, Fackeln an ihrer Spitze, wälzte sich die Anhöhe hinauf, auf welcher das Schloß lag. Wehklagend stürzten die Einwohner aus ihren Häusern und betheuerten laut, daß mit Ausnahme von zwei oder drei Häusern, kein Feind sich hier verberge. Ihre Bethuerungen wurden nicht gehört, denn nichts ist tauber und blinder, als der Bürgerkrieg. Man beschul-

digte die Schloßbewohner, den Pfarrer, den Maire, verwundete Feinde zu verbergen und stieß die gräßlichsten Drohungen gegen diese und ihre Beschützer aus.

„In die Flammen mit ihnen!“ schrie ein wilder Haufe bewaffneter Weiber. „Zündet das Schloß an — in die Flammen mit den Verräthern!“

„Zum Schlosse, zum Schlosse!“ rief ein andrer Haufe, den ein kleiner, zwerghafter Flurschütz anführte, der dies Amt seiner blinkenden Jagdbüchse verbanckte. — „Es steckt bis zum Dache voll prassender Feinde!“

„Steckt den rothen Hahn darauf,“ schrie ein Riese in Holzschuhen und blauem Hemd, und mit einer kurzen Sense bewaffnet. „Die fetten, deutschen Bären schmoren gut.“

„Willst Du alles Fett für Dich behalten, Petitôt,“ rief der Spasmmacher des Haufens, ohne den keine Vereinigung von Franzosen bestehen kann — „um Deine Glage damit zu salben. Nimm uns alle mit,“ schrie der kleine bucklichte Held, sonst seines Gewerbes ein ehrlicher Gewürzkrämer in St. Menehould, dem ein Russe einen Hut Zucker entwendet hatte, was seinen Patriotismus in Wallung brachte.

„Schweig Knirps,“ rief der Riese. „Willst Du den Brei verderben, den ich allein rühre? Soll Dich der erste beste Cosak verschlucken, wie ein Talglicht, Wagehals? Laß mich machen, sag' ich!“

„Fackeln her, Fackeln her,“ riefen hundert Stimmen. „Zündet das Nest an — in die Flammen mit ihnen!“ brüllte der wilde, führerlose Haufe, und stürzte

blind den schmalen Schloßweg hinauf, an dessen Eingang Franz seine Stellung genommen hatte.

Er hörte diese gräßlichen Ausbrüche blinder und sinnloser Wuth. In der Dunkelheit stand er dem riesigen Prahler nahe; schon hob sich seine Linke, ihn auf immer verstummen zu machen, als er des Schloßes gedachte.

Drei andre Verwundete seines Corps hatten sich zu ihm gefunden. Schulter an Schulter drängte er sich mit ihnen durch den Haufen, der ihm den Schloßweg versperrte, die Dunkelheit begünstigte dies Wagstück, denn ehe man den Feind in ihm wahrnehmen konnte, nach dessen Blut die wilde Schaar lechzte, war er ihr entronnen.

Er trat in den Vorhof des Schloßes in eben dem Augenblick, als die Flamme aus dem Dache hervorbrach. Der Ueberfall war vollkommen gelungen, keiner der Bewohner hatte Zeit gehabt, den Brandstiftern zu entgehen, welche den Haufen schon vorgeeilt waren. Die Dunkelheit der Nacht hatte auch sie begünstigt.

Hier stand er, mitten unter den Mördern — sein Blut kochte, sein Kopf war rathlos. Franz sah Niemand, dem er hätte Hülfe bringen oder von dem er Beistand hätte erwarten können. Im Hauptportal brannte ein mächtiges Feuer; gräßliche Gestalten standen umher, und wurden von ihm beleuchtet. Franz warf einen Blick auf den Haufen. Sein Blut erstarrte. Er sah einen schönen Knaben, zum Spielball einer entsetzlichen Laune dienen. Das Kind schrie um Hülfe, während man es im gräßlichen Spiele über das hellflackernde Feuer herüber

und hinüber warf. Die fremden Töne, in denen der Knabe um Hülfe rief, entflammten die Mörder zur fürchterlichsten Grausamkeit, indem sie ihnen bezeugten, daß sie sich nicht geirrt hatten, hier nach Deutschen zu suchen. In der Leidenschaft des entflammten Franzosen ist ein Zug grausamen Hohns, der sich bei keinem andern Volke wiederfindet.

„Laßt ihn doch fallen, den goldlockigen Krebs!“ rief ein steinaltes Weib den unmenschlichen Ballspielern zu.

„Weißt Du nicht französisch um Hülfe zu rufen, kleiner Bär,“ rief ein Knabe nicht älter, als Anton, „so stirb auf Deutsch!“

„Stirb, wenn Du nicht „Vive l'Empereur“ rufen kannst!“ brüllte ein alter Stelzfuß, der der Anführer der Bande zu sein schien.

„Nieder mit jedem, der nicht: „Vive l'Empereur“ ruft!“ schrie der Riese Petitôt, der eben in das Portal trat. „Was soll das Spiel? Laßt ihn fallen!“ —

Um den armen Anton schien es geschehen!

Da veränderte ein Augenblick die gräßliche Scene. Das mörderische Weib stürzte vornüber in die Flamme, der Stelzfuß sank getroffen zu Boden, Franzen's Degen wüthete in dem Haufen, welcher plötzlich von dem Anblick, von vier bewaffneten Jägern, wie Spreu im Winde auseinander stob. Vor ihren blinkenden Büchsen verkroch sich der prahlerische Riese hinter den noch aufrecht stehenden Thorflügel und seine feigen Begleiter riefen: „Erbarmen! Gnade!“

Während die Jäger sie entwaffneten und banden, riß

Franz den holden Knaben in seinen Arm empor und flog die breite Stiege hinauf, die sich jetzt erst seinen Blicken zeigte. Qualm und Flammen schlugen ihm erstickend entgegen. Er riß die Saalthür auf, welche die Wuth der Unmenschen von außen versperrt hatte, er stürzte in den Saal — Aurelie flog, bleich wie ein Opfer des Todes, in seinen Arm. Er umschlang sie, er hob sie empor. Er warf Anton dem Grafen entgegen.

„Folgen Sie mir,“ schrie er ihm zu, und stürzte mit seiner Beute dahin.

Er war der Retter der ganzen dem Flammentode Preis gegebenen Familie, welche die Unmenschen mit rasender Wuth in dem brennenden Schloßflügel festgebannt hatten.

Halb ohnmächtig, besinnungslos ruhte die sonst starke Aurelie auf seinem verwundeten Arm. Er trug sie aus den Flammen an eine dunkle Stelle des Gartens. Hier verließ ihn seine Kraft, hier senkte er die süße Last zur Erde nieder, hier sank er neben sie hin. Franz hatte die Welt um sich her, den Brand, den Grafen, die Mörder vergessen. Mit gebrochenem Knie lauschte er hier auf Aurelien's Athem. Sie kam bald wieder zu sich.

„Wo ist mein Vater?“ war ihr erstes Wort.

„Aurelie!“ rief er, „Sie leben?“

Bei diesen Worten fuhr sie empor. An diesen Tönen erst erkannte sie ihren Retter.

„Felsack!“ rief sie, „Mein Gott! träume ich denn?“

„Sie träumen Wahrheit,“ sprach er. „Franz von Felsack ist der Glückliche, der Sie rettete.“ —

Sie hing an seinem Hals im stummen Dank. Eine Umarmung folgte, in der die Erde, die Umgebung, die Noth des Augenblicks vergessen war.

Indem stürzte der Graf, die Wittve und Anton herbei, die sich dicht auf seine Spur gedrängt hatten. Eine Anzahl der befreiten Diener hatte zu den Waffen gegriffen, und im Verein mit den Jägern war man jetzt stark genug, einem ersten Angriff zu widerstehen. Dennoch war die Noth noch immer dringend. Nur der kleine Haufe der Brandstifter im Portal war bis jetzt besiegt, und den Schloßweg hinauf stürmten noch immer neue blutgierige Banden.

In dieser Gefahr dachte Franz an die Beschützung seines theuersten Gutes mit Aufopferung seines Lebens. Eilig schloß er die Thorwege, brachte die Gefangenen in Sicherheit, vertheilte Waffen an die Schloßbewohner und Diener, und richtete sich zu einer entschlossenen Vertheidigung ein, indeß die Gluth des brennenden Schloßes die wilde Scene fürchterlich erhellte.

Unten im Flecken hatte indeß das Ansehn des würdigen Geistlichen einige Ruhe hergestellt. Die wehrhaften Einwohner von Blenod sammelten sich um ihren Maire und schreckten die Plünderer durch ihre Anzahl. Diese vermißten ihre Anführer, den im Schloß gefangenen Riesen Petitôt und den Stelzfuß. Im ersten Schrecken hierüber kam es zu einer Art von Capitulation zwischen dem Maire und den Meuterern, in welche die Schloßbewohner mit eingeschlossen wurden. Gegen die Freiheit der Gefangenen sollte diesen freier Abzug bewilligt werden.

In wenigen Augenblicken war ein Wagen bereit, der die Geretteten nach Vitry entführen sollte; das Schloß ward unter den Schuß des Maire's gestellt, als die Scene, mit einem jener plötzlichen Umschwünge, die dem Kriege angehören, sich noch einmal unerwartet veränderte.

Durch die düstre, nur von der Höhe des Schlosses beleuchtete Nacht ertönten schnell hinter einander Trompetenstöße und Huftritte zahlreicher Kasse. Eine französische Fanfare schlug an Felseck's Ohr, und zagend, bebend blickte er auf die gerettete Geliebte. Was stand ihm jetzt bevor? Indesß singen die Plünderer, durch diesen unerhofften Beistand ermutigt, an, sich ihrer Versprechungen für erledigt zu achten. Von neuem stürmten sie mit wüthendem Geschrei vom Flecken her den Schloßweg hinauf, und drohten dem Kleinen Häuflein seiner Vertheidiger mit fürchterlicher Rache und dem sichern Flammentode, wenn sie sich und die Gefangenen nicht ohne Bedingung übergäben.

Die Gluth im Innern des Schloßraums war indesß bis zum Unerträglichen herangewachsen und draußen stürmte ein erbarmungsloser Feind. In dieser entsetzlichen Lage, jeden Augenblick eines unvermeidlichen Untergangs gewärtig, hielt Franz Aurelien im Arm; seine Linke hielt krampfhaft den siegreichen Degen, sein Auge sah muthig seinem und ihrem nahen Tode entgegen. Für den schlimmsten Fall war er entschlossen, sich selbst den Händen der Mörder auszuliefern, auf die einzige Bedingung hin, daß sie Aurelien's Leben schonten.

Unterdesß ward nichts versäumt, was einen siegreichen

Widerstand versprechen konnte. Die Geängstigten hatten sich, rings von Flammen und blutdürstigen Feinden bedroht, zuletzt in einen Thorweg geflüchtet, dessen starkes Gewölbe und dessen eisenbeschlagene Flügel am längsten dem Angriff und den Flammen widerstehen zu können schienen.

Die Aufrührer stürmten an dem Thor. Franz, auf's Aeußerste gefaßt, stand Aurelien im Arm, den Grafen und Anton mit seinem Leibe deckend, den Säbel in der freien Linken, entschlossen mit seinem Leben für das seiner Geliebten einzustehen.

Da brach das Thor unter der Gewalt des Angriffs zusammen. Wüthend drangen die Aufrührer auf die schutzlosen Opfer ein. Franz ward überwältigt — man riß ihn von Aurelien hinweg.

„Zum Feuer mit ihm!“ schrie der blutdürstige Haufe und zerrte ihn dem Schloßflügel zu, der noch in lichten Flammen stand. Es schien um ihn geschehen. Aurelie sah es — rang sich aus den Armen ihres Vaters los und stürzte ihm nach. Sie wollte mit ihm sterben! So standen sie an der Schwelle des Feuergrabes — einen Augenblick noch und die mörderische Lohe schloß sich über dem doppelten Opfer.

Da füllte der Schloßhof sich mit den heransprengenden Reitern, welche der Pfarrer athemlos auf einem Nebenwege hinaufleitete. Man erkannte das erste Chasseurregiment und das Gesindel flog vor seinen Säbeln auseinander.

„Wo sind sie?“ rief eine bekannte Stimme, und

— Obrist Kulhières stand plötzlich vor den Blicken des geretteten Paares. — Die Wonne, die Ueberraschung war zu groß für bloße Worte. Eine stumme, aber selige Umarmung, umschlang Aurelien, Franz, den Grafen und die Wittwe. —

Obrist Kulhières, gegen einen Adjutanten Kaiser Alexander's ausgetauscht, hatte an der Spitze seines Reiterregiments Tages zuvor Vitry eingenommen. Hier hörte er von den Gräulen des Aufstandes, der die Gegend von Blenod erreicht hatte. Die Gefahr, in der die Schwester schwebte, trieb ihn noch in der Nacht zu Fuß. Mit einer starken Abtheilung seines Regiments sprengte er selbst der geängstigten Landschaft zu Hülfe. Er traf im rechten Augenblick ein, Alles zu retten, was ihm theuer war, und eine nicht geringere Ueberraschung zu empfangen, als zu bereiten.

Die Schwester sank in seinen Arm. Franz, die Unmöglichkeit jedes Widerstandes erkennend, überreichte dem Obristen, der zugleich sein Besieger und Befreier war, seinen Degen und führte Aurelien zu ihm. Der Obrist antwortete ihm mit einer innigen Umarmung. Mit Verwunderung sah der wilde Haufe diesem Schauspiel zu, das ihn rührte, ohne ihm verständlich zu sein.

„Allerdings sind Sie nun mein Gefangener, junger Mann,“ sagte der Obrist, „doch entwaffnen will ich Sie nicht. Ihr Degen ist Ihre Ehre und es wäre grausam, den dieses Schatzes zu berauben, der ihn mir einst mit Gefahr seines Lebens erhielt. Behalten Sie Ihren Degen, Ihr Ehrenwort und Alles — ich werde eine hin-

reichende Besatzung in dies Schloß legen.“ — Franz umarmte den edlen Feind von neuem.

Man ward des Feuers, wie des Aufruhrs endlich Herr. Die Reiter des Obristen trieben die Meuterer zurück, welche unter Anführung ihres befreiten Häuptlings, des Riesen Petitot, endlich verwüstend und jubelnd nach Soul hin abzogen.

Auf die Schrecken dieser entsetzlichen Nacht folgte nun endlich Stille und Ruhe. Der Uebergang war so plötzlich, daß man Mühe hatte, sich in dem Contrast zurecht zu finden. Indes richtete man sich in dem vom Brande verschonten Flügel des Schlosses ein, wie es ging. Alle, besonders aber Anton, hatten die Schrecknisse der Nacht vergessen, um sich der Wonne des Wiederfindens, der Liebe, der Freundschaft zu überlassen.

Eben diese Schrecknisse aber hatten die Fesseln gesprengt, in welche natürlicher Stolz und eine verirrte Ueberzeugung Aureliens Herz geschlagen hatte. Franz hörte nun entzückt, wie sie ihn liebe, und wie sie ihn schon damals geliebt habe, als er sich von ihr gehaßt und verachtet wähnte. Aus den Flammen des Schlosses von Blenod stieg für ihn der Phönix empor, der sein ganzes Leben verschönern sollte.

Der Graf ergab sich schnell genug in den Willen seiner Retterin; er hatte der starken Seele seiner Tochter niemals mehr, als einen schwankenden Entschluß entgegen zu setzen vermocht. So segnete er den Bund ihrer Seelen, dessen Zeugen der Obrist und seine Schwester waren.

„So muß mir in der Gefangenschaft die holde Blume erblühen,“ rief Franz lächelnd, „nach der ich, frei und sieghaft umsonst rang.“ —

Aurelie aber schien damit zufrieden, daß im letzten Augenblick ihrer Zweifel die Sache noch zu siegen schien, der sie sich einst geweiht hatte, und an der jetzt weder das Herz, noch die Ueberzeugung mehr festhielten. Allmählig war ihr klar geworden, was dieser Sache fehle: Gerechtigkeit und Liebe! — Nach und nach hatte ein anderer Held, welcher beide bewahrt hatte, die Stelle ihres ersten, dem beide fehlten, eingenommen. „Wie groß wäre Er,“ dachte sie, „wenn nur etwas von seiner Liebe, seinem Rechtsgefühl in seiner Brust lebendig wäre? — Doch ist nicht Franz auch ein Held, und zeigt er nicht, daß Liebe und Heldenmuth, Kraft und Milde wohl mit einander bestehen können?“ — In solchen Selbstgesprächen war allmählig des ersten Helden Bild bei ihr verblichen, oder vielmehr, Franz nahm unbemerkt seine Formen, seine Gestalt, seinen Platz in ihrer Seele ein; bis die nächtlichen Flammen von Blenod, das, was so lange dunkel und unerkannt in ihr geschlummert hatte, auf einmal taghell lichteten und sichtbar machten. Und dennoch war sie nicht unzufrieden, daß jene aufgegebenene Sache in diesem Augenblick der Entscheidung noch siegreich zu sein schien, und daß sie gegen Franz Recht hatte — denn er war ein Gefangener.

Franz indeß hatte Gründe genug, den Untergang dieser Sache zu weissagen, die wiewohl Aurelie ihr ihr Herz entzogen hatte, in ihrem Munde dennoch Vertheidi-

gung fand. Der Obrist lächelte einem solchen Wortstreite zu.

„O! über die große deutsche Cardinal- und Nationaluntugend!“ sagte er zu dem Grafen. „Sie lieben sich und doch müssen sie streiten. Andre Völker streiten auch — aber sie streiten um eines Zwecks willen; den Deutschen aber ist der Streit selbst Zweck. Das letzte Wort gilt ihnen mehr, als ihre Liebe, als die That, die ihr Glück erbaut; mehr als der letzte Schritt zum Siege.“

Dieser letzte Schritt zum Siege blieb diesmal indeß nicht lange aus. Der Obrist wurde durch den plötzlichen Rückzug nach Fontainebleau von seinem Feldherrn getrennt, und da unterdeß der Aufruhr schnell bezwungen, die empörte Landschaft von den Siegern abermals besetzt ward, so sah er sich, von Feinden umringt, genöthigt, die Waffen niederzulegen, und sich mit der geretteten Kriegerlehre zu begnügen. Franz ward aus seinem Gefangenen von neuem sein Sieger.

„Die Schrecken des Krieges,“ sagte Aurelie zu ihrem Freunde, „habe ich nun zur Genüge kennen gelernt. Der Krieg hat unsre Liebe geboren; ich schulde ihm viel; aber — das sehe ich wohl — der Friede allein ist das Feld, auf dem sie gedeihen und blühen kann. Ruhm und Herrschaft sind blendende Güter, wir Mädchen lieben sie an dem Manne; aber Deine aufopfernde Seele hat mich belehrt, daß die Liebe mehr werth sei, als sie. Ihr gehört meine Seele fortan — mit dem Ruhm mag die Welt machen, was sie muß und will. Mein Held, ich sehe

es ein, war ein Kind und ein Opfer zugleich der Selbstsucht — Du bist ihr Gegentheil, Du mußt es ihn hassen — mein Held von nun an — ist — Franz von Felseck!“ —

Franz küßte den Mund, der dies Geständniß sprach. Er war glücklich, selig — wiewohl sein Arm gelähmt blieb, und acht Tage nach der Eroberung von Paris, an demselben Tage, wo seine Brust zuerst mit dem eisernen Kreuz sich schmückte, stand Franz in der Capelle von Blenod vor dem Altar, und empfing aus der Hand des würdigen Geistlichen, seines Pflegers, Aurelien's Ring.

Die Geschichte.

Novelle

von Leopold Schefer.

Im Abendschein trat Gräfin Orbalie aus dem Portal des Schlosses. Sie war heut dreiundzwanzig Jahr und ihr Sohn, der kleine Graf Herrmann, den sie an ihre rechte Hand nahm und ihre zarte Tochter Hermione, welche ihre linke ergriff, schienen nur ihre jüngsten Geschwister.

„Nun will ich Euch auch sagen, wo wir hingehen, meine lieben Kinder,“ sprach sie lächelnd — „Ihr werdet heut den Vater von fern auf dem Thurme sehn.“

„Den Vater!“ rief seine liebe Tochter Hermione; „da wollen wir doch nicht erst die Brücke hinab, sondern gleich lieber hinauf auf den Thurm gehn!“

„Es wird ja schon dunkel,“ sprach der kleine Herrmann, „da müßte der Vater illuminirt sein, damit wir ihn von hier unten sehen; aber meine liebe Schwester, Du hast wohl vergessen, daß der Vater aus Spanien geschrieben hat, daß er erst in vier Wochen kommt. Herr Gouverneur Chateaubrigand hat mir gezeigt, wo das Schloß Alhambra liegt, denn es soll wirklich dort liegen und nicht mehr stehen, wie Herr Chateaubrigand mir erklärt hat; aber es soll noch schöner gewesen sein, als un-

ser schönes, funkelndneues Schloß, das der Vater gebaut hat, nicht wahr? liebe Mutter!

„Laufe nicht etwa nachher wirklich auf den Thurm, Hermione,“ sagte ihr die Mutter; „Du kannst doch Deinen Vers? Du wirst ihn gleich brauchen.“

Aus natürlicher angeborner Liebe des weiblichen Geschlechtes zu dem männlichen liebte auch die Mutter den Knaben mehr als die Tochter, so wie der Vater gleichfalls aus nur wenig räthselhafter Liebe auch wieder seinem Mädchen mehr, ja äußerst zugethan war. Beide junge Eltern aber kannten ihre Schwäche, und so hatte Ordalie auch jetzt die Kinder losen lassen, welches von beiden den Vers lernen solle, um auch in einer Kleinigkeit keine Vorliebe zu zeigen, noch zu haben, oder sie doch nicht den Kindern, die sich einander herzlich liebten, zum kleinsten Nachtheil gereichen zu lassen.

Hermione hatte aus der Mutter Hand den längsten Streifen Papier gezogen, den Vers also lernen dürfen, und stellte sich nun vor die Mutter und frug, ob sie ihn gleich hier sagen solle.

„Drunten vor der Brücke,“ sagte Ordalie. „Denn daß ihr es nur wißt, Eures Vaters Mutter kommt heut, die Großmutter! Und der Vater wird ihr als Geist auf dem Thurme erscheinen und sie begrüßen, und von dem zauberhaften Licht wird Schloß und Garten, Wasser und Thal alles reizend hell sein. Die Flamme aber droben ist bloß bengalisches Feuer vom Apotheker Gänseflug, das der Jäger anzündet, sobald ihm mein Page das Zeichen giebt; der giebt es aber, wenn die Gräfin

Runigunda ausgestiegen ist, und wenn sie das blendende Licht sieht, begrüßest Du sie mit Deinen Worten, Hermione! Wenn sie dort über den Berg in das Thal herein fährt, fällt zum Zeichen für uns ein Schuß. Aber seid ja recht gut und ehrerbietig gegen die gute Frau, denn sie liebt Euch beide sehr, und den Vater und mich! Habt sie recht lieb!“ —

Orbalie seufzte dazu, denn ihr fiel bei diesen Worten alles Herzeleid wieder auf das Herz, das ihr ganz ohne Verschulden die Schwiegermutter aus der Ferne durch Briefe an ihren Sohn, den Grafen Herrmann, angethan, bloß weil er sie zur Gemahlin genommen, und nicht eine Andere, welche sie lieber gewünscht. Darum war sie fast bang vor der bejahrten feinen und doch noch mehr schonungslosen Frau, die alle ihre Bitterkeiten und Anzüglichkeiten als bloße Aufrichtigkeit anerkannt, ja geschätzt wissen wollte. — Und als Orbalie noch gefragt, ob auch alles zuverlässig bereit sei, ging sie mit den Kindern auf und ab.

Wieder einmal ward Frühling. Wieder einmal ward Abend. Eine wärmende, kräftig wirkende Sonne war an einem reinen Himmel über die Erde gezogen; nur das Gras und die Stachelbeerhecken und Weiden schimmerten erst grün, alle andere Bäume glänzten noch voll großer brauner, brechender Knospen; jetzt war der Himmel gleichsam von dem ersten Opferrauch und Duft der Erde, dem aufgestiegenen Frühlingsnebel bezogen, seine kleinen Sterne schienen verschleiert und nur die großen Gestirne blinkten hier und dort durch Lücken, die ihnen die säuselnde Luft

geweht; die Wasser rauschten von fern, die, aus den gestrigen Wolken zur Erde ergossen, nun auf der Erde gefangen, unbekanntem Weg durch Felsen und Blumen suchten und fanden.

Jetzt schillerte die Sichel des Mondes über den heitern Vorbergen der Schweiz, und sah durch die gespensterartigen, laublosen Bäume, das dürre Laub des vorigen Herbstes verwehte der Wind, als wolle er es heimlich über Nacht bei Seite bringen, bis neues hohes Gras es überwachsen, und aus Aether und Luft und Rauschen und Säuseln, ja selbst aus dem Schweigen erscholl und quoll übermenschlich stark und überwältigend die Hoffnung, ja der sichtbare Anblick unsterblichen Wesens.

Da fiel der Schuß von der Höhe am Eingang in's Thal. Dann dröhnte leise der Wagen, näher und näher, aber der noch schnellere Wind führte demselben einen Geruch wie von Tuchten voraus, der nicht zu verkennen war. Er hielt auf einen Wink. Eine alte Dame in Zobelpelze gehüllt stieg langsam aus, der Page gab das Zeichen, und auf dem Thurme stand eine blendende mannshohe Flamme, die Schloß und Gegend überraschend schön und wunderbar erhellte. Und während ein zweites, aber sichtbar junges, reizendes Mädchen aus dem Wagen stieg, gleichfalls hinauf nach dem Thurme sah, und der kleine Graf Herrmann verwundert die Mutter frug: „Mutter, da sind ja zwei Großmütter, eine alte und eine junge!“ trat schon Hermione diese schönere, jüngere an, zeigte mit der ausgestreckten Hand nach der Flamme droben und sprach mit lieblicher Stimme zu ihr:

„Dich, Einzigtheure, still zu sehen, reißt
Sich her zu Dir des Zielgeliebten Geist,
Der leuchtend auf des Thurmes Sinne steht
Und nun er Dich begrüßt in sich vergeht!“

„Kleiner Engel!“ rief die schöne, junge Fremde,
„wen meinst Du denn da?“

„Meinen Vater Herrmann in Spanien, der Dich
liebt, und deswegen hierher kommt!“ — antwortete
ihr der kleine Graf Herrmann.

„Also Ihr seid meiner Tochter Kinder!“ rief jetzt
die alte Dame im Zobelpelz. „Ordalie! Meine Tochter!
Kennst Du mich nicht? Weil Du mich nicht vermuthest,
und grüßest uns doch so schön.“ — — „So schön, wie eine
Hexe oder Zauberin!“ rief die junge Fremde und um-
armte den kleinen Knaben, indes Ordalie schon ihre Mut-
ter an die Brust gedrückt, welche von der langen Reise
von Petersburg bis zu ihr sich an der Tochter Herzen aus-
ruhen zu wollen schien, so lange ruhte sie an ihr, und end-
lich sagte sie:

„Ich bringe Dir Deine Schwester Gabriele! Nimm
sie gut auf, Ordalie! Vergiß alles alte, Du bist
noch jung, nur die Alten vergessen nicht.“ Und nun ließ
sich Gabriele von Ordalien umarmen und sprach zuletzt:

„Nun ist es gut.“ Und Ordalie ließ sie los.

„Mutter,“ frug der kleine Herrmann, „ist denn
das auch des Vaters Mutter, oder war es nicht die rechte
Großmutter, und der Vater hat dort oben nicht richtig
gebrannt? Wie wird denn das werden? Hat denn der

Apotheker noch mehr solche Geister? denn der fächelt und hüpfst schon da droben?“

Ein Zufall half jetzt Orbalien aus der Verlegenheit. Ihre Mutter Ida hatte sich von dem General Grafen Theodor scheiden lassen. Sie selbst und ihre Zwillingsschwester Gabriele waren durch die Ehescheidungsacte unter die Aeltern getheilt worden; Orbalien hatte der Vater erziehen lassen und verheirathet; Gabrielen hatte die Mutter erzogen, und endlich mit nach Petersburg genommen, seit sich Orbalie vermählt. Bis dahin war Orbalie fast immer im Schlosse der Mutter gewesen, das nicht fern von hier lag; aber die große Aehnlichkeit, die beinahe sogar für die Mutter Ununterscheidbarkeit war, die fast gleiche Schönheit, besonders aber der Neid und der aus der Uneinigkeit der Eltern entsproßene Zwist, der Umstand, daß Orbalie, die dem Vater zugetheilte Tochter war, die Geschenke von diesem, die Auszeichnung von seinen Freunden, ja die heimliche Zurücksetzung und Vernachlässigung derselben durch die eigne nicht glückliche Mutter, hatten in Gabrielen's Herz die bitterste Feindschaft gesäet. Als nun Orbalie den schönen, reichen Grafen Herrmann vermeintlich ihr weggeheirathet, war diese endlich zur Reife gediehen, so daß man Orbalien und Gabrielen wohl „die feindlichen Schwestern“ hätte nennen mögen, wenn nicht Orbalie stets aufrichtig und wohlgesinnt gegen Gabrielen geblieben wäre. Jetzt waren nun Mutter und Schwester ihr so unvermuthet zurückgekommen, und gewiß nicht ohne besondere, geheime und geheimgehaltene Ursachen. Der kleine Herrmann hatte aus

kindlicher Offenheit und Sorge für die wahre, ihm schon bekannte Großmutter (die Mutter des Vaters) den beiden plötzlichen Gästen entdeckt, daß des Vaters Erscheinung nicht ihnen gegolten. Doch ließen die Worte des Kindes sich noch deuten, aber aus Furcht vor Anregung des alten Hasses fiel Orbalien keine Deutung ein, und das Kind zu tadeln, wäre ein Zugeständniß gewesen. Da half ihr der Zufall.

Eine große feurige Kugel fuhr plötzlich quer über den Himmel, der Mond erlosch, der Geist erlosch, wie die kleine Kuppelerleuchtung der Peterkirche in Rom vor der großen Kuppelerleuchtung erlischt, und dem schönsten Meteor auf Erden hallte ein furchtbarer Donnerschlag nach, welcher der Erde aber nur die Ankunft des Frühlings vom Himmel verkündigte. Alle waren erschrocken, am meisten jedoch, und noch mehr wie die Kinder, Gabriele, die mit bitterm Lächeln nach der Flamme des Geistes geblickt. Dadurch wurden alle Gedanken abgerissen und Orbalie führte die Mutter nach ihrem Zimmer, während sie nun hörte

„Ich komme Dir Glück zu wünschen zu Deinem drei und zwanzigsten Geburtstag? Dein Mann ist gesund? — aber in Spanien,“ erläuterte sie. —

„Wie alt sind nun Deine Kinder? liebe Tochter!“ —

„Sie sind, wie meine gnädige Mutter weiß, beide in einem Jahr geboren; hier meine Hermione am Neujahrstag und mein Herrmann am Sylvesterabend vor fünf Jahren. —“

„Mein Gott, wir wissen ja das!“ sprach Gabriele darein.

„Also weiter hast Du keine Kinder?“ frug die Großmutter.

„Nun ist die Reihe an Gabrielen, Sie mit einem Enkel zu erfreuen,“ versetzte Orbalie und mußte freilich nicht, wie tief sie durch dieses Wort das Herz der Schwester zerriß, und wie erblaßt und düster diese darüber aussah, wie ein Rachegeist. „Mir,“ fuhr Orbalie fort, „hat der Arzt den Tod prophezeit, wenn meine lieben Kinder so glücklich würden, sich noch an einem jüngern Gespielen zu erfreuen — ach wohl das schönste Glück für Kinder: ein kleines Kind! Nur ein Kind, ja ein Paar kann die Eltern nie so freuen, als wenn es Freude hat an einem andern ihrer Kinder. Das ist erst die höchste Freude! die Freude an Freude! das ist mein einziger Kummer.“

„Die Aerzte sind keine Propheten oder Todeseulen, mein Kind,“ entgegnete die Mutter, „und Deine Kinder können noch, wie Du meinst, die größte Freude der Eltern erleben, ich gönne sie Dir. Hatten die Aerzte doch auch Deinem Vater das Leben abgesprochen, und, glaube es oder nicht, am meisten aus Furcht ihn zu verlieren, ließ ich mich von dem General scheiden, der freilich sehr militairisch auch gegen mich verfuhr — wenn er nicht mehr mein Mann wäre, meinte ich, stürbe er mir nicht, würde wenigstens sein Tod mich so tief nicht rühren. Aber er lebt wohl noch heute, nicht wahr, hast Du Nachricht von ihm?“

„Längstens zu jedem Weihnachtsfeste schreibt er mir, fragt, ob es mir wohl gehe, oder ob ich sein bedürfe, dann werde er da sein;“ antwortete Orbalie.

„Ja, ich werde da sein, nur sein Wort, daran erkenne ich ihn. Aber ich hatte nicht geglaubt, daß ich so lange ohne ihn, er so lange ohne mich sein könne; und doch leben wir beide so fort, ich weiß keinen Ausdruck dafür, in einer geheimen Hoffnung wir werden uns wieder finden, wieder nahen, einander wiedergehören.“

„Gute, liebe Mutter!“ rief Ordalie.

„Aber das dauert schon Monde auf Monde, Jahre auf Jahre — und so bleiben wir geschieden, bis wir scheiden. Unbegreiflich! Ach, eine Grille, eine unwillige Stimmung sollte nicht zum Leben werden können, ein Härchen Glanz nicht zum Rocken unserer Tage und Abende, woran wir zu spinnen haben bis an das Ende! Thue alles, dulde alles, nur laß Dich nie scheiden, mein Kind. Jeder giebt den Rath der ihn glücklich gemacht hätte, dessen Befolgung ihm heilsam gewesen wäre.“

Ordalie erröthete, wandte sich seitwärts und machte mit der Hand eine abwehrende Geberde.

„Gute, liebe Mutter,“ sagte sie dann noch einmal. Ihre Brust war beklommen, daß die Kinder solche Worte und Klagen der Großmutter mit hörten. Sie stand wie auf Kohlen, denn sie mußte die, keine Nachlässigkeit verzeihende Schwiegermutter empfangen. Darum war es ihr lieb, daß die Diener jetzt allerhand Gepäck, Koffer und große lederne Verschlüsse brachten, worüber die Kammerfrau herfiel, um sogleich Gabrielen zur Tafel anziehen zu können. Sie küßten sich und Ordalie fand draußen im Schloßhof Mr. Chateaubrigand, dem sie geschwind auftrug, einen zweiten Geist auf dem Thurme auf-

flammen zu lassen, sobald er das Zeichen empfangen, und ging mit den Kindern die Brücke hinab.

Sehr wohl den Vorwurf kennend, daß den Frauen meist alle ihre Anstalten mißglücken, oder daß doch irgend etwas daran fehlt und mißlingt, so daß sie statt Vergnügens gewöhnlich nur Verdruß darin haben, weil sie zu herzlich, zu voll von den Gegenständen sind, und daher, mit den besten Erfahrungen in der Außenwelt, dennoch nicht die rechten Mittel ergreifen, oder die Fäden, welche ihre Maschine spielen lassen sollen, nicht streng genug leiten und fest genug anziehen, bestand jetzt Ordalie auf die Wiederholung derselben Begrüßung, weil die erste zwar schön gelungen, aber doch verfehlt war. Der Wagen rollte herbei, die Schwiegermutter stieg aus, ein vornehmer, junger schöner Mann war dabei äußerst behülflich; das Zeichen erklang, der Geist erschien auf dem Thurme und erhellte die Scene, und aus Gerechtigkeit gegen den Knaben, sagte der kleine Graf Herrmann der Großmutter jetzt die Deutung. Während dieser aus des Enkels Munde noch holder tönenden Worte hatten die Gräfin Mutter in der zauberischen Beleuchtung das ganz neuerbaute colossale Schloß in seinen prachtvollen Massen, in breiten Schatten und Lichtern erblickt, und von allem Schönen — weil sie selber nun alt war — verdrüßlich angeregt, hatte sie schon ein bitteres Wort auf den Lippen, der kleine Herrmann langte aber nach ihr herauf, und sie mußte ihn küssen. Dadurch an tausend Küsse erinnert, ward sie mild gestimmt und frug ihn: „mein Herrmännlein, wann kommt denn der Vater?“

Die Mutter antwortete, daß er gewiß noch die Freude haben würde sie hier zu finden . . .

. . . „Länger soll ich alsdann nicht bleiben? meinst Du, meine liebe Tochter“ — schaltete ihre Schwiegermutter ein; Orbalie aber setzte unbewegt hinzu: „indef finden Excellenz meine Schwester die so eben angekommen und meine Mutter.“ Und mit ihrer Aufrichtigkeit sagte die Schwiegermutter: „Deine Mutter ist zum Glück acht Tage älter als ich, also doch älter. Aber stets ist dennoch für ein altes Weib wie ich bin kein verhafterer Spiegel als wieder ein altes Weib. Nur zu jungen Leuten bittet man schicklich alte Leute, oder noch verbindlicher Junge unter Alte. Aber nicht wahr, Du meinst, ich bin nicht gebeten? Oder nicht?“

„Nein, ich meine es nicht;“ sagte Orbalie fest und wahr. „Wer kann der Frau willkommener sein als die Mutter des Mannes, durch welche sie diesen allein besitzt.“

„Also Ihr seid Euch noch treu;“ versetzte jene, „das höre ich gern von andern.“

Orbalien waren die Thränen in die Augen getreten, und der kleine Herrmann, der es bei dem Scheine, der von den Dienern gehaltenen Windlichter sah, und schon so klug war, zu merken, daß sie über das Weib vor ihr weine, sprach hastig und laut: „Mutter, komm fort! laß die häßliche, alte Frau nicht in's Schloß! das ist des Vaters Mutter nicht.“

Die Großmutter aber sich bewußt und zufrieden damit, daß sie zum Eintritt genug gekränkt habe, schien von

der Kinderrede wunderbar gerührt. Der mitangekommene Herr trat jetzt näher, und obgleich Ordalie auf den ersten Blick in ihm ihren Schwiegervater erkannte, der sich von seiner Gemahlin, der gegenwärtigen Großmutter hatte scheiden lassen, da sie ihm einen andern Mann vorgezogen, so sagte die Großmutter doch zu Ordalien: „Einst mein liebender Mann und mein noch lebender. Er hatte als Gesandter auf auswärtiger Station erst vor kurzem erfahren, daß mein zweiter Mann, der selige Präsident, gestorben sei, und so ist er aus alter Gewohnheit mich zum Weinen zu bringen auch in diesem Falle gekommen mir zu condoliren und sich zu gratuliren vielleicht; denn er gedenkt sichtbar wieder zu heirathen, und da ich zu meinem Sohne hieher reisen wollte, so reisete er mit zu seinem Sohne.“

Unter solchen Begrüßungen waren sie in das Schloß gegangen. Diesen Ankünften aber schien eine getroffene Verabredung, oder ein von jedem einzeln gefaßter nicht ausgesprochener Vorsatz zum Grunde zu liegen, immer aber ein für alle verschieden lockender Reiz und Zug. Auch Graf Herrmann hatte seiner Ordalie den Tag seiner Rückkehr auf einen Monat zu spät angekündigt, um sie zu überraschen sowohl, als um ihr die Gelegenheit zu einem glänzenden Empfang noch abzuschneiden bis sein neugebautes Schloß erst vollständig im Innern eingerichtet sei. Zur beneidenswerthesten Ausschmückung desselben aber gehörten ihm schöne Bildwerke in Marmor und vorzüglich Gemälde, worunter er solche nicht mit Unrecht meinte, die einen schönen oder menschlich interessanten

Gegenstand mit Meisterhand ausgeführt darstellten, die nicht bloße Künstlerwerke, sondern Kunstwerke wären, welches beides er scharf und streng ja oft hart unterschied, wie es selbst das herangebildete Volk schon zu unterscheiden anfängt. Bei der Auswahl seiner Schätze sollte ihm aber auch die Farbe der Zeiten und Geister kein Hinderniß sein, indem er frei durch alle Zeiten blickte, nur vom Menschlichen und Schönen befangen.

Indem wir hiermit dem etwa dreißigjährigen Grafen kein Unrecht widerfahren lassen, dürfen wir ihm nun auch sein Recht wohl angebeihen lassen. Wie er im Ganzen wenig Ursprüngliches und Eigenthümliches an sich und in sich hatte, so verdankte oder verschuldete er auch diese Ansichten zum größten Theil seinem Reisebegleiter, einem unverheiratheten Manne, der kaum ein Jahr älter als er, sein ganzes Leben jedoch an seine Bildung gesetzt hatte und ferner zu setzen ausschließlich entschieden war, ob er sich gleich gefallen ließ, daß ihn die Menschen einen Hofrath nannten. Still und unscheinbar war er zum Besiß der schönsten und nützlichsten Kenntnisse gelangt, die ihn im Einzelnen und noch mehr erst in ihrer Vereinigung zu einem ausgezeichneten, jedoch nur höchst bescheidenen Manne machten. Seine Rechtschaffenheit, seine Geradheit, Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit ließen sich von Niemand in Zweifel stellen. Von der Freundschaft vielleicht noch antiker und höher begeistert als Winckelmann wenigstens sie am Mengs wegen seines schönen spanischen Weibes bewiesen; hatte er doch keinen Freund, denn der Eine war ihm als Jüngling gestorben, und so

lebte er nur in der Treue zu dem schönen unerseßlichen, ja einzigen Todten, denn an diesem hatte er nur den Tod empfunden und niemand anders war ihm todt, alles lebte seinem lebendigen Geiste, selber der Freund. Aber auch die Liebe hatte ihm Jugend und Schönheit abgezwungen und abgerungen und zwar Orbalie als Jungfrau, als lebende Hebe. Bei keinem steifen Etiquettenkönig tafelfähig, nicht reich genug, um zu einem hochadeligen Beilager bettfähig zu scheinen, nicht schön genug, um ein auf italienisch für ihn begeistertes Mädchen aus allen ihren Verbindungen und unangesprochenen Ansprüchen willig, ja ihn selber noch drängend, zu reißen, endlich zu bescheiden aus dem Bewußtsein des Ermangelns dieser Qualitäten, hatte er dennoch bloß durch seine schönen Augen, wenn nicht einzig und allein durch die Macht des Liebens das Herz der Schönsten, Besten gerührt. Aus Duldung seiner war ihm Zutrauen, Anhänglichkeit, Neigung in ihr erwachsen, und zuletzt hatte er sogar ein Entfalten der Liebe aus der verschlossenen, geheimen Knospe zur Blüthe in ihr zurückdrängen, zurückbilden müssen, was ihm durch Entziehung, angenommene Gleichgültigkeit, ja durch Beschäftigung mit ihrer Schwester Gabriele ohne Schmerz für Orbalien gelungen, und was er nur durch Ehrfurcht vor der Liebe und aus Anerkennung von Orbalien's Glück vermochte, das er ihr viel tausendmal mehr gönnte, als sich selbst, weil er sie liebte. Denn eben um diese Zeit war Graf Herrmann als ihr wirklicher würdiger Bewerber eingetreten, ein tadellos schöner, fast überreicher und gebildeter Bräutigam, aus welchem ein

liebendes Herz mit nur ein wenig schöpferischer Phantasie einen unvergleichlichen Mann, einen Halbgott machen konnte. Indes war mit Orbalien's Liebe zu Herrmann auf unbeachtetem Wege auch ihre Gunst für den Freund auf den Gemahl übergegangen, wie denn fast alle Ehemänner die meisten frühen und späten Eigenheiten und Kindernarben, Gunst und Ungunst, wie Glück und Unglück von ihren Bräuten und Frauen noch bei lebendigem Leibe erben, und gleichsam in dem so schön herangewachsenen Fruchtbaum alle seine Vorfrühlinge, alle seine verlorenen Blüthen wieder mit umarmen und lieben. Der Hofrath lebte in beträchtlicher Entfernung von Stadt und Schloße seines Gönners und Freundes des Grafen, in einer reizenden Niederung der hier noch kinderhaft kleinen Donau, um den Besuch oder die Einladung nicht unbequem zu haben oder zu machen. Wie der Graf Toggenburg aber konnte er das Schloß, der in der Entsaugung erst recht treu und würdig Geliebten jeden Morgen am Horizont von der Morgenröthe angeglänzt erblicken, und seine Scheiben im Golde der Abendsonne funkeln sehen, was er selten sich versagen konnte, so wie nicht öfter ihre Kinder zu besuchen, die alles von ihm fordern konnten, selbst daß der kleine Graf Herrmann auf seinen Knien, ja auf seinem Rücken im Grase ritt und ihm einen Weizenhalm statt Pferdezaum durch die Lippen zog. Der Graf hatte erst zufällig an einem fremden Orte, wo er unbekannt war von diesem erloschen, aber selbst in das Volk erschollenem Verhältnisse wohl erfahren, aber erst zu spät, als er von der vollen ungetheilten Liebe sei-

ner Orbalie nun eben so fest überzeugt war, wie schon längst von dem gleichsam durchsichtigen Gemüth seines neuen und ihres alten Freundes, in welchem ein reiner ehrlicher Kern glomm und überall durchschien. Denn kein Bedächtiger entdeckt ohne die äußerste Noth, ja gern einem Mann oder einer Frau irgend ein früheres Verhältniß des Gatten, damit sie in Frieden wandeln, und ungetrübte Freude nun an einander haben, so wie sie sich erworben und arglos besitzen, und jeder Erfahrene, Gute, nennt das die heilsame Blindheit, in wie manchen Fällen sie auch wohl zu heilen wäre. Als nunmehr die italienische und spanische Reise dem Grafen nöthig erschien, hatte ihn Orbalie auch nur vom Frühling bis Herbst nicht entbehren wollen. Aber er hatte schon einige Jahre getreu auf den Gütern bei ihr und dem Schloßbau ausgehalten, und bat ihre Bitte von den Lippen mit den Lippen hinweg. Der Freund sollte ihn begleiten, und im Stillen fand er in dieser Zeit für die Männer in ihren Mitteljahren einen Reisehofmeister weit heilsamer als sonst für die jungen Männer. Er selbst sahe gern Italien wieder, Spanien mit Vergnügen das erstemal, und willigte ein, weil Orbalie ihn zum Begleiter wünschte, ihrem Manne geständlich aus dem Grunde, daß der Hofrath als Wäger des Geldes ihn zurückhalte, wo er es aus zu heftigem Verlangen es nicht wägen nicht eintheilen möchte, nicht geständlich, aber aus einer regen Furcht, daß ihr leidenschaftlicher, lebenslustiger und vor allen so schöner Freund nicht gereizt und verlockt in die Schlingen falle, welche die eigene Schönheit dem Schönen legt,

wenn nicht auch die fremde Schönheit. Denn in ihrer Stadt in dem Hause ihres Leibarztes lebte ein ganz junges spanisches Mädchen — zum Glück für manche Gitle, die sie gesehen — ein blindes Mädchen, welches von einem Blitzstrahl, der dicht vor ihr niedergestürzt, zwar unbeschädigt am ganzen Leibe, geblendet worden. Die sehr vornehmen, sehr reich gewesenen, aber jetzt fast armen Eltern hatten sich gerade auf der Flucht aus dem Vaterlande befunden, sich in der Schweiz niedergelassen, in einem Bade, in Pfeffers, den Leibarzt getroffen, der ihres Gemahles Stiefvater, den zweiten Mann der Gräfin Kunigunda, den Präsidenten und Minister dorthin begleitet; er hatte gemeint, die von allen aufgebene einzige Tochter wieder sehend zu machen, die Eltern hatten sie ihm anvertraut und sie ihm nebst einem Schweizermädchen als Dienerin mitgegeben. Sie sprach nur naiv schweizerisch deutsch, war noch blind, ohne daß ihren feurigen, großen, schwarzen Augen ein Abbruch an Schönheit geschehen, denn sie glänzten wie schwarze Corallen — aber ein Land voll solcher sehender Jungfrauen, die ihren Herrmann sahen, schien ihr ein beängstendes Land, das ihr Seufzer auspreßte. Indes ihr Herrmann war ihr treu geblieben, viel beschäftigt von seinem Vorhaben und ein wenig geleitet von dem nie so genannten, oder so sich nennenden Reisehofmeister. In dem armen Venedig, dem blutarmen Padua, in Florenz, Siena, Perugia, in Rom und Belletri, und alle den andern mit ihren Schätzen wie versunkenen Städten wurden sie als Käufer und Zerstörer ihrer reichen Sammlungen

von den Nobeln und Ignobeln bald auf den Händen getragen. Zum Winter erst wurden sie nach Spanien übergeschifft und hatten dort die letzten Wechsel — wie der Graf gesagt: kleines bekrigelttes Papier, für großes leuchtendes Malertuch — eingetauscht. Vieles war schon nach Hause gesandt und stand sie erwartend unausgepackt doch wohlverwahrt im Schlosse. Anderes sollte folgen, bald; alles Bestellte meist Copien in Marmor von den schönsten Statuen oder von Gemälden erst später. Auf der Rückkehr jetzt hatten sie ihre Richtung nach Genf genommen, wo Graf Herrmann seinen Halbbruder, den Grafen Carl, abholen und mit sich nach Hause nehmen wollte. Denn der Vater desselben, der Präsident, war, nachdem er aus dem Bade von Pfeffers mit dem Leibarzt weggereiset, auf dem alten Schlosse des Grafen Herrmann gestorben, hatte jedoch vorher noch sein ganzes unzählbares Vermögen seinem Sohne dem Grafen Carl unter der allermenschlichsten Bedingung vermacht, nämlich der: ein Weib zu nehmen, sobald er nämlich mündig sei. Dies sehr sonderbar abgefaßte Testament sollte nunmehr eröffnet werden, da Graf Carl so eben mündig geworden.

Die ganze Familie war gespannt darauf und mehrere Mitglieder sogar auch bedingungsweise betheilt dabei. Obgleich der Verfasser desselben, der Hofrath als die ihm empfohlne redlichste Person redlich geschwiegen, so hatte sich doch der blühende, allgemein geliebte Hofrichter durch seine sehr große grundhäßliche Frau, welcher die Gräfin Mutter Kunigunda einen kostbaren Shawl verehrt, er-

bitten lassen, die Hauptparagraphen — aus dem Testamente — zum Wiederverrathen — zu verrathen, und ganz im Geheimen war also die Flora der Familie wie zu einem Familienrath auf das Schloß des Grafen beschieden. Die Andalusischen Roße, selbst zwei Zebrapferde aus Portugal waren mit den Reitpferden langsam vorausgeschickt worden, und die nunmehr zu Drei Reisenden kamen mit fremden Pferden so schnell wie möglich auf den durchweichten Frühlingswegen. Sie hatten gerade da, wo sie die Reitpferde eingeholt, den Wagen auf der letzten Station zerbrochen, der Graf hatte den Bruder und den Freund verlassen, war auf dem besten Pferde mit einem Diener vorausgeflogen, an den Ställen abgestiegen, und jetzt so eben kurz vor der Tafelzeit ganz heimlich und leise in das Schloß getreten, um seine Ordalie auf die angenehmste Weise gesund und fröhlich zu überraschen. Er wußte jedoch selbst nicht, welche neue Gluth einer andern Sonne er, wie ein bononischer Stein die Sonnenstrahlen, eingesogen, er empfand nur dunkel wie ganz anders ihm sein Thal und sein Schloß im Frühlingsnebel und Nacht erschien. Er wandte sich noch einmal in die wie versunkene Ferne zurück, seufzte aus voller Brust, kehrte sich schnell um — und sah in dem schon erleuchteten Speisesaal die reichgedeckte Tafel und kostete mit sonderbarem Gefühl einen Bissen Brod vom Couvert seiner Ordalie, deren Sitz er am Sessel mit dem grünen Kissen erkannte.

Er wollte nicht überrascht sein, lieber überraschen, und jetzt kam aus den innern Gemächern Jemand auf die Thür in dem Saal zu. Er trat hinter einen der pur-

pursamntenen bis auf die Erde reichenden Vorhänge und spähte. Die stille weibliche Gestalt, an Größe, Wuchs, Bildung, ja Haar, Stirn und Zügen ganz seiner Ordalie ähnlich, ja fast gleich, ging mit gesenktem Köpfchen, sinnend einen Finger über die Lippen gelegt, als wenn sie zugleich auch etwas verschwiegen hätte, in Gedanken ungemerkt auf dem bunten weichen Teppich mit zögernden Schritten gerade auf einen hellerleuchteten lebensgroßen Spiegel los. Sie stockte ganz nahe davor, sie erschraß, entweder indem sie ihre Schwester Ordalie in der Helligung in dem Zauberschein des Spiegels vor sich stehen sah, denn sie blickte das Spiegelbild schüchtern und düster an; oder sie erschraß über ihr eigenes Gemälde darin; denn sie seufzte jetzt, stemmte die flache Hand gegen die jugendlich schwellende Brust und drückte sie wie voll und schwer von einem lebendigen Schmerz so stark zurück, daß sie Nacken Hals und Haupt dadurch vorwärts neigen mußte. In dieser Stellung ging sie mit fast ganz geschlossenen Augen zu dem Sessel, ließ sich darin nieder wie zu schlummern, und schien eine Schlummernde.

Der Graf hatte nun zwar lebhaft an Gabrielen gedenken müssen, als er vor und in dem Spiegel die beiden schönen sich gleichenden Gestalten erblickt; aber unbekannt mit der Ankunft Gabrielen's, die sich ihm entzogen, bewunderte er in ihr jetzt nur seine Ordalie wie viel blühender sie, bei doch so viel gezeigter Sehnsucht, in dem einen Jahr seiner Abwesenheit geworden. Er zog die Handschuh aus, trat leise hinter ihren Stuhl hielt ihr zart die feinen weichen Hände über die Augen, um schweigend sie

rathen zu lassen, wer ihr so nahe, wer da sei und sie so lieblich blende. Und während die Augapfel unter ihren Augenliedern lebhaft zuckten und wie inwendig an ihren Schalen pickende aus dem warmen Ei heraussehende junge Vögel sich regten und strebten, sprach Gabriele halb laut mit verwundertem Fragetone den Namen eines vornehmen Russen aus. Aber selbst zweifelhaft befühlte sie seine feinen Hände, fühlte einen Ring, sprang auf und jetzt erst noch dunkel sehend, stand sie verlegen vor dem Freunde. Sie erkannte ihn, hocherröthend, wie mit aus Purpurwolken geschöpftem Abendroth begossen und stammelte nur mit zurückgehaltener Stimme: „Herrmann!“ — Er wollte sie umarmen, an sein Herz drücken. „Ich bin es! Ich, Gabriele!“ sprach sie, die Hand zur Abwehr ausstreckend. Und er faßte sie mit beiden Händen an beiden Händen; sie sahen sich an, aber beide schlugen vor einander die Augen nieder.

Jetzt sah die kleine Hermione wie ein Engelsköpfchen in den Saal mit immer größern, immer lebhafteren Augen; denn sie erkannte den Vater und sprang wie ein Reh auf ihn zu, und eben so schnell sprang ihre kleine Rehkuh ihr nach. Sie fiel dem Vater in die Kleider, er hob die liebe Tochter an die Brust, ließ sie sich satt an ihm küssen und drücken und küßte sich satt, dann hielt er und Gabriele das Kind, jedes auf einem Arm zwischen sich in der Mitte. Auch der kleine Graf Herrmann guckte nach seinem Schwesterchen in die Thür, sah sie, erkannte den Vater, aber er lief, es der Mutter zu sagen, und

rief schon im Lauf immer laut: „Der Vater ist da, Dein Herrmann ist da!“

Ordalie hatte diesen Abend nicht erscheinen wollen und darum den Hofprediger Paul und den Doctor aus der nur einen Büchschuß weit entfernten Stadt bitten lassen, weil sie sich nicht mit Unrecht von der Schwiegermutter, ja selbst von ihrer Mutter gekränkt gefühlt, und das um so mehr, da sie so leicht zu verscheuchen war wie eine schüchterne Taube und auf Anstand und Würde, Schicklichkeit und Ehre fast peinlich hielt; was wohl oft Stolz schien, aber es nie war. Jetzt durfte sie der kleine Sohn nicht erst zum Vater ziehen; sie eilte im einfachsten Kleide zu ihm und riß durch ihr frohes, kurzes, aufjagendes Wort seine Mutter, seinen Vater, ihre Mutter und die Gäste hinter sich her in den Saal. Ordalie hatte als Vorsteherin vieler von ihr abhängigen Menschen, großen ihr anvertraut gewesenen Besizthümern manche Sorge und Last getragen, die selbst die geordnetste Verwaltung mit sich führt; sie hatte ihr ganzes Vermögen ihrem Herrmann dahin gegeben, und wußte, daß es nicht den zehnten Theil zur Ausführung seiner Pläne langte, die er alle so wichtig betrieb ja verfolgte, als ob sein Leben immer von dem zu verrichtenden Werk abhängt: sie wußte, daß er die meisten und liebsten wahrscheinlich auf Jahre nun ruhen zu lassen genöthigt sein würde; sie sagte ob sie das Aufgetragene und Verlassene ihm recht und zu Dank ausgeführt haben möchte; sie verzagte in seine Seele hinein vor der ihm unerquicklichen, vielleicht sogar verdrüßlichen Zukunft, und doch als liebendes Weib und glückliche

Mutter zugleich froh, daß die Kinder den Vater, sie den Mann gesund wieder hatte — aus allen diesen Bewegungen weinte und lachte sie laut an seinem Halse, und er schloß sie gerührt an seine Brust, während Gabriele still und stumm von dem glücklichen Paare hinweg trat und mit dem kleinen lieblichen Rehe spielte. — — —

Gleich die erste Nacht war Herrmann mit Ordalien auf ihrem traulichen Zimmer munter geblieben bis an den Morgen. Was er ihr in den zwar sehr ausführlichen Briefen, die lückenlos und in richtig beobachteter Zeitfolge ihr von den verschiedenen Ruheorten auf seiner Reise zugegangen, nicht deutlich und verständlich oder ihr zu kurz angegeben, erklärte und holte er nach bis sie sich zufrieden gestellt sah. Dafür gab sie ihm ausführliche Rechenschaft und Kunde von ihrem Stroh Wittwenjahr, deren sie keines mehr zu erleben, ja zu erdulden wünschte und hoffte. Sie legte ihm gleichsam Rechnung ab über den Fleiß und das Betragen jedes einzelnen Beamten, von dem, was geschehen und ausgeführt sei, sie beschrieb ihm die Stufe bis zu welcher das in Arbeit befindliche vorge-rückt, was zurückbleiben müssen und warum, sie nannte ihm die gegenwärtigen Zeichner, Maler, Vergolder, Tischler, ja selbst die Ofenseher. So besprachen sie das vorübergegangene Wichtige von Geschäften, Dingen und Personen, und ergingen sich über das Uebrigbleibende, Künftige, Nächste. Dadurch kamen auch die Unterhaltungen an die Reihe, welche sie ihren befreundeten Gästen schuldig zu sein glaubten, um ihnen den Aufenthalt und selbst die Erinnerung desselben angenehm zu machen.

Allerlei feine Spiele, Musik und Bälle wollte Orbalie übernehmen. Jagden, ritterliche Spiele und alles, was besser im Freien geschähe, fielen natürlich dem Grafen zu. Komödien, lebendige Bilder, Vorlesungen und was er sonst einführen und ausführen möchte, sollte der Hofrath übernehmen. Darauf sprachen sie von spätern Dingen und Jahren, was dann — einmal — was einst — sein sollte, wie sie es mit den Kindern halten wollten — die Vorschläge loschen nach und nach aus, die Einrede, die Berichtigungen wurden schwächer, einsilbiger — bis beide in ihren Armsesseln eingeschlafen waren, bis die Morgensonne sie anschien, Herrmann geblendet erwachte, sich und sein Weib in Kleidern sitzen sah, still und reglos wie Gestalten in einem Wachsfigurencabinet, und halb lachend, halb verdrossen leise aufstand, sich dehnte, sich an dem wunderlichen Anblick der übernächtig dasitzenden Orbalie sonderbar befremdet satt sah, und um sie nicht zu wecken, leise das Zimmer verließ und gleich hinaus in den frischen, schönen Morgen eilte, seine Schöpfung, sein Schloß in Gottes Schöpfung zu sehen, die im Morgen- glanze strahlte, wehte und sang.

Er war wie im Traume schon fern auf den Wegen gekommen, als er um eine schon grün schimmernde Pflanzung biegend mit der angenehmsten Ueberraschung auf Gabrielen trifft. Aus Ungeduld, Neugier und Freude an seinen Anlagen hatte sie den Tag kaum erwarten können; sie hatte alle Hauptansichten schon glücklich selber gefunden; sie war entzückt, er im innersten Herzen geschmeichelt. Eine alte Frau kommt ihr nachgehinkt und segnet sie

für das nun erst besehene Goldstück in den gefühltesten Ausdrücken, sie beugt sich, sie küßt ihr die Kleider, Herrmann beschenkt sie, um sie los zu werden, aber nun segnet die dankbare Frau erst beide, daß sie zusammen viele viele Jahre glücklich vereint leben und ihre Kinder zu Gottes und der Menschen Freude auferziehen mögen. Gabriele steht hocherröthet. „Das ist zu arg!“ spricht der Graf und führt Gabrielen im Eifer fort, dort erkennen ihn die Gartenarbeiter, sie rufen ihm ein Lebehoch, der Leibgärtner, welcher der weitläufigen Anlagen wegen ein Reitpferd gehalten bekommt, sprengt herbei und fragt: „Was — was ist das?“ erkennt den Gebieter, und das Lebehoch stockt ihm im Munde, denn er bedenkt: „Deine gute Zeit ist nun aus, fahre wohl, warmes Mittagessen, Mittagsruhe, Abendgesellschaften und Freude bei Frau und Kind bis in die späte Nacht, wo er todtenmüde und still in das schlafende Haus schleicht.“ Herrmann lächelte über den betroffenen, verdusteten Leibgärtner, er lächelt Gabrielen an, sie lächelt wieder. Er sieht nun erst wie lieblich ihr Morgenanzug ist. Denn zwar immer, vorzüglich aber in den ersten Tagen und Wochen wendet sie die äußerste Sorgfalt im fremden Hause auf Puß, und ihre besten Kleider sind ihre gewöhnliche Tracht.

Wie sie so stehen, kommt der Gesandte, Graf Heinrich, Herrmann's Vater, welcher die Gelegenheit nicht versäumen wollte, Gabrielen zu begleiten. Auch er hat schon seine Toilette gemacht. Ein schöner, großer Mann, mit rabenschwarzem Haar und Schnurr- und Schnauz-

bart, ja unter dem Kinn weg läuft er von Ohr zu Ohr, und wenn dadurch sein edles Gesicht etwas blaß erscheint, so blühen doch die Wangen fein geröthet, so daß der Sohn sich vor der Eleganz und Jugendlichkeit des Vaters schämte, denn er sah sich selber noch im Reitanzuge von gestern. Aber damit er mit sich ausgesöhnt wird, kommen die Kinder mit ihrem Lehrer, und der kleine Herrmann ruft schon von weitem: „Großvater! Großvater!“ welcher ehrwürdige Name den Gesandten selbst etwas merklich in seinem Heirathsplane stört, denn er nimmt zwar den Knaben an die Hand, wie Gabriele das Mädchen, das wieder ihres Vaters Hand ergreift, aber er fragt doch den Lehrer: „Heißen Sie denn wirklich Mr. Chateau brigand?“

„Ich habe mir selbst diesen redenden Namen gegeben,“ versetzte dieser, „weil ich denselben keinem Andern meiner Familie der Chateaubriand geben durfte, ob ich gleich den Herrn Grafen, meinen Beschützer und Gönner hier zum Zeugen aufrufen darf, daß ich selbst diesen Namen nicht verdient, am wenigsten durch Treue an seinem Herrscherhause!“

Man lachte und fand die Erfindung sehr ruhmfördernd und vaterlandsliebend. Und nun kam auch die Erzieherin der Hermione, eine sehr angenehme, sehr bescheidene, sehr arme Deutsche, die Tochter eines armen Mannes, der jedoch alle seine Zeit, sein Geld, sein Herz und seine Seele auf die Erziehung seines einzigen Kindes gewandt, und nicht umsonst. Und um seine erste Revision, wie

billig, bei den Kindern anzufangen, frug also der Graf seine Hermione, was sie indeß gelernt hätten.

„Mährchen!“ rief das Kind. „Über siehst Du das Reh, es ist ein Rehkühchen, sollte aber eigentlich wohl ein Rehböckchen sein, denn es bedeutet meinen lieben Bruder Herrmann!“

„Ja, ich bin es, oder bin es gewesen, oder werde es noch sein! Das ist noch nicht aus;“ sprach der kleine Herrmann. Hermione aber erzählte ihnen das letzteingelernte Mährchen vom Brüderchen und Schwesterchen, wie eine böse Stiefmutter die beiden Geschwister fort, ganz fort in den Wald geschickt, aber auch die Quellen bezaubert, daß als Herrmännchen endlich doch an der dritten Quelle trinken müssen, wie ich ihn vergebens mit Thränen gebeten, es nicht zu thun, er mir in ein Rehchen verwandelt worden, worüber ich mich bald zu Tode geweint. Aber siehe, da redete das Rehchen, und versprach mir mein treuer Bruder im Walde zu sein, und ich holte ihm Gras und Blumen und es schloß mit seinen Köpfchen auf meinem Schooße ein. —“

„Wie sollen diese armen Kinder einst leben?“ sprach der Gesandte bedauernd zu seinem Sohne, welcher zufrieden lächelte.

„O! vortrefflich!“ rief die kleine Hermione. „Wir Geschwister haben uns und den ganzen weiten Wald! Und wenn Brüderchen gefangen wird, wie ich schon vermuthe, so lasse ich mich mit ihm fangen. Da sind wir beide gefangen; kann etwas süßer sein?“

Dabei sah sie den andern so getrost und zuversicht-

lich und verheißend in die Augen, daß der gerührte Vater der Erzieherin und dem Lehrer mit Dank die Hand drückte und sprach: „Das Erwachen wird kommen, und das Be-weinen.“

„Aber in die öde, verlorne Welt wird die Sehnsucht hereinleuchten wie Abendroth in die Nacht, und das Wissen wird ihnen leicht, und die Welt erträglich sein,“ sagte der Hofrath.

„Ich denke aber, wir schießen das Rehchen todt,“ sprach der Vater zu den Kindern gewandt, um sie auch im Gehorsam zu prüfen, ohne einen Grund seines Wortes hinzuzufügen, ob sie gleich selber sahen, daß das Rehchen die grünen Frühlings sprossen der Blüthensträucher benaschte. Der Knabe riß es geschwind, doch sanft davon. Das Mädchen aber frug nur betrübt: „Wir? Wir sollen es erschießen? Und wir können ja nicht. Da müssen wir den blinden, alten Fasanenjäger bitten, der sieht es nicht wie hübsch es ist.“ Darauf stand sie mit gefalteten Händen und lächelte unbeschreiblich mild vor sich hin.

„Schwesterchen,“ sagte der Knabe, „ich bin ja das wahre Rehchen und ich bleibe bei Dir.“

„Das ist ja wahr, mein lieber Bruder,“ bekräftigte ihm die Schwester; „und der Doctor mag ihm einen Schlaftrunk eingeben, daß es im Schlafe nichts fühlt.“

„Und,“ sprach der Knabe, „Du weißt ja, das schadet ihm nichts, denn die sieben Gaiserchen fand die Mutter auch noch lebendig im Leibe des Wolfes, und die

Nacht kommt es wieder zu uns in's Schloß durch die Gasse zum Koch, oder wenn wir schlafen. Es kommt doch, es ist doch bei uns."

„Könntet Ihr ihm nicht lieber einen Maulkorb machen und umbinden, daß es nicht Schaden mache," frug Gabriele.

„Das wäre ja wie gemurrt! Da wollten wir es besser wissen;" belehrte sie Hermione. „Wir wollen's heute noch recht hüten im grünsten weichsten Grase. Sein Halsband behält es in der Erde, und wenn ihm der Vater einen kleinen Hügel von Rasen machen läßt, da pflanzen wir Blumen darauf und denken still an seine Geduld." Darauf baten sie, es sogleich auf die grüne Trift führen zu dürfen, sie gingen und es lief ihnen fröhlich nach.

Alle sahen ihnen nach und der Vater bemerkte mit Lächeln: „Auch der Gehorsam ist da, ja die Unsterblichkeit wurzelt schon fest in der warmen Erde ihrer jungen Herzen."

„Das Herz ist auch Erde," sagte der Hofrath.

Gabriele aber hatte feuchte Augen, trat leise zur Erzieherin und sagte noch leiser: „Ich wollte es wären meine Kinder."

„Bravo, Chateaubrigand!" rief ihm der Gesandte nach.

Der Graf war in sein Lieblingsgeschäft, das Vorzeigen gekommen, und ihm war, als habe er alles, was er gethan nur für solche liebe Gäste gethan, für das Gesehen und Gesehenwerden, für das Loben, selber für das Getadeltein. Die Gäste wohnten in dem nun „das ab-

gedankte Schloß" genannten großen, alten, hohen, be-
thürmten Gebäude, hatten in dem neuen Schloße nur die
Halle, das Versammlungszimmer, den Speisesaal und
Orbalien's Zimmer gesehen, denn außer diesen und der
Küche nebst Zubehör war im Innern noch nichts vollendet,
aber alles im Werden. Aber der hohe, mächtige Thurm
lockte, den von unten nirgends übersehbaren Garten und
die ganze Gegend weit und breit mit einemmal zu genie-
ßen. Sie stiegen in den Thurm, der angeblich ohne
Stufen wie der Markusthurm in Venedig, doch auch wie
jener wohlgezählte sechsunddreißig Stufen enthielt, in je-
der Wendung der Ecke immer eine. Gabriele erschreckt,
als sie ganz droben im Freien zwei porphyrne Sarkophagen
erblickte. Denn wie einst die Könige Persiens wollte
Herrmann mit seinem Weibe hoch über die vergessne Erde
in die himmlische Luft in vollem Sonnenschein, nicht in
Dunkel und Moder bestattet sein. Die Sarkophagen, die
vor einem Jahr noch nicht fertig gewesen, überraschten
ihn selbst. Stillschweigend schwang er sich über den Rand
des einen, legte sich hinein und maß seine Länge, wäh-
rend Gabriele mit Angst in den Augen zu ihm in die ängst-
liche Höhlung blickte.

„Aber,“ frug sein Vater, der Gesandte, „wenn
der andere auch für dein Weib ist, wie wird es dann ge-
halten, wenn eins Deiner Kinder vor Euch stirbt!“

„Dann rücken wir zu,“ antwortete Herrmann bei
geschlossenen, von der Sonne geblendeten Augen. „Bei
mir schläft die Tochter, bei der Mutter der Sohn.“

Aber überraschend sprang er wie höchlich erschreckt heraus, und wies ihnen drunten mit Lächeln die guten Kinder, die sich führten. Und so schauten sie nun umher den Garten, der in der schönsten denkbarsten Gegend, voll Felsen, Thäler, kolossale Bäume, See und Flüsschen mit wenig Mühe und Kosten, aber mit größter Kunst und Verstand des Malers nur durch Hinwegnehmung des Unangenehmen, Zweckhinderlichen in unbegreiflich kurzer Zeit aus einem verworrenen, gestopft vollem Chaos hervorgezaubert und gleichsam herausgehauen worden, wie aus einem Marmorbruch und Marmorblock ein bedeutendes, sinnvolles, rührendes Marmorbild. Vor allen waren die hineingebrachten Fernungen reizend und zu bewundern; das Auge konnte sich nicht satt sehen. Mit-ten in einem langen gekrümmten, mäßig breiten Thal von Abend gegen Morgen lag auf einem malerischen Felsen das Schloß; gegen Mittag öffnete sich ein breiteres Thal mit der angenehmen kleinen Stadt, und schloß in mäßiger Ferne mit dunklem Wald, vor welchem das Haus des Hofrath's in der Nähe einer Wassermühle blinkte. Wege zogen sich nach den fernen Schweizergebirgen — und es fiel den Männern ein, dem Grafen Carl entgegen zu reiten. Sie stiegen hinab. Das Nöthige ward besorgt. Das gedrohte Erschießen des Reh's brachte auf Pistolen-schießen um die Wette zwischen Herrmann und Gabrielen. Der ferne Wald hatte sie gleichsam zu der jetzt angenehmsten Jagd, zu dem Auerhahnfalz, hinausgelockt und im Scherz wurden die Auerhähne noch auf eine Nacht ver-tröstet, doch auch dies sogleich angeordnet und bestellt. Dr-

dalie sollte mitreiten, und Herrmann ging allein zu ihr durch eine Seitenthür.

Er fand sie noch schlafend im Armsessel; er setzte sich ihr wieder gegenüber und harrte ungeduldig bis sie erwachte. Aber sie entschuldigte sich, und ohne ihr die Entschuldigung eines bösen Traumes, den sie gehabt, nur widerlegen zu wollen, verließ er sie froh, er wußte nicht warum, und kleidete sich an, ja er schmückte sich, er wußte nicht für wen. Denn er dachte nur, daß Gabriele seinem Bruder Carl unwiderstehlich gefallen müsse. Und doch seufzte er darüber und wußte es nicht. Während sie darauf dem Kommen den entgegenritten, hielten alle drei nach und nach den feurigen schönen Pferden wie verabredet die Zügel an. Der Gesandte fing an inne zu werden, daß er seinem Stief- oder Nachsohne die schönste, reichste Braut entgegenführe, deren frische, jugendliche, reizende Gestalt und großes baares Vermögen ihm sowohl als seine Umstände wahrhaft und wirklich am meisten erquickten und herstellen mußte — und hielt die Zügel an. Herrmann bedachte, indem er Gabrielen mit kunstgeübten Augen maß und in der Seele würdigte, daß Gabriele gleichsam in ihren Abgrund, nicht sowohl in des Kommen den Glück, als in sein Unglück, sein eigenes Mißbehagen reite, und auch er hielt den Zügel an. Gabriele sah mit beklommener, athemverhaltender Brust in die weite, weite, unerreichliche Ferne bang und lieb, als wenn dort all' ihre Schätze oder nur ihr Kleinod geblieben, fand es aus doppeltem Grunde der Zukunft wegen nicht wohlstandig für sie, einem unbekanntem jungen Manne

entgegen zu gehen, welcher ihr hier heimlich zugebacht ward — und hielt die Zügel an, schützte Schläfrigkeit von der Frühlingsluft und Wärme, und Unwohlsein vor, und wirklich erblaßt vor dem Blick in die Ferne glaubten ihr die zarten, gehorsamen Freunde. Der Gesandte ergriff die Gelegenheit sie allein nach Hause zu geleiten, der Graf ritt einsam mit dem Diener bergab, die Erwarteten erschienen ihm schon im bekannten Reisewagen, andre geladene und ungeladene Gäste aus der Nachbarschaft auf leichtem Wagen mit angeschnallten Flinten und Waidtaschen hatten sich treffend ihnen angeschlossen, auch Damen sahen zu einem letzten Wagen heraus, alle freuten sich oder versicherten, sich seiner Rückkehr zu freuen.

Wieder auf der Höhe angelangt, sah man Gabrielen mit dem Gesandten noch langsam reiten. Ihr Zweck war also verfehlt; denn Graf Carl bemerkte, daß sie ihn mit dem Rücken ansah, und doch zugleich, daß sie ihm entgegengekommen war. Er sah vor sich nieder, während er doch von dem kleinen Begegniß Stimmung empfing.

Es konnte sehr bald nach dem ersten Empfang nicht fehlen, daß die Brüder Herrmann und Carl von der Mutter, und dann von den andern verglichen wurden. Indesß war nicht viel mehr zu vergleichen, als alles. Beide von gleichem Körperbau, groß und schlank und doch von markigen Gliedern, vollen Armen und feinen Händen, glichen sie im Gesicht der Mutter, nur daß es schien, als wenn ein nochmaliges Exemplar des Kopfes des Grafen Herrmann von einem nicht Uebelwollenden mit den Händen aus Laune zusammen-

gedrückt dem Rumpfe des Grafen Carl aufgesetzt worden sei, wodurch die hohe Stirn zur schmäleren, die lange griechische Nase zur kürzeren römischen, der Raum zwischen Nase und Kinn verhältnißmäßig kleiner geworden, die Backenknochen aber und das Kinn stärker, männlicher in dem jüngern Nachbruder erschienen, und jeder, auch unbewußt, diesem mehr Charakterfestigkeit, ja mehr Muth zutraute, was er auch wirklich besaß. Auch bligten ihm die Augen Kühner, wenn er seine ruhige Haltung vergaß; aber die etwas periklesartigen Köpfe beider waren täuschend gleich mit demselben schwarzen, feinen, sammtweichen Haare der Mutter bedeckt. Die Mutter lobte sich den Jüngeren, junglinghaften, weil sie Aehnlichkeit in den Zügen wie im Tragen und Betragen mit ihrem zweiten seligen Manne, dem Präsidenten, mit Recht behauptete. Und aus Verdruß über die Kränkung kränkte der noch lebende Vater des Aelteren seinen Herrmann, als den Damen gefährlicher, feiner, ja mit Erlaubniß desselben, schlauer, im Stillen für sich wirksamer, und bei weitem erfahrener, lebens- und reiseklug, ja, gelehrt und geehrt von Freund und Feind . . . ja der eignen Mutter, was viel, ja alles sagen wolle. Um diesen Nachkrieg des vielleicht vieljährigen Ehekrieges der beiden Geschiedenen zu unterdrücken, verglichen die Frauen nun auch die Schwestern, was Orbalie rasch dadurch abbrach, daß sie meinte: jetzt wären sie doch unfehlbar zu unterscheiden, und ihren Mann umschlang, während beide Kinder sich hold an sie schmiegeten. Gabriele erröthete, aber sie erblaßte gleich darauf und stand mit niedergeschlagenen

Augen stillbebend wie eine an der Wurzel erschütterte Lilie. Herrmann verglich jetzt, sehr unflug, für sich Ordalien mit ihrer Mutter Ida. Er fand, daß sein Weib als Weib und Mutter freilich geläutert genug, seiner unschätzbaren Frau Schwiegermutter zu ähneln beginne, so daß auch ein Fremder wohl sagen möchte, sie seien Mutter und Tochter. — Es durchfuhr ihn wie ein kalter, unhörbarer Donnerschlag, er verwandelte sich im Antlitz, und um die immer mißlichen, mißlingenden Vergleiche mit einem Scherze zu enden, versicherte er, daß wenigstens die drei Paradiesvögel, welche die drei Verheiratheten der Mode nach auf dem Kopfspuß trugen, sich auf eine Feder glichen! Ihm aber war eigen geschehen. Die Mutter Kunigunda war ihm wie durch eine Erleuchtung aus der Vor-, Mit- oder Nachwelt, wie eine alte Hexe erschienen, wie eine Klytaemnestra, deren Bild ihm vor Augen trat. Die Phantasie in ihm machte einen ganz natürlichen Schritt, eine nur leichte Wendung und höchst glaubhafte Verwechselung, die in halbverfliegenden Jahren die bitterste Wahrheit sein mußte — seine Ordalie, sein Weib stand ihm als ihre alte Mutter da! Aus unwiderstehlichem, unwillkürlichen Drange that er einen Blick auf Gabrielen, die mit dem weißen Kleide zufällig im Sonnenschein leuchtete wie ein Engel in erster Frische, Haupt, Gürtel und Arme von Diamanten funkelnd. Was er fühlte, war wie ein Hauch durch Blüthengebüsch aus der Seele, und nun brach hinter jenem Gefühl die Erbarmung, das Mitleid ein, und er reichte seiner redlichen Ordalie die Hand. Wenn nun der Graf aus Zuversicht zu seinem

Werth, seinem Weibe nichts aus der Fremde mitgebracht als was ihm genug schien: sich selbst, so kam dagegen der bescheidene Hofrath jetzt mit einem Kästchen voll lieblicher Kleinigkeiten von da und dort und überall her, die, zusammen keine zehn Louisdor kostend, wohl im Stande waren durch Reiz, Neuheit und Wunderlichkeit ein weibliches Herz zu erfreuen. Als wenn er es nicht gesehen hätte, zeigte sie es zuerst ihrem Herrmann, der die Kleinigkeiten belächelte, worüber sie ihn ansah, beinahe mit-leidsvoll. Der Hofrath wich bescheiden ihrem nächsten Blicke dadurch aus, daß er sich hinter die Fremden zog. Die kleine Hermione trug den schönsten Kranz in der Welt, einen Kranz aus einem einfachen, blühenden Fichtenzweig im Haar — und der Kranz rief und trieb den Vater in den Wald nach Dianenslust, der Nachtruh der Jäger, mit allen Bequemlichkeiten nur im ländlichen, einfachen Styl sehr reichlich und wohl versehen. Und nach dem prachtvollen Mittagsmahl, das sich bis an den Abend ausdehnte, sah die Abendsonne schon die Jäger und schönen Jägerinnen, von denen freilich Gabriele die schönste war, im Fichtenwald und breitete ihnen über den grünen Teppich ihren Feenteppich von Purpur aus, blickte mit großem goldnen Auge hinter jedem Baumstamme hervor, durch jedes Gebüsch blizend hindurch und webte ein magisches Netz aus rosigem Duft und Schein zwischen dem hohen säuselnden Waldmantel droben und der ruhenden flüsternden Erde drunten.

Die Zeit des Einfalls des Auerhahns war nahe, man ging nicht erst in das Jagdschloß, die Loose waren bald

gezogen, denen Zahlen entsprachen, die ihrem Besitzer einen von den andern ungestörten Raum zuwiesen, in deren jedem schmale, reine, selbst unter dem raschesten Sprung zum Schusse, nicht knisternde Wege den Jäger von Baum zu Baum behülflich leiteten. Die Herren und Damen verloren sich einzeln in ihre Bezirke. Gabrielen hatte das Loos neben Herrmann angestellt und in dem zauberisch dunkelnden Walde sah er sie regungslos wie auch bezaubert stehen. Hier auf derselben Stelle wußte er nun Gabrielen, wo Orbalie ihm so oft an die Brust gesunken. Im Unterwuchs am murmelnden Bache schlug jetzt die erste Nachtigall, die mit dem auf's neue entzündenden Laut den Menschen wieder jung, wie zum Kinde macht. Er setzte sich auf einen bemoosten Baumstamm und seine Thränen flossen. Da fiel mit Gepolter ein Auerhahn ein, wirbelte lange und dumpf sein Liebeslied und falzte zuletzt. Da war Gabriele indeß angesprungen, und wie er schwieg, stand sie mit gespanntem Hahn und hörbar klopfendem Herzen und leuchtenden Augen dicht neben ihm. Der rohe Liebhaber drehte sich droben und polterte wieder. Sie schoß. Er hatte es nicht gehört. Sie hatte gefehlt, denn er falzte wieder. Sie schoß den zweiten Schuß aus der Windbüchse. Aber er polterte fort. Da kam ein Bote mit Hast, der Page der Gräfin. Ohne Respect vor dem unsichtbaren Verliebten da droben, verlangte er den Herrn allein zu sprechen, führte den über die Störung Verdrossenen seitab, und sagte dort ihm halblaut: „Die Frau Gräfin sind krank.“
„Sehr krank?“ frug er.

„Auf dem Ritt durch die Stadt mußte ich den Leib-
arzt berufen.“

„Wer schickt Dich?“

„Der Herr Hofrath Bollrath.“

„Bringe mein Pferd!“

„Hier steht es schon.“ Er warf sich darauf.

Orbalien aber hatte nur eine unerklärliche aber unab-
weisbare Angst befallen. Der Arzt nannte es ihr das große
Heimweh, das selbst die Schweizer jetzt alle selbst mitten
in ihrer Heimath befallt, also jeden in seinem Hause
befallen könne, nicht nur in der Fremde. Sie kannte
den sonderbaren Mann, der selten seine Meinung unum-
wunden aussprach, aus Scheu vor dem Schreck ob der
Wahrheit. Ihr war nichts erklärt, nichts half, ihre
Angst steigerte sich in der immer dunklern, ruhigeren
Nacht, und vor dem Schlag der Nachtigall mußte sie
sich in die Kissen verbergen. Aber als ihr der Hofrath
sagte: „Der Graf kommt. Das ist sein Pferd! Jetzt
gallopirt er schon über die Brücke!“ Und als sie nun die
Schläge des Hufes vernahm, da war sie wie von einem
Geiste erlöst oder plötzlich von folternden Schmerzen ver-
lassen, frei, ruhig, froh, ja sie lachte sogar und setzte
sich auf.

So fand sie der Graf, froh ihrer Befreiung. Sie ver-
plauderten ein Stündchen mit ihr, bis sie einschlummerte.
Und als ihm der Leibarzt auf seine ernste Frage versichert,
daß seine Gemahlin ihm nicht Besorgniß einflößen möge
— anstatt zu sagen, daß er ihr Angst erzeuge — ritt der

Graf wieder langsam in der schöngestirnten Nacht hinweg, um zur rechten Zeit bei dem Morgenfals zu sein.

Endlich erschien der ersehnte Tag, an welchem das Testament des Präsidenten eröffnet werden durfte. Zu rechter, früher Tageszeit saß seine Wittwe, die Gräfin Kunigunda, sein einziger Sohn Carl und sein Vorbruder Graf Herrmann vor jenem auf Erden aller besondersten, aller bedenklichsten Kasten, dem eisernen Testamentverschluß. Er wurde eröffnet, wie eine Bundeslade, nicht nur mit zehn, sondern mit tausend Geboten. Denn hier hatten sich viele herausgenommen aus dem Spiele des Lebens abtretend, einen einzigen ihrer letzten Willen, eisern und unwiderstehlich in künftige Tage voll unbekannter Ereignisse, voll unberechenbarer Wechselfälle einzuführen und geltend zu machen. Der blühende Hofrichter griff in den Todeskasten, ließ die unverletzten Siegel anerkennen, schnitt die Bänder auf und publicirte mit angenehmer, fast weiblicher Stimme den Inhalt. Als folgewichtig erschienen den Interessenten und den beiden Testamentexecutoren:

§. 3.

„Nachdem ich nun meiner lieben Wittwe Kunigunda mein Unrecht abgebeten und so viel in meiner todten Kraft steht, gut gemacht, daß ich sie ihrem Mann, ihrem Haus, ihrem Kreis, ihrer Ehre und ihrem ungetrennten Glück entführt, und ihr für das erste schöne frühlingsgleiche, ruhigfließende Leben nur gleichsam einen Nachsommer,

eine zweite, gering ausfallende Thee-Ernde gewähren konnte, wende ich mich zu Dir, mein Sohn, mein Carl, meine arme Waise von vierundzwanzig Jahren. Du würdest wahrscheinlich achtundvierzig sein, indem Du meinen letzten Willen fromm und dankbar mit anhörst, wenn ich in Deinen Jahren geheirathet. Der Schade und Verlust ist aber mehr Dein als mein, daß ich nicht Enkel sehe, und wie ich war, nutzte ich Dir wenig mehr. Für das Vergangene aber habe ich Dir abzubitten, und bitte Dir hiermit feierlich ab, daß ich Dir Deine Mutter — eine Geschiedene — zur Mutter gegeben, wodurch ihr Herz getheilt, ihr Sinn, ihre Liebe hier und dort sein mußte, bei uns und bei jenem. Denn ein Weib vergißt die erste Liebe nicht, und mit Recht. Aber darum hattest Du doch eine halbe Mutter, keine ganze — und das vergieb mir von Herzen mit Deiner Hand in die Hand des Richters.“ ...

— Das geschah. —

... „Und denke, ich hatte auch nur ein halbes Weib, kein ganzes. Das vergieb ihr von Herzen mit Deiner Hand in die Hand der Mutter.“ ...

— Auch das geschah. —

... „Und nun lasse ich Dir die Wahl, ob Du freudiger denken willst: ich bin und lebe, und den Vater schuldig an Dir und der Mutter wissen, oder ob Du lieber mich unschuldig und glücklich wüßtest — und nicht in der Welt wärst! denn nach jeder That bleibt die Wahl noch frei, und darin kann der Unglückliche zurückfliehen aus Größe des Menschen. „„Das ist mein letzter Wille. Graf

Eberwein.“ „Dagegen habe ich Dir zu danken, daß Du als hochadeliger Jüngling, so vernünftig, so einsichtig in die Zeit gewesen, Deinem welterfahrenen Vater zu folgen, und in Genf ein Handwerk zu lernen, oder eine Kunst, Fernröhre zu machen.“

Hier mußte die Präsidentin den Vorleser unterbrechen und sagte: „Ja, das habe ich meinem Manne, dem aus Furcht und Ehrfurcht vor der Menschheit resignirten Minister, sehr hoch in unserem Schuldbuch angeschrieben. Ich selbst vermochte in dieser einzigen Sache nicht seinen Entschluß zu beugen. Aber das kam von seiner vertrauten Freundschaft mit Niebuhr, der nicht sowohl aus Schreck über die Bewegung, sondern aus Ermessen der Gegenbewegung gestorben, welcher erst die entscheidendste Bewegung folgen muß, die mein Sohn noch erleben könnte, also wohl that... für seinen Lebensunterhalt durch irgend ein für das ewige Volk nütliches Können zu sorgen.“ — Der Richter hörte aufmerksam zu, und als sie schwieg, um sich die Augen zu trocknen, ergriff er das Wort und las weiter:

§. 4.

„Setz aber höre treu, hold und gewärtig, mein Sohn! Du sollst unverbrüchlich treu sein, zeitlebens, und zwar derjenigen, welcher man es allein ist und sein kann, der Natur. Darum sollst Du nun gleich ein Weib nehmen — und schon die That ist Treue — jung, ein junges voll Lust, um durch die erste Wonne des Lebens mit der Dich auf alle Tage zu verbinden, die auch so entzückt ist von Dir; und glaube felsenfest, nur die Jugend

und Freude verbindet wahrhaft; im Alter erwirbt man nicht einmal mehr einen Freund, wie denn ein Weib und ein junges Weib. Unsere innern Hoffnungen sind Kinder und erheischen Kinder, mit welchen sie den schönen Weg des Lebens zusammen zu gehen, zusammen zu vollenden vertrauen dürfen. Und dieses ist Euer Glück. Im ersten Gefühl der Welt kommt Euch noch alles wie Kindern — selbst Kinder. Die Jugend ist Dir noch nicht wie ein altes Märchen aus dem Sinn, und jetzt kannst Du sie wieder Deinen Kindern erzählen und alles wieder thun. Und nicht zum letztenmal, denn auch noch den Enkeln. Also dreimal! Dreimal jung ist wer jung freit. Dreimal glücklich. Und tausend Beschwerden sind bei froher junger Seele unempfunden schon überstanden, ehe eine Wange von ihrer Rosenfarbe verliert, ehe Ihr aufhört schamhaft zu erröthen, oder ein Haar in Euern Augenbraunen Euch länger wächst. Warum ich nun so auf Treue dringe? Weil ohne Treue keine Ehe ist, wie keine Vermählung. Und außer der Ehe ist der Mensch ein Halbthier, da er in der Ehe erst ein Mensch, ja ein Halbgott ist. — Denn ich frage wohin, wohin will selbst der allmächtige Vater dem Menschen das Glück des Lebens schütten, als über den Menschen: den Vater, den Gatten, die Gattin, das Kind, die Kinder? Also bloß weil ich wissen will, daß der Mensch ein Mensch sei, will ich Dich jung in der Ehe. Aus dem Hause, aus dem Glück, aus der stillen wonnigen Tiefe der Liebe stammt der Mensch, wandelt daraus in die große, schöne, weite Welt hervor, schaut, verlangt, erreicht vieles, sieht noch mehr, wenn

nicht alles, doch das All, das Glück der vielen sich selber wunderbarlich versagt; bis er sich besinnt, denkt und sieht, daß das Glück der aller nur Ein Glück ist, das häusliche Glück! Jetzt erwirbt, baut er oder besitzt das Haus seiner Eltern — und was alle Menschen mit ihrer Weisheit nicht ergründen, was alle begeisterte Herzen auf der Erde noch nicht einrichten und darstellen können auf ihre Weise, was alle Mächtigen weder jetzt, noch einst jemals den Menschen als eine Gabe schenken können, das erwirbt, genießt, denkt und fühlt er in seinem Hause, im Kreise der Seinen, die ihm Leben, Wohlsein, Frieden und Freude und dereinst wieder solch Glück verdanken. Hat es der Mensch da draußen wo nicht so weit bringen können, nur einigen Werth zu haben, hat man überall ihn gleichgültig kommen, gleichgültig gehen sehn — so hat er hier einen unermesslichen Werth! Er ist ein unschätzbares, einziges Kleinod — mit ihm leben die Seinen, mit ihm stirbt ihr ungestörtes Glück. Auf immer! Geht er aus, ist er wie von kleinen Engeln geleitet, die ihm nachsehen bis ihn die Bäume verbergen; kommt er wieder, erschallt unstillbarer Jubel und den Seinen ist größer und hehrer geschehen, als wenn ein Gott aus der Sonne zu ihnen herabgekommen wäre — denn sie kennen seine Liebe zu ihnen. Und so darf ich und will ich es laut sagen, das von aller Welt zu beherzigende Wort: Wo des Menschen Liebe erkannt wird, da ist er zu Hause, da ist er alles, was er sein kann, ein glücklicher Mensch. Da und dann erst hat er Gefühl für die Schönheiten der Natur umher, und Liebe für alle, die da Menschen sind,

wie er ein Mensch ist! Und Liebe, Schonung und Hülfe für alle, die es nicht sind, nicht sein können aus Verblendung oder aus Schicksal. Und wenn ein Mensch auf Erden so glücklich sein kann, wie niemand jetzt oder künftig mehr, und reicher und voller, ist da die Erde nicht schon so gut wie je! Darum ist ein Glücklicher ruhig und wünscht Aenderungen bescheiden und Bervollkommnungen gelassen. Ja, Noth der Armen, Druck der Mächtigen, Thränen und Unglück sind ihm ein Glück mehr, durch sein Mitleid, seine Bärtlichkeit, seine Hülfe.“ ...

— „Das ist als wenn ich meinen zweiten seligen Mann hörte, den resignirten Minister,“ versetzte die Wittwe. „Weil tausend Umstände, Furcht, Mißtrauen, Soldatenwesen, Staat und Luxus jetzt die Ehen zu der von ihm empfohlenen Zeit der reifen Jugend hindern, deswegen sei die Welt voll Unruhe, Verzweiflung und wolle eigentlich mit tausend Worten und Thaten — nur heirathen. Aber thue ihm den Gefallen, mein Sohn!“ — Und der Richter fuhr fort:

.... „Aus welcher Absicht Du, mein lieber Mensch, aber nun heirathen sollst? Aus der puren, das heißt reinen Absicht: Ein Weib zu haben! Aus keiner andern Haupt= noch Nebenabsicht. Selbst an Kinder brauchst Du nicht zu denken, weil sich die Natur vorbehalten hat, damit zu überraschen, auf die himmlischste, allein nicht vorzudenkende Weise. Aber wen sollst Du heirathen oder was? — Eine Jungfrau, welche Du willst, nur soll sie, wo möglich, doch eine Stunde jünger sein als Du, also keine Wittwe, keine Geschiedene, denn glaube mir:

eine Frau soll nur Eines Mannes Weib sein, wie jeder Mann nur Eines Weibes Mann. Wenn Du es erforschen oder errathen, ja nur vermuthen kannst, sollst Du auch keine Jungfrau nehmen, die eine Neigung zu einem Andern gehabt oder hat, die sie jetzt Dir zu gefallen vielleicht unterdrückt, aber doch behält, wie der älteste Baum das Zeichen der jüngsten Wunde. Denn über alle Begriffe ist ein Weib ihrem Herzen treu. Darin stirbt nichts und niemand, oder doch nicht so, daß er nicht bisweilen lebendig würde und aus ihren Augen Dich tödtet oder zu Schatten macht. Außerdem jede Frau ist gut, glaube der Natur, deren Werk sie ist, ja, die sich selbst darin reizend und reich verborgen hat. In den wesentlichen Eigenschaften sind alle einander ähnlich, wenn nicht gleich, Mädchen den Mädchen, Jungfrau den Jungfrauen, Mutter der Mutter, Matrone den Matronen. Wähle, und Du bist doch blind und bedingt. Aber höre die Versöhnung. Eine Frau soll dem Manne statt des ganzen weiblichen Geschlechtes auf Erden sein; wo irgend eine an ihre Stelle treten könnte, da wäre sie nichts, wo sie an ihre Stelle träte, da wäre sie vernichtet. An diesem Probirstein prüfe jeder sein Weib, sein Leben, sein Glück — seinen Verstand, seine Weisheit und Liebe. Denn in dieser liegt der unwiderleglichste Beweis von der Innigkeit, Herzlichkeit und höchsten Kunst der Natur: aus jedem einzelnen Weibe ein einziges Kleinod zu machen, jeden Hausstand zur Würde einer, nur kleineren Schöpfung zu erheben. In Einem Manne liegt das ganze männliche Geschlecht, Eine Frau stellt alle Frauen dar

und vor, mit allen ihren Eigenthümlichkeiten, die erscheinen wie Leben und Mann sie citiren, und sich verbergen, wenn sie sie bannen, und die glücklichste Ehe unterscheidet sich von der unglücklichsten um kein Götterhaar, denn in beiden wie in allen waltet und herrscht die göttliche Gerechtigkeit und die Sonne sie alle Augenblicke neu zu verbinden. Mann und Frau sind erst beide zusammen ein Mensch. Deswegen hat der Mann und das Weib andere Eigenschaften und Gaben und nicht jedes darf besitzen, was das andere hat, wenn sie nur beide zusammen Einen vernünftigen, lieblichen und geistigen Menschen ausmachen, der wohl in der Welt selber lebt, und seines Gleichen wieder auf Erden läßt. Des Lebens Schatz kann Mann und Frau nur heben, kein Anderer! Kein Einzelnes! Sie zweie aber heben ihn leicht, ganz wonnig, und schöpfen mit ihren zwei Eimern den Himmel aus wie einen Brunnen!“

— „Da möchte man ja gleich noch einmal heirathen,“ sprach Herrmann erwärmt, „so süß spricht meiner Mutter Mann, als hörte ich den Hofrath! der jedoch auch nur so spricht!“

„Schade nur, daß die Eimer verlezzen, wie in der Bibel steht;“ bemerkte die Wittwe,“ und strich sich die bunte Federsichel des Paradiesvogels aus dem Gesicht. Der Hofrath aber, der allerdings das Testament selbst aufgesetzt, war bitter über das Wort des Grafen gestimmt. Der Richter hatte indeß das letzte Blatt mit den Augen voraus überblickt, zog lächelnd die Augenbraunen in die Höhe und sagte nur noch ein kurzes Wörtchen:

§. 5.

...,, Nichts ist gewisser als das Feuer der Liebe im Herzen, aber nichts zufälliger, folglich der Natur, also dem Menschen gleichgültiger, als: welchen Gegenstand sie ergreift, erleuchtet, entflammt, also wen Liebe der Liebe belohnt. Vorzüglich aus diesem Grunde, wie nicht minder aus allen gesagten, mache ich Dich verbindlich, biaren heut und sechs Wochen ein Weib zu haben. Binnen heut und sechs Wochen. Das merke, das thue wohl, und Du wirst wohl thun, denn bei dem einzigen wichtigen Werke im Leben, Deiner Begrabung aller Selbstsucht, Deiner Auferstehung zu einem doppelten, doppelt schönen Dasein darf kein Tag verloren gehn. Auch der Tag fehlt am Ende, die Stunde.“ ...

Der Paradiesvogel schien sich auf dem Haupte der Mutter zu wiegen, und sie bemerkte ihrem Sohne: „Nun, Du wirst nicht weit zu gehen haben. Die Brücke ist Dir gebaut.“ Dabei sah sie ihn bedeutend an; aber der Sohn sah still zur Erde, und Herrmann suchte mit eigener Empfindung ihren Blick aufzufangen. Nun sah sie Carl zufrieden an und Herrmann starrte erröthet zu Boden. Der Hofrath aber bedeutete den Richter, der höflichst schloß:

...,, An alle moralische Werke hat die Natur auch ein grobes irdisches Gewicht, ja zwei gehangen: Schaden und Nutzen. Ich habe immer gestrebt, sie nachzuahmen, bestimme also, daß mein Sohn Carl — das ist mein letzter Wille — mein ganzes baares Vermögen erhält, wenn er seine sechs Wochen richtig hält; für jede

Woche aber, die er ein Weib später heimführt, soll ihm ein Sechstheil des Geldes abgezogen werden, so daß er gar nichts davon erhält, wenn er sechs Wochen nach den sechs Wochen Wahlzeit hat verstreichen lassen. Diese Straf gelder für den versäumten Ehestand sollen die Sechstheile oder das Ganze an meiner lieben Frau lieben Vorfahn Herrmann fallen, unter der ihm lieben Bedingung, wie ich aus einem Gespräch mit ihm weiß, daß er sein von der Großmutter geerbtes, altes, festes, geräumiges Schloß in Frankreich nebst Garten und Zubehör zu einem Prytaneum oder einer Wallhalla für lebende Deutsche um das Vaterland in irgend einer Weise verdiente Männer, die aus irgend einem Grunde davon Gebrauch machen wollen, dafür hergiebt. Schon ein Sechstheil des Geldes langt zu dem Ankauf und die übrigen Interessen davon zur löblichen, würdigen Aufnahme und kostenlosen sorgenfreien Unterhaltung von zwölf Prytanen. Die nicht bedurften Zinsen aber, selbst von dem ganzen Vermögen sollen ihm zu freiem Gebrauch alljährlich zufallen. Denn er weiß viel zu gebrauchen. — Das ist mein letzter Wille.“

Durch dieses Testament des liebenden, redlichen Vaters, der, wie man wußte, sehr unglücklich mit seiner, oder, die Wahrheit zu sagen, durch seine Kunigunda gewesen, kam nun ein eigener Reiz in die Gesellschaft, und in die außerdem gewiß auch veranstalteten Feste ein Sinn und Bezug. Ohne daß man sich besonders verabredet hatte, geschah alles rascher und ununterbrochener in ge-

steigertter Pracht und gleichsam folgerechter Bedeutung. Aber jeder behielt seine Meinung, seine Ansicht, seine besondere Absicht für sich, und nur etwa die beiden Mütter schienen vertrauter, wenn auch Gabrielen's Mutter bisweilen wieder zurückhaltend und für sich lächelnd. Neugierig war man an jedem Abend, ob nicht Carl, der das schönste Räthsel zu lösen hatte, plötzlich seine Abreise auf morgen ansagen, und sich beurlauben würde, um vielleicht eine schon Bekannte, Gewünschte oder Geliebte nun zu erwerben, abzuholen, hieher zu bringen, oder ob er hier weilen würde. Und in diesem Fall, um welche der Schönen er werben werde, oder ob er auf seine Kunst gestützt und mit seinem Stammschloß und Gute zufrieden, nicht lieber alles andre Vermögen sich entgehen lassen, und dem Bruder gönnen wolle, als mit einer Ungeliebten oder Unliebenden sich vermählen. Aber ihm war nichts abzumerken. Durch große Anstrengung den Winter über, hatten seine jungen Augen viel gelitten, er bedurfte und gebrauchte den Leibarzt, zu welchem er oft selbst ging, oder im jungen Grün der neuen Saaten allein sich erquickte. Herrmann meinte gegen den Hofrath, es sei unmöglich, daß Carl, selbst schön, eine Schönere finden könne, als Gabrielen. Ich habe mich eigentlich festgebaut, schon die Mauern und Wände haben mein Können erschöpft, und zu meinen fernern, unumgänglichen Wollen bedürfte ich wohl der Strafe, die mir sein Aufschub, sein Versäumen eintragen würde. Aber er ist mein Bruder, und darum wünsche ich ihm denn nun einmal sein Glück und beneide ihn nicht.

Der Hofrath verstand die unbewachte, offene Rede und sah wie durch klares Wasser die Kiesel im Grunde, die darin liegende Wahrheit, also auch die Selbsttäuschung eines Herzens; wie am Baume die Blüthenknospen kannte er schon die schlafende Leidenschaft, denn er durfte nur in sein eignes Leben zurück sehen. Aber es wäre furchtbar und vielleicht unheilbringend gewesen, ein klares, erklärendes, erweckendes Wort zu einem schlafenden Herzen zu sprechen. Er blieb kühl, kalt, und wollte entschiedene Zeichen nicht herbeiführen, nur gelegentlich abnehmen; und dann, oder besser schon bald, ohne Worte warnen, bedeuten, zum Stillstehen, zum Umkehren zwingen, alles durch leise, schöne Rede der Zeichen.

Und er hatte alles hold ausgedacht. Sie gaben auf dem freundlichen Theater, Herrmann und Dorothea. Er war Herrmann, und Dorothea war Dorothea, und er führte sie heim, sie strauchelte an den Stufen im Garten, dem Vollmond gegenüber, sie sank an seine Brust, und nach dem Theater fuhr er anstatt auf das Schloß, in die Kirche und ließ sich trauen, und dann in sein Haus, und war ein Mann, ein Mensch, ein durch die Natur geheilter, ja dreimal gesegneter, dankbarer Mensch.

Sie hatten einen Liebhaberverein — das Vorwort Theater verstand man von selbst dabei — mit angenehmen Talenten, klaren Stimmen, den besten Willen. Aber sie waren, trotz guter Bildung, alle keine Comödianten, nur wie das Volk sagt: „Comödiantenspieler;“ denn sie spielten sehr selten. Er hatte verlangt: „Spielt nur einmal sechs Wochen lang jede Woche vier-

mal! dann habt Ihr Euch selber gewonnen, außerdem seid Ihr bei jedem Stück immer wieder Anfänger.“ Aber sie hatten aus beherrschenden Alltagsumständen immer wieder von vorn angefangen, und nur noch Herrmann und Dorothea wollte er ihnen einstudiren, und Herrmann sein. Die Rollen waren ausgeschrieben, er vertheilte sie bis auf die Hauptrollen. Er zögerte die Spieler derselben zu nennen. Da riefen alle, selber Ordalie: „Herrmann muß Herrmann sein!“ Und Herrmann rief zu den Verlangenden: „Und Gabriele muß Dorothea sein!“ Sie mußte näher treten, die Beiden gaben ein reizendes Bild, lockend für Carl; und seine Mutter, und selbst Ordalie drängte — sie lasen beide darauf auf Spaziergängen das epische Idyll, um am Ganzen, am Original ihre Rollen besser zu empfinden, sie erklärten sich genießend die schönen Stellen bei Blumen, bei Nachtigallen, in schattiger Einsamkeit, sie hielten die Hauptprobe vollständig, Herrmann führte Dorothea heim, sie strauchelte an den Stufen im Garten für ihn, dem Vollmond gegenüber, sie sank unwillkürlich an seine Brust — und der Hofrath war um eine doppelte Erfahrung reicher! Denn außer dem andern Wichtigen, was er bemerkt, hatte er sich auch überzeugt, daß die wahre Dorothea den Hofprediger Paul im Stillen so wohl wollte, daß sie weinte. Denn sie war arm. Sie war lieblich, aber nicht schön. Und so verzagte sie, blieb still und gut, und sah nur sehr blaß aus. Und der zu schweigsame Freund, der so lange auf ein Herz warten wollte, bis es ihm Neigung zeige, wie auf das Aufbrechen einer Blume, auf deren jeglichem,

garten, weißen Blatte sein Name eingewachsen stehen sollte, ehe er sie für sich zu brechen befähigt sei — er unterstützte ihren armen, einsamen Vater in der Fremde unerkannt, als käme das Gold von seiner geliebten Tochter und sei ihr ganzer Jahrlohn und der Lohn seiner Liebe zu ihr und ihrer gestorbenen Mutter. Und Bollrath sprach heimlich: „Das ist eigentlich schändlich von Dir, Dich an der Unschuld durch Edelmuth zu rächen! Aber mein Freund Paul soll wissen, was für ein Schatz ihm wo zu heben liegt — und weint. Er trocknet gern Thränen!“

In ihrer bedenklichen, weniggeahndeten Lage wollte er aber nun wieder auch Orbalien erfreuen und verstärken, dadurch, daß er ihre schönen Kinder dem Vater und allen zeigte und zwar in drei lebendigen Bildern, die nicht wirksamer ausgedacht werden konnten, als sie ihm gleichsam ein guter Schutzgeist vorauswissend in die Hand gegeben; „Die Ehebrecherin“ in drei lebensgroßen Oelgemälden von einem der denkendsten, fühlendsten, aber nicht gewiß zu nennenden Meister dargestellt, hatte er gleich auspacken, berahmen und im Saal aufstellen lassen, als er aus dem Theater nach ihm abgenommener Herrmannsrolle gleichsam entsprungen war. Man war in aller Unschuld übereingekommen, diese Bilder nach dem Schauspiel im Theater darzustellen, und Herrmann vorzüglich um seinen Gemälden sogleich einigen Ruf zu gründen. Die Gesellschaft versammelte sich davor, und damit jeder sich besser in seine stumme Rolle dachte und seine Geberde und den Ausdruck seines Gesichtes daran sich abnehme, erklärte der Hofrath ihnen die Bilder. —

Darauf wurden die Personen erwählt. Zum Darsteller des Ehebrechers erbot sich der Gesandte, wogegen nichts einzumenden war. Die Erzieherin, Dorothea, sollte die Ehebrecherin darstellen; aber eine fast kleine, also jugendlich erscheinende, sehr schöne junge Frau, die auch ein Töchterchen hatte, welches in das erste Bild paßte, erbot sich so lieb, so hold, so unschuldig zur Ehebrecherin, daß es allgemeine Freude, und in dem Hofrath die herzlichste Rührung erweckte. Der reine, unbehauchte Ruf der Baronesse Wilhelmine gab ihr die Ehrenperson, und doch war sie ein wenig erröthet, eigentlich wollte sie ihr schönes Kind nur zeigen. Zum Ehemann erbot sich Graf Carl, und wer den Christus auf dem dritten Bilde darstellen sollte, darüber war kein Zweifel. Ein russischer, höchst ehrenwerther General, der übrigens bloß dem Bilde des Christus der italienischen Maler, besonders dem besten und schönsten von da Vinci fabelhaft und Ehrfurcht gebietend gleich sah, war auf der Durchreise in die deutsche Heimath zum Besuch seines Freundes, Herrmann, gekommen. Schon allein in seiner russischen Uniform erschien er als die himmelschreiendste Ironie, deren Sarkasmus gesteigert und doch auch gemildert ward, wenn er von dem Niederschießen und Zersäbeln der Türken erzählen mußte, denn seine stumme, stille Gegenwart bedrückte die Gemüther, besonders die Frauen und Kinder. Selber der kleine Herrmann drängte sich an die Mutter und frug sie kindisch und scheu: „Mutter! Ist das der liebe Gott?“ wenn die kleine Hermione dagegen sich nicht an ihm satt sehen konnte. Diese Ehrfurcht der

Damen, gestand er dem vertrauten Freunde, sei ihm fatal, er habe noch keine christliche Braut finden können, und nur in der Türkei sei es ihm wohl ergangen. „Die Maler haben mir das Leben verdorben,“ pflegte er zu sagen, setzte aber mit einem seiner treuherzigen, wohl-rathenden Blicke auf Gabrielen hinzu: „Sie ist ein Engel! Das kannst Du mir glauben. Die Flederwische machen nichts aus, ja, mit dergleichen müßte man um so eher besorgen, sie flöge uns fort!“

Die schönen morgenländischen Costüme wurden besorgt. Herrmann und Dorothea gelangen zur Verwunderung wohl. Denn, wenn sonst die ganze Stadt und die Nachbarschaft herzugeströmt war, um vor innerem Lachen fast zu bersten, wenn Herrmann die Bühne betrat, der feinste, gewandteste Mann unbehülflich und steif dastand, bald den Soufleur mit den Augen um Erbarmen anflehte, stumm blieb, falsche Worte stammelte, die Hände wand, mit den Augen blinkte und nicht wußte, was mit Armen und Gebeinen anzufangen, so erschien er jetzt ein vollkommener Herrmann, Dorothea täuschend, liebend, begeistert, die Mutter um sie beschwörend, daß Gabriele von seiner Begeisterung angeflammt und durchweht auch selbst zu Dorotheen ward und zum Weinen rührte, als sie im Hause der Schwiegereltern sich so getäuscht sieht, wie verspottet weint und Herrmann vor Liebe zagend sie beschwichtigt, daß sie von stillem Entzücken glänzt. Der Hofrath in den Coulissen als Director, Carl in der gräflichen Loge hatte kein Auge von ihr verwandt, und beide waren, obgleich sich fern, doch einstimmig, daß hier eine

kaum verhüllte Neigung vorwalte, und eine Braut mit Neigung für einen andern, selbst für den Bruder, hatte ihm der Vater verwehrt.

Die lebenden Bilder je schöner sie gelangen, erregten wieder in beiden die gleichen Gefühle, Besorgniß für die Zukunft, die nächste vielleicht, aber in Orbalien's Freunde nicht Besorgniß für sich, nur Kummer um sie. Denn eine Leidenschaft wird nicht mehr rückgängig, wußte er; den einmal lebendig gewordenen, aus seinem Schlaf erweckten Keim fördert alles im Wachsthum, wie Wind und Regen, Tag und Nacht einen andern Keim. Im dritten Bilde saß Orbalien's kleines Kind bei der Ehebrecherin, und die aus dem ersten und zweiten Bilde erlöste kleine Tochter der Baroneße stand in den Coulissen und sah sich die schöne, traurige Mutter an, die vor dem Propheten zagend in dem erhöhten Raume darsaß. Auf einmal sprang die Baroneße aus dem Bilde und jeder erschrock über sie und ihren gellenden Schrei. Ihre kleine Tochter hatte sich das Kleidchen entzündet und brannte. Ein entschlossener Zimmermann ergriff sie und tauchte sie in die stets gefüllte Wasserbutte. Der Vorhang war gefallen. Die Damen strömten voll Theilnahme auf das Theater. Das Kleid war gleich gelöscht worden, und dennoch jammerte die untröstliche Mutter: „Mein Kind! Mein schönes Kind!“ Denn mit einem Blicke hatte sie gesehen, daß ihre Haare und Augenbraunen verbrannt, ihre Kehle, ihr Kinn und Nasenflügel, und die Aermchen unter dem Bunder des Kleides auf Lebenszeit durch unverheilliche Male entstellt, ihre Lust an dem Kinde dahin

sei. Das Kind ward zum Leibarzt in's Haus gebracht, und sonst höchst unfolgsam, ja ungezogen, verzogen und ungebändigt rief es wiederholt zur Mutter: „Ich will folgen! Von nun an will ich gut sein und folgen wie ein Kind!“ wozu die Mutter klagte: „Das wird Dir nun wenig mehr helfen! Du hättest folgen sollen.“

Wie alle Unglückliche bald von den Glücklichen verlassen sind, war auch Wilhelmine verlassen, nur Orbalie entzog sich dem Balle im Schloß und führte dem wimmernden Kinde ihre Kinder wo möglich zur Erheiterung zu. Herrmann aber machte den frohesten Wirth. Er tanzte mit Gabrielen den reizenden Tanz der Strasburger Jugend. Dann ruheten sie, der General stand zwischen ihnen, und im Gespräch theilte er Herrmann die Neuigkeit mit, daß der russische Große, dessen Namen er ihm nannte, unvermuthet in der nahen Residenz geheirathet habe. Der Hofrath hörte es, aber auch Gabriele, die bald darauf, als so lange sie ihren Schreck darüber verbergen, ihre Trostlosigkeit darüber bewältigen können, wie vom Tanze angegriffen, sich der Schwäche anklagte, aufstand, wankend den Saal verließ, durch mehrere Zimmer in ein hinteres, düsteres eilte, aber kaum drei Schritte von der Schwelle schon ungehört auf den Teppich sank und liegen blieb. Aber nicht ungesehen. Denn Herrmann, eben abgehalten ihr theilnehmend zu folgen, bat den Hofrath darum. Sein heller Verstand, sein auf alles achtender, selbst kleine Ereignisse und Zufälle treu bewachender Geist, verband jetzt mit Gabrielen's Bestürzung über die Verheirathung des Russen die Erinnerung,

daß er auf der Heimreise mit Carl in dem Gasthaus, wo sie nothgedrungen verweilen müssen, gehört habe, daß derselbe Fremde Gabrielen wahrscheinlich aus Petersburg bis dahin begleitet, und daß beide sich hier erst getrennt hätten. Denn auch von der schönen Fremden war ihm gesagt worden, und alles traf ihm später zusammen, daß Gabriele jene auffällige Schöne gewesen sei, und jetzt sah er es traurig bewiesen, ja, er ahndete noch traurigere Ursachen zu ihrer jetzigen Verwandlung. Er hatte wohlgethan sich ihr nicht zu nahen, sie nicht zu beschämen, und wie er vermuthet sprang sie plötzlich auf und setzte sich auf einen Divan. Er zog sich zurück und sandte ihr ihre Mutter mit vorsorgenden Worten.

Sie erschien alsdann viele Tage nicht, und so heiter und schön diese aufblühten, die Sonne als ihre Blume zeigten, und so purpurn und still sie am Himmel über der festlich prangenden Erde abblühten, so fehlte doch ihr schönster Schmuck dem, seiner Liebe zu ihr sich noch nicht deutlich bewußten, Herrmann. Er suchte überall, er wußte nicht was; er war unzufrieden, er wußte nicht worüber; seine Ordalie, selber die Kinder empfanden seinen Verdruß; die Pferde, auf die er sich warf, mußten seine Hast, seine Ungeduld entgelten und in die Wälder, auf ferne Hügel ihn athemlos tragen, ermüdet wie unermüdet ihn wieder nach Hause bringen, wo ihm wohl ward, wenn er wieder den Thurm seines Schloßes sah, aber darin war ihm traurige Stille und tödtliche Einsamkeit mitten im lauten Geräusch.

Endlich erging Gabriele sich wieder im Garten mit

ihrer Schwester und der Mutter. Anscheinend wie vor, lebhaft und heiter, blieb sie doch manchmal stehen und mit gleichsam zurückgezogenen Augen schien sie sich nicht zu getrauen etwas, einen Baum, eine Blume recht offen noch lange anzusehn, am wenigsten Herrmann. Früher offen, ja zutraulich gegen ihn, gern in seiner Nähe, vermeidet sie ihn auf zarte Weise jetzt, und erweist sich verschlossen, gleichgültig. Herrmann ist das niederschlagend, dem Hofrath unerklärlich. Denn er weiß nicht, daß sie sich endlich, um die Liebe zu ihm zu vergessen, in eine andere Leidenschaft gestürzt. Daß sie getäuscht, ja betrogen sei, vermuthet er wohl und richtig, aber nicht, daß sie nun gerade wieder liebt, da der zweite geringere, wenn auch noch so bitter Schmerz den ersten wieder in ihr lebendig gemacht und die erste Liebe, aber zugleich auch die erste Qual und die alten Zweifel. Ach, seufzet sie, ohne daß es jemand hört, wir lieben wohl den Geliebten, und wir, wir wollen sein Glück schaffen und selbst sein schönstes Glück sein! Aber eben darum hassen wir wohl billig den, wer es besitzt, wer es ihm ist. Und nun hatte sie der alten Leidenschaft, dem bittersüßen Hassen, Thür und Thor in ihrem Herzen eröffnet. Oder wieder mild, wünschte sie, daß Ordalie nur einmal das für sie, ja, den äußersten Haß empfinden möchte, wie sie selbst vor der Schwester stand, einen Tag, einen Augenblick nur, dann wollte sie wieder mit ihr tauschen, denn dieses Augenblick's konnte sie sich ewig erinnern, immer denken: „Er, er hat Dich geliebt! Er liebt Dich! Denn Liebe ist unsterblich.“ Aber sie mußte gleichgültig gegen den theuersten

Freund sein. Desto milder, gütiger und geneigter bewies sie sich gegen seinen Bruder Carl, damit ihre Gluth nur irgend wo gegen jemand Luft bekomme.

Die nicht anverwandten Gäste waren längst fort, desto ungetäuschter konnte seine Mutter Gabrielen's günstige Stimmung für ihren Sohn Carl wahrnehmen. Und da er ihr nur schwankend und unentschlossen erschien, so leitete sie bei dem gefälligen Hofprediger Paul für ein vorher zart angebrachtes sehr reiches Geschenk eine Ermahnungspredigt zur Heirath ein, welche er halten sollte, sobald er ihren Carl in der Kirche erblicke. Paul erfüllte ihren Wunsch gern, da derselbe nichts gegen die Kirchenordnung, ja etwas Vielen heilsames enthielt, worunter er eigentlich sich hauptsächlich meinte, denn ob er gleich um Dorotheen's Neigung zu ihm durch seinen Freund und Gönner, den Hofrath, wußte, so wollte er doch nur noch gewisse Werke in Muße studiren, ehe er sich veränderte und durch ein Weib verändert würde. Aber ein Werk hatte ihn immer auf ein anderes, neues, wichtigeres geführt, und so beschloß er, die zur Heirath ermahnende Predigt sich selbst und dem Grafen zu halten, er solle nur kommen! Die Mutter wußte aber nicht, was sie dadurch zur Entscheidung bringen würde bei ihrem Sohne, welches arme, bedauernswürdige Mädchen er ihr zur Schwiegertochter zu bringen nur anstand, weil ihm das Glück zu groß schien, sie zu besitzen. Denn Liebe keimt und gedeiht ganz still nur im eigenen Boden, dem eigenen Herzen. Denn Liebe ist die Sehnsucht unsterblich zu dauern auf Erden, so wie im Himmel, und selig zu sein wie der

schaffende Geist der Welt, der nur darum die Liebe heißt und ist. So dachte, so sagte sich Carl.

In diesen Tagen begiebt sich ein entscheidendes Zeichen von den bedeutendsten Folgen, das Herzen auseinander sprengt und zueinander treibt, jetzt nun sichtbar, wie sie vorher schon unsichtbar sich dem andern nahe gefühlt. Herrmann hatte seiner Gemahlin einen neuen Wagen, ein neues Gespann geschenkt, die Zebraferde. Wild, immer tückisch, sind sie, wohl eingefahren, immer unzuverlässig, kaum gebändigt. Die Schwestern sollen ausfahren, Herrmann wird ihr Führer sein. Er geht zwischen Ordalien und Gabrielen auf dem breiten Wege im Garten; von einem kleinen Pagen geführt, der dann hinten aufsteigen soll, folgen die Pferde in ziemlicher Entfernung mit dem Wagen. Er spricht zu Gabrielen von der Schwierigkeit von vielen die besten Gemälde auszuwählen, zu kaufen. Liebhaberkenntniß reiche nicht aus, Künstlerkenntniß leite sicher, am sichersten würde die Kenntniß, die Liebe und Vorliebe desselbigen Meisters rathen, welcher die Bilder gemalt. Darum habe ein Käufer im alten Griechenland die Werkstatt voller Gemälde, deren Werth ihm ununterscheidbar erschienen, und die er doch nicht alle, nicht zwei erwerben und besizen konnte, dem Maler heimlich in Brand stecken lassen, nicht um die Bilder zu verderben, sondern zu sehen, welches Gemälde als sein bestes, sein liebstes, sein schönstes, werthvollstes Meisterstück der gute Meister zuerst ergreifen, welches er mit Hintansetzung aller andern, ja mit Aufopferung derselben, so schön und werth sie seien, ret-

ten werde, und für dieses ihm dann den Preis für alle mit Freuden zu zahlen. Ordalien mißfällt das mißliche Kunststück, sie bedauert die den Flammen anheimgegebenen Bilder, und so im Gespräch sind sie mitten auf der Brücke angelangt, dem einzigen Bauwerke, welches um eine imposante Größe hervorzubringen, und viele Marmorbilder aufzustellen mehr als nöthige Länge erhalten hat über das tiefe, nur schmale, lebendige Wasser. Die niedrigen, breiten Postamente stehen noch ohne ihre künftige Zierde, und Herrmann zeigt, welche Gebilde jedes derselben einnehmen soll. Indes hat der kleine Rutscher die gestreiften brausenden Thiere nicht länger zu bändigen vermocht. Sie nehmen ihm den Zügel, sie setzen den langohrigen Kopf auf die Brust, sie stürzen mit dem Wagen kaum hörbar über den Rasen gradein auf die Brücke. Ordalie, Gabriele, Herrmann hören kaum das donnernde Gepolter und sehen erst die Gefahr überannt, zertreten und gerädert zu werden als die Rasenden schon näher, schon nahe, schon da sind. Ueberraschung, Furcht und Bestürzung hemmen die Wahl, die Flucht, die Errettung, und bannen die Frauen an ihre Stellen, Herrmann in ihrer Mitte. Da könnte niemand sagen, wer zuerst nach des andern Hand gegriffen, wer ihn zuerst umschlungen hätte, ob Herrmann Gabrielen oder Gabriele Herrmann. Wie der Maler aus flammender Werkstatt umfaßt er die in der rathlosen, hellsehenden, ihn bestimmenden Angst Erwählte, das theuerste, einzig theure Gebild seines Herzens, hebt, trägt sie, schwingt sich mit ihr auf das linke Postament, den für Amor und

Psyche bestimmten Platz und einander umschlingend, schön wie Götterbilder nur größer und schöner stehen schon plötzlich die Götterbilder dort, froh wie die Götter, froh der Bewahrung, froh jedes allein über die sichtbar erblickte Liebe des andern, über ihre Vereinigung, während ihr Herz, das gestockt hat vor Schreck, jetzt ungestüm pocht, auf die erblaßten Wangen sich heiße Purpurgluth ergießt und die Rosse im Donner vorüberbrausen. Dann,

sie wohl, Ordalie hat sich, rückwärts sich werfend, an das Geländer gelehnt und Rücken und Kopf hängen noch über. Sie sehen, daß sie von ihr gesehen werden mit tödtlichem Blick — aber Hermione war nur eben zuvor auf dem Schloßhof gewesen, gestürzt sind die Pferde, zerschellt ist der Wagen und Herrmann springt hinab, eilt dahin, während Gabriele ruhig auf dem breiten Marmorblocke stehen bleibt. Ordalie geht, den Tod im Herzen, die Brücke hinunter, die sie nicht spürt, wie sie wähnt in die weite weite Welt, von der sie nicht weiß wie weit sie ist, nur wie öde wie todt, so öde und todt wie ihr Herz. Aber ehe sie hinunter gewandelt, hat eine stumme kurze Scene zwischen ihr und Gabrielen statt gefunden. Die beiden Schwestern haben sich bloß angesehen. Gabriele mit einem hohen Lächeln, das wie das Werden des Tages (il far del giorno) durch Rosengewölke, so bei ihr durch Rosenwangen, aus allen Zügen bricht und strahlt, und die funkelnden Augen sind die Morgensterne im Morgenroth; Ordalie aber hebt ein purpurglühendes schamverschleiertes Antlitz zu ihr empor, doch in den schönen Zügen schwebt Stolz, erhabenes Wesen und ernste Größe. Jetzt drunten kann

ihr nichts froheres , bangeres , erregenderes geschehen, als daß sie ihrem liebenden Freund begegnet , der so eben kommt um sich auf längere Zeit vom Schloß zu beurlauben und sich in seine Villa zurückzuziehen. Wider willen muß sie vergleichen, bedenken, lebendig empfinden, wie innig und treu, wie dankbar ehrend ihr dieser herrliche Mann zugethan sein würde. Bermüschung des Unterschieds der Stände, Bedauern ihrer Blindheit , ihrer Unerfahrenheit , daß eine wahre Neigung über alles andere hoch, überschwenglich hoch zu schätzen sei, blißen ihr gleichsam durch die Gedanken, doch ohne Gefühl zu werden im strengen, erhabnen Gemüth. Aber sagen, vertrauen muß sie ihm: „Heut, jetzt eben bin ich gestorben! Sie sehen eine Todte vor sich. Denn . . . denn . . .“ sie zögert, aber gewaltsam spricht sie das Wort aus; „Ich bin geschieden! —“ Er sieht sie an, er schlägt die Augen vor ihr nieder und sie setzt erklärend hinzu: „Man hat sich geschieden . . . von mir; so bin ich eine Geschiedene, aber willig; eine Entehrte, aber unwillig, und darum eine Gestorbene. So wird es, so geschieht es, weil es so ist! So wird unfehlbar Nacht, wenn die Sonne untergeht; der junge Adler fliegt ihr, es ahnend, nach, von Wipfel zu Wipfel, von Berg zu Berg, von Wolke zu Wolke; aber die übrigen kleineren Singvögel singen erst recht, recht aus vollem Herzen so fort, ich glaube vor Angst. So ist auch in mir schon Nacht, schon Nacht und Tod, todte Nacht, Todesnacht, obgleich meine Sonne erst eben untergegangen, und meine Seele will tausend wehmüthige, frohe und süße Lieder singen,

alle Lieder, die ich als Kind gesungen, sie kommen mir alle in Brust und Kehle, und schnüren sie zu."

Sie griff bei diesen Worten mit der Hand an die schmerzende Kehle und schwieg; und der Freund sprach leise: „Ich habe gesehen!“ Und das beschämte Weib nahm ihren weiblichen Stolz an, wie eine entfesselte Königin erst ihren Stolz annimmt. Der Freund aber bedachte während des Schweigens, daß all' ihr früherer Stolz nur scheinbar gewesen, weil Ordatie so überaus bescheiden durch und durch, in jedem Gedanken, in jedem Gefühl, voll wahrhafter, engelhafter Naturbescheidenheit des Weibes, kaum je geglaubt, daß sie so liebenswürdig, so schön sei, so gut, so vorzüglich. Schwer hatte sie Liebe geglaubt, schwer Ehre und Auszeichnung angenommen. Jetzt aber mußte sie das Entreißen der Ehre und Liebe, die durch langen, gerechten Besiß, durch liebliche, redlich sie liebende Kinder, ihr froh bestätigt waren, das Entreißen ihres Werthes durch denjenigen, von welchem sie alles am erquicklichsten empfangen, am liebendsten schätzte und ehrte, von dem sie es still gemeint fordern zu dürfen, das alles mußte sie in einen Abgrund stürzen, worin sie noch athmend, aber nicht lebend schon vor Verzagen sich nicht mehr aufrichten, nicht mehr die Augen aufschlagen würde, und vergehn. Darum hatte sie sich jetzt wieder wie sonst wohl, in ihren Stolz gerettet, und wie eine zusammengebebtete, mit allen Zweigen, mit allen Blättchen an den furchtsamen Zweigen wie in einen zarten, kleinen, grünen Mantel gehüllte schamhafte Sinnpflanze, richtete sie jetzt allmählig Blättchen nach Blättchen, Zweig

nach Zweig wieder auf, und aus Ehrgefühl ihr Schicksal auf eine verborgene Macht, auf das Schicksal werfend, sprach sie ernsthaft zu dem Freunde: „Sie erinnern sich noch gewiß, warum wir ein von Grund aus neues Schloß gebaut. Das abgedankte Schloß dankte mein Mann“ — sie hielt bei dem Worte mein Mann einen Augenblick inne — „ab, weil es ihm ein durchreisender berühmter Kenner bucklig genannt, und zwar in öffentlichen Blättern. Ich aber dankte es mit inniger Freude ab, weil ich einen alten auf demselben ruhenden Bann, Zauber, ja Fluch durch ein neues Schloß lösen, brechen, mir unschädlich machen wollte, und rücksichtslos all' mein Vermögen zum Bau gab. Denn ich wählte — Sie sehen nun ob mit völligem Unrecht — daß auf dem abgedankten Schloß der Fluch ruhe — wer weiß durch welche unglücklich liebende Seele geflucht — daß alle Weiber darin von ihren Männern geschieden werden, es schicke sich wie es wolle, sie seien so schön, so reich, so liebend, so treu, als ein Weib vermag es zu sein. Sie sind seit zwei Jahrhunderten alle geschieden worden. Und nun erfülle auch ich dasselbe Schicksal, erleide und trage denselben Fluch. Ich habe schon lange die Furcht, die Angst, die Zweifel erduldet, die fluthend und bebend seit der Schwester Ankunft diese Tage und Monde her mich bedrückt; jetzt hat er entschieden — ich bin geschieden — ich scheide, und mir ist wohl, recht wohl!“

Ihr Anblick, ihr Bezeigen widersprach diesen Worten. Sie riß zwei Lilien auseinander, die auf einem Stengel, auf einem Stiele gewachsen am Wege standen. Der

Freund bewundert den Ausweg, den auch hier ein Weib nahm, um die Schuld von sich und dem Geliebten auf die geheime Natur, die Schuld vertagter Menschen, die ja auch wieder Natur und Erde waren, zu schieben. Im Herzen gleichfalls sich untreu, abgefallen von ihr fühlend, seufzt er beschämt. Er giebt ihr Recht, wenn auch auf andere Weise. Ihren Wahn, ihren Irrglauben entschuldigt er, denn es ist ihm bekannt wie viele Kirchen und fromme Stiftungen gottlosen Werken ihr Dasein verdanken. Aber die Verwünschung, den Fluch möchte er der guten Seele deuten und sagen, daß nur Ungerechte, Arge damit belegt worden, die im Argen fortfahrend, und von Kind zu Kind ein böses Beispiel gebend, einen heiligen Zustand leichtsinnig zum frivolen stempelnd, sich in's Unglück gestürzt und andre. Da bringen Stallknechte die gebändigten Pferde vorüber, und da sie ihr Eigenthum, befiehlt sie, dieselben sogleich als Geschenk zum Doctor zu führen, bei welchem sie fast Tag und Nacht auf der Straße ausdauernde Dienste ohne Gefahr leisten würden. Und die Diener führen sie gehorsam sogleich, statt rechts nach den Ställen, links in die Stadt.

Indeß kommt auch die Erzieherin Dorothea mit den Kindern. Orbalie verliert jetzt bei ihrem Anblick die Fassung, sie eilt ihnen entgegen, sie kniet nieder, sie laufen ihr in die Arme, sie drückt sie an ihre Brust, sie weint, sie sieht nun ihr Unglück lebendig vor Augen, sie empfindet das ihre. Dorothea steht erstaunt, aber sie schweigt, gewohnt doch alles später von andern zu erfahren, alle Vorfälle wie eine rückwärts gewandte Prophetin sich auszuliegen.

Herrmann hat die Pferde nach der Stadt führen gesehen, der Page hat ihm berichten müssen; und unwillig, ja zürnend kommt er Ordalien entgegen und fragt: „Du hast zwar Deine Pferde weggeschenkt! Aber, mein Gott, welcher Mann schenkt denn seiner Frau etwas, als was er noch mit besitzen, mit gebrauchen will! Uns selbst schenken wir ja nur so den Frauen, um desto behaglicher uns zu gehören, auch freier. Aber ich merke, ich merke: ich soll eigen sein, wie ein Goldstück, wie eine unempfindliche Statue.“

Er hatte sichtbar seine Verlegenheit in eine willkommene Gelegenheit zum Zorn eingewickelt, und wie er meinte, begraben. Ordalie ging still mit den Kindern an ihm vorüber. Erst als sie weg war schlug er die Augen nieder. Der Freund ging stumm neben ihm her. Herrmann deutete sein Schweigen, weil er wußte, wann dieser schwieg. Der Fall war neu, er hatte ihn selbst überrascht. Desto willkommener spricht er zu ihm: „Du freilich, Du hättest Ordalien ergriffen!“

„Zugestanden;“ entgegnete der Freund, „aber warum?“ Die Frage macht deutlich und erspart die Antwort, warum Gabriele ergriffen worden. Gabriele kommt. Ihre bezaubernde Erscheinung erlöst Herrmann aus einer Verlegenheit, um ihn in die andre zu setzen.

Es ist dunkel geworden, er führt sie zur Tafel. Die Mütter sprechen wenig, Carl nicht viel, Ordalie gar nicht, der Gesandte hat sich aus nicht bekannten Ursachen schon seit einigen Wochen auf seine Zimmer im abgedankten

Schloße zurückgezogen, der holde Knabe fragt treuherzig die Mutter: „warum sie vorhin so geweint und ihn so gedrückt.“ Ordalie wird nicht roth, sie wird blaß, und Herrmann und Gabriele müssen die Kosten der Unterhaltung machen oder geben. Der Kronleuchter über der Tafel hängt in gleicher Höhe mit den drei großen Gemälden: die Ehebrecherin, die Kinder, der Christus schienen zu leben, und Ordalien sind die drei Bilder drei große Zauberspiegel in goldenen Rahmen, worin die Personen des Tisches abespiegelt schimmern, deren Schicksal dem Unglück jener bald gleich sein wird, ja, sie fühlt es an sich, in sich: dem es schon gleich ist.

Solche Bedrückungen, wie er empfunden, sind Herrmann unerträglich, ob verdient oder unverdient, das will er, das mag er nicht unterscheiden. Den Knaben sperrt er ein. Er sendet den Kammerdiener mit Geld die Pferde wiederzukaufen, und statt für die Pferde bleibt nun der Doctor für die schönen Köllchen Gold Ordalien auf schickliche Gelegenheit dankbar verbunden.

Ehrliebende Mädchen halten es in jedem Hause mit der Frau, treten auf ihre Seite, nehmen sich ihrer an, ja, sie wagen für sie oft mehr als gerathen wäre oder gerath. So hat Dorothea sich mit bitteren Worten über den Herrn, mit den bittersten aber sich über Gabrielen gegen den Kammerdiener beschwert; dieser hat nicht umhin gekonnt, als, seinem Amte nach, gewöhnlicher Kundschafter und Kundebringer, auch diesmal seinem Herrn bei Schlafengehn zu berichten. Dorothea empfängt so-

gleich ihren Gehalt auf das ganze Jahr; ihre wenigen Sachen werden ihr eingepackt, und wie eine plötzlich Krankgewordene wird sie zum Doctor geschickt mit einem Billet das Ordalie schreiben muß und gern schreibt, damit die arme Dorothea bei dem guten Manne Dach und Fach finde, indem sie der schönen blinden Estrella Gesellschaft leistet. Und so steht sie in wenig Minuten vor der Thür des Doctors, an welche sie aus Schonung ihn nicht aus dem Schlafe zu schrecken, nur leise, nur in langen Zwischenräumen klopft, obgleich ein starker Gewitterregen sie bis auf die Haut durchnäßt. Und so wird sie endlich eingelassen als eine lebendige Lehre für jeden, welche der Graf jedem zu geben sich entschlossen zeigt, der ihm oder Gabrielen — — — er wußte nicht, was er zu bestrafen, welches Gegentheil er also auch zu belohnen geneigt, ja, entschlossen sei. Er träumte es aber die Nacht. — Ordalie und Gabriele träumten es und dachten es beide am Morgen schon früh; doch die eine froh, die andere bang. Die eine sieht ein großes G, den Anfangsbuchstaben ihres Namens, unter ihren Fenstern, dessen Blumenknospen von fruchtbarem Regen die Nacht aufgebrochen, als Blumen blühen und leuchten, und sie ist gerührt und dankbar; die andere sieht eine, diese Nacht geschlossene, abgeblühte Königin der Nacht ihr goldenes Haupt senken und will weinen. Aber da kommt ihr befreiter, kleiner Herrmann gesprungen, fällt ihr um den Hals, vor überstandener Angst will er nachweinen, aber die Mutter spricht: „Mein Kind, wir dürfen nicht weinen;“ sein kleines Gesicht ruht still an dem ihren.

Am nächsten Sonntag geht Orbalie in die Kirche, von ihrem Knaben und dem Grafen Carl begleitet, der seines Bruders trockenes Betragen gegen sie durch gesteigerte Aufmerksamkeit gut machen will. In demselben Falle sich an geweihtem Orte Trost holen zu müssen, geht auch Dorothea aus Gewohnheit die Seitentreppe hinauf in die Kirche in die herrschaftliche Kapelle, bis sie die Thür öffnet, erschrickt, und sich drunten zu ebener Erde in die Bitterstände setzt, die unmittelbar der Kanzel gegenüber für die geringeren Mädchen des Schloßes bestimmt sind. Sie bedarf Rath, Hülfe, nicht Trost allein. Ihrem armen zärtlichen Vater darf sie ihre so plötzliche Brodlosigkeit am wenigsten wissen lassen, um nicht auf irgend eine Weise schuldig zu scheinen. Nur erst aus einer neuen Anstellung will sie ihm schreiben, wenn sie selbst nicht das Wenige brauchen wird, mit ihm theilen, ihm alles schicken. Sie fühlt die Schwere des Dienens unter fremden Leuten, wie soll es aber enden, wenn ein Mann sie nicht davon erlöst? „Und welcher wird mich armes Kind nehmen?“ spricht sie bei sich selbst unter dem Vaterunser, das sie in den Kirchenstand sich setzend und aus Scham sich aufzurichten, mit auf ihre gefalteten Hände geneigtem Köpfchen betet. Denn sie ist zu spät gekommen! Und der Prediger ist ihr im Stillen Geliebter, aus dessen Munde ihr der himmlische Trost erst recht weh thun soll! Am heutigen Fünften nach Trinitatis predigt er von Petri Fischzug und sie hört das: „O Herr! wir haben die ganze Nacht gefischt und nichts gefangen,“ und wie sie dann den reichen Fischzug gethan; und sie freut sich über

die Freude der guten Menschen, daß sie Fische gefangen. Aber Paul hatte den Grafen Carl in der Kapelle erblickt, er hat Dorotheen sehen hereintreten, schüchtern wie ein Reh sich in den Gitterstand setzen, er hat von ihrem Mißgeschick vernommen und eingedenk seines gegebenen Wortes geht er mit den sarkastischen Worten „wir haben die ganze Nacht gefischt und nichts gefangen,“ zu dem Leben der Unverheiratheten über, die auch nichts fangen, und dann zum Ehestand, dem Weltmeer für den unermesslichen Fischzug, daß die Netze zerreißen möchten! Und zugleich mit sehr starkem Bezug auf Ordalien's Lage, von welcher ihm sein Freund, der Hofrath, beim Abschied ein Wort vertraut, sprach er, sein Hauptmerk auf Carl nicht aus dem Auge lassend, noch andere kräftige Worte in seiner Weise. —

Darauf sagte er Amen, und bot sich selbst ohne Abrede, aber auch ohne Widerrede zu besorgen, öffentlich mit Dorotheen auf. Alle Frauen und Jungfrauen, selber Ordalie aus ihrem Kapellenfenster und Carl sahen auf das erstaunte, erschrockne von Glück betäubte, überwältigte Mädchen. Und als ob der proclamirende Bräutigam in seinem Eifer, seiner Gutmüthigkeit, seiner Liebe und seiner Begeisterung, in die er sich selbst versetzt, nicht seiner Sache gewiß wäre, daß er sich aufgeboten, denn vor Freude über ihre Freude und über das nun gleich anzutretende neue, ewig neue, selige Leben hat er seine eigenen Worte nicht gehört, nahm er das gewisse für das ungewisse und bot sich noch einmal mit Dorotheen auf, aber während dem des ersten Aufgebots

sich erinnernd, bot er sie und sich gleich zum zweitenmale auf. Dorothea aber war schon längst umgesunken. Er ging von der Kanzel. Der Vers ward gesungen, die Orgel schwieg, die Gemeinde ging aus der Kirche, endlich er selbst. Er sah sie noch immer reglos sitzen, er trat in ihre Nähe, ihr nahe, er sah sie an, er rührte sie an, sie war todt und hatte die Augen schon selbst geschlossen, sie war eine Braut des Himmels, das ewig neue, selige Leben hatte sie wirklich schon angetreten; sie ward in sein Haus getragen und lag so schön, so freudig, so unschätzbar und gleichsam so grausam, so unwiderruflich auf seinem Bett, während er das Letzte des Neuen im sterblichen Leben zu Anfang lernte, und unter tausend Thränen erfuhr.

Ordalie ist von dem Ereigniß noch mehr betroffen als erschrocken. In ihrem Hause lebte ja Dorothea noch und wäre ungepeinigt vom Unglück und darum vom Glück unerschüttert auf dem gemächlichen Wege des Lebens lebendig auf die Stelle gelangt, die sie nun todt eingenommen. Zugleich sieht sie mit Ueberraschung die Seele, die Gesinnung, die Liebe ihres Herrmann's in die Scene der Natur gesetzt, indem sie die Hinübergeschlummerte auslauten hört, ja sie meint, die Rede der Glocken aus hoher Luft zu verstehen. Sie sucht in ihren Kleidern nach einem schicklichen Gewand in die Erde für die arme Dorothea — und sie ergreift ihr prachtvolles Brautkleid, drückt noch einmal ihr blasses Gesicht in seine Falten und sendet es mit Hermione und dem Knaben in's Trauerhaus, denn

jedes der Kinder will es tragen, und wirklich tragen sie beide an der Verhüllung. Herrmann und Gabriele begegnen den Kindern im Garten, sie fragen, sie vernehmen die Antwort der frohen Kinder; der Vater erwacht nicht aus seinem Schlaf für die äußere Welt, Gabriele lüftet die Verhüllung, sie sieht das Brautkleid, sie fühlt es an, und es scheint eine geheime Kraft davon auszugehen, sie, wie eine lange Zeit blind gewesene Kranke, plötzlich zu heilen, und sie geht mit den Kindern. Sie hat von dem Aberglauben gehört, daß eine Frau sterben müsse, die ihr Brautkleid einer andern in die Erde gegeben, und ob ihr das sonst gleichgültig und thöricht geschienen, so fällt es ihr jetzt auf das Herz, weil sie selbst, von tiefer Unruhe und Ungewißheit in schwermuthsvollem Schwanken ergriffen, alles und nichts für möglich und wünschenswerth hält. Wie jetzt entzieht sie auch in der folgenden Zeit den Gemahl ihrer Schwester, und dennoch oft warm von seinem Anblick, seinem Schmachten, seiner Sehnsucht, küßt sie des Vaters lieblichen Knaben, sein Ebenbild heftig, bis zu seiner Ungeduld, seinem Unbehagen und Schmerz, so daß er sie schlägt und an den schönen Haarflechten zusetzt, während sie halb lachend, halb weinernd ihm still das tiefgesenkte Haupt hinhält. Herrmann erblickt das einst einmal; er durchblickt den scheinbar unbedeutenden Vorgang und legt ihn zu seinem Vortheil, nach seinen Wünschen aus.

„Sie liebt Dich! Gabriele liebt Dich!“ spricht er entzückt zu seiner Seele. Aber er sieht sie blaß,

schüchtern, ja scheu; desto bescheidener, stummer, aber voll desto lauterer Beredsamkeit ist sein Betragen; sie vermeidet, sie flieht ihn sogar; desto zarter fühlt er sich an sie gebannt; sie leidet, sie ist verwandelt, ist krank, und Mitleid fällt in seine Liebe und schmilzt sein Herz erst völlig, wie warmer Regen in Frühlings Schnee, den der Thauwind schon heimlich gelöst. Sie will fortreisen, sie will ihn aufgeben, sich bezwingen, er also soll sie verlieren, er soll ihr nichts sein, sie künftig ihm nur ein erlöschendes Bild der Gedanken, und er vermag sich nicht mehr zu bezwingen, spricht halblaut, und deutlich sagen es andern seine Unruhe, sein verstörtes Wesen. Er will sich bekämpfen, ein Mann sein, seiner Orbalie Mann, seiner holden Kinder Vater; er kämpft den sonderbarsten Zweikampf, in welchem der Mensch fast immer erliegt, den Kampf mit sich selbst; denn das befangene Wollen stellt sich dem unbefangenen, reinem Willen entgegen, beide verwechseln die Waffen, täuschend verwechseln sich selber die Streitenden beide, und der Wille, der auch nur von und in der Seele lebt, nimmt Gestalt und Stimme des Wollens an, der reine, heilige Wille wird, wie die Sonne zu Tage wird, zum irdischen Wollen; und der Mensch ist gerade erst dann recht verloren, wenn er alle Götter um Rath fragt, nur den einen schlafenden, das Gewissen nicht, der sich erst in ihm aufrichtet, wenn er gewählt und gethan hat. — Die Kinder behielt er ja, meinte er, oder die Mutter behält sie, oder sie werden getheilt, wie König Salomo befahl zu thun. Jedes, Vater und Mutter, empfängt ein ganzes, wenn auch inner-

lich ein getheiltes, halbes, halbtodtes. Aber wenn er nun wollte, war Ordalie willig? War Gabriele in diesem glücklichen Fall überwindlich? Wahrscheinlich! antwortete er sich; wie kann sie voraus jetzt wollen, wenn ich nicht zuvor, voraus gethan, dann thut sie zuletzt, wie die Frauen, oder läßt doch geschehen. Wenn er aber, von Ordalien den stillsten Gehorsam gewohnt, die kühnsten Ansprüche, die größten Forderungen zu machen aus männlich eitler Anmaßung nie Bedenken getragen — sollte sie ihn nun für so gering schätzen, ihn hinzulassen, selbst hinzugehn, und doch ihm Liebe, sich selbst nicht opfern! Denn sie sollte ihn fortlieben, ohne seine Liebe, wie eine Perlmuschel, doch ohne die Perle. Das war ihm verdrüßlich, das sollte nicht sein! Und wie doch anders?

In dieser Stimmung überraschte es ihn also sonderbar, als ihm der neue Comödienzettel des Liebhabertheaters in die Augen fiel, das mit großen Buchstaben gedruckte: Die Wahlverwandtschaften, die ein Freund für die Bühne bearbeitet hatte. Das Stück war nicht abzubestellen, die inneren Familien, = ja Herzensgründe ließen sich als Geheimnisse nicht zu Vorwänden umgestalten, und wie oft in der Welt, mußte, als die Wagen mit Schauspielern und Gästen herbeirollten, wie eins das andre drängte, wie die Lichter angezündet, die Instrumente gestimmt waren, die Menge versammelt saß, auch hier ein Bitteres stillschweigend genossen werden, ja mit Lächeln und Beifall. Die Aufführung hatte freilich nur eine reife Frucht vom Baum geweckt, wie ein

kühl die Nacht und die Bäume anscheinender Mond. — Und in dieselbige Nacht noch gehört nun folgender Brief. —

Orballe an den Freund.

Es ist geschehen! Ich bin belehrt! Mit Willen, durch Ohngefähr, durch das Schicksal, durch die ewige Weisheit; mir alles gleich, gleich wichtig, und ich gehe! Ich komme, ich komme zu Ihnen mit den Kindern. Ich war unwillig, daß Sie mich verlassen in meiner wichtigsten Zeit, wenn ich auch Ihre Entfernung ehrte, denn Sie verließen sich auf mich, Sie glaubten mit Recht, mich mir selbst überlassen zu können. Und so war es mir doppelt zum Besten, ich weiß nun wohin. Soll ich der Schwester zu Füßen fallen? Der neidischen, stolzen? Dem Manne? Das werden Sie nicht verlangen! Und nichts anderes hülfte mehr, und das nicht. Bei der Mutter ist kein Rath zu holen, denn sie ist auch der Schwester Mutter. Der Vater ist weit und als General kommt er nur mit Säbel und Pistolen, und am Ende sind wir beide auch seine Töchter. In dieser einsamen Lage habe ich eine abscheuliche Freundin gefunden, die abscheuliche Charlotte, an welche der Dichter alle seine Kunst, seine geheimsten Künste, jemand verächtlich zu machen, aus der Nothwendigkeit gesetzt, die ihr gegenüber stehenden bedenklichen Personen zu heben, diese Unglücklichen erträglich, nicht frech, ja, wie schuldlos erscheinen zu lassen, die vom ersten Anblick an ein Paar sind und bleiben, ohne eins zu werden. Von allem sei nichts gesagt: aber die unter allen Erniedrigungen ausdauernde Halsstarrig-

keit einer Frau, ihre Schande, ihre weibliche Ehrlosigkeit kann mit keinem schlagendern Namen mehr genannt werden, als mit dem Namen Charlotte; absprechender, fortscheuchender nie mehr dargestellt. Doch das Beispiel genügt! Ich verginge vor Scham. Sie war nicht da, oder nur zur Last. Ich bin nicht da, ich will nicht zur Last sein, nichtig, nichts, lächerlich. Wer hemmt einen Quell, daß er nicht früh oder spät wieder hervorbricht, und das sich rührende Erdwasser nicht anpocht und stößt? Wer ändert was ein Menschenherz beschließt? Schon meinem Kinde vermochte ich nichts Verlorenes zu ersetzen, Begehrtes mit nichts Schönerem zu vertauschen. Ich will nicht das hohle Schloß, das mein wäre; ich will mein daran gewendetes Vermögen nicht wieder. Nur mich will ich wieder! Die Kinder! Und sollte ich Betteln gehen, und ich schämte mich vor Ihnen, mein Freund, und schickte die Kinder mit kleinen Täschchen, die ich genäht, an ihre Thür, Sie würden!... Ach, was würden Sie nicht!... wenn Sie das Vaterunser von ihnen hörten! Und die Kinder — der kleine Herrmann ginge mir zu Liebe, und das Reh ginge mit, und dem Rehe zu Liebe ging auch sein Schwesterchen mit. Sprechen Sie nicht, daß ich arm bin! Als mein Töchterchen, das noch nicht laufen konnte, auf meinem Schooße zum erstenmale nach ihrer neuen Puppe griff, die ich ihr gegeben, weil man den Kindern dann Puppen giebt, und Hermione sie groß ansah und schüttelte, vor Freuden schrie, und ich, die Mutter dem Kinde zum erstenmale nicht da war, schon nicht mehr allein in ihrem kleinen Herzen — als ich sah,

wie sie der Zug des Lebensstromes faßte auf immer und fortriß, da hielt ich selbst kindisch zagend und furchtvoll das Kind fest und drückte es an meine Brust so fest und verbarg es in mein Tuch, daß es niemand sehen, nichts mir es rauben sollte! Denn ich ahndete, fühlte, ich sah die große Scheidung in der Natur, vor welcher das Kind auf dem Schooße der Mutter schon nicht mehr sicher ist — und ich weinte. Aber ich ehrte das Kind! Ich verehrte die Natur, die es schon mit der Puppe geheim voraus zu seinen eigenen kleinen Kindern lockt, und sie ihm vorbedeutend so klein und bethulich auf das kleine Aermchen giebt. Und das Kind folgte damit der Natur allein und seiner Bestimmung. Und, mein Gott, saß ich denn nicht fern von Vater und Mutter einsam hier, und liebte das Kind, ihnen treulos und doch so getreu! Denn getreu auch dachte ich ihrer, und liebte sie voll und unvermehrbar als Vater und Mutter, und liebte das Kind auch treu und die Mutterliebe war keines Zuwachses fähig. Ich habe meine kindliche Ahndung erfüllt gesehen, die auch ich bei der ersten Puppe empfing. Auch meine Kinder werden mir treulos sein und doch so getreu! Aber ein Weib, das einen andern Mann liebt — und ein Mann, der — Gute Nacht, mein Freund! —

— Ich muß noch sagen: Das ist Abfall! Ich komme morgen. Soll ich dann erst glauben, einer ist treulos an mir, wenn er zehntausend Jahr mit Zehntausenden sich vergangen? Oder ist es schon treulos für ihn, alle Gewissenhafte und mich, wenn er auch nur eine Stunde eine andre mir vorzieht? Gewiß! O, diese Gewißheit! Und

bin ich nicht sein, bin ich wieder mein. Wenn der Jemand spricht: „D! wäre mein Weib doch so schön wie ihre Schwester!“ der wankt schon, doch wurzelt er noch, denn er bezieht noch alles auf sein Weib. Wer aber sagt, „D! wäre doch die so Schöne mein Weib,“ der — —
Morgen komme ich!

Diesen schwarz gesiegelten Brief brachte der Bote dem Hofrath zur Zeit der Morgenröthe, und sollte auf Antwort warten! Seine junge verständige Haushälterin kam laut die Treppe herauf und weckte ihren niemals gestrengen Herrn. Denn er hatte sie ihrer Augen wegen zu sich genommen, die auffällig Ordalien's Augen glichen, und ihre Mutter eine einfache alte fromme Pächter-Wittwe aus dem Dörfchen Derlieb, ganz in der Nähe, hatte die gute Tochter dem guten Herrn anvertraut. Zu ebener Erde in den Zimmern des Hofraths wohnte jetzt Estrella, welche der Doctor aus mannigfachen Gründen, vielleicht aus Veranlassungen, hieher auf das Land in's Staublose, Grüne, Frische zum Freunde gegeben und sie oft bei Reisen oder Heimkünften, besuchte. Denn an Estrella, dem armen Mädchen, war nichts zu verdienen, leider auch nicht Ehre, denn sie konnte noch in die Sonne sehen und fragen: „Ob sie denn wirklich am Himmel stehe?“ was rührend anzuhören war, und den Hauswirth so gerührt, daß er einen zweiten Entschluß gefaßt, sich ihr Herz zu erwerben und dann ihre Hand, ihr ganzes Dasein, denn sie war schön wie der Tag, geduldig wie eine Rose, die verschmachtet und doch still auf die großen

Tropfen vom erquickenden Himmel harrt, und vom Säuseln des voraus daherkräuselnden Windes nur schwankt und schüttelt wie er sie bewegt, als freue sie sich; aber sie weiß nichts von Freude und Hoffnung. Der gute Mann hatte ihr von Dorotheen's Tode zu weich, zu gerührt erzählt, als daß die blinde Schöne nicht angestanden haben sollte, eine vielleicht keimende Neigung gewaltsam zu belehren, zurückzunehmen vor der Liebe heiligem Schmerz, und das gelang der Blinden, die sich mit der Todten verglich, schon darum leichter, weil sie nicht des Freundes sichtbare Gestalt durch ihren Reiz befangen, sie nur sein inneres Wesen zu bekämpfen hatte, das ihr ja deutlich gefangen erschien und gehalten, besessen von einer andern, wenn auch mit grünem Rasen bedeckten. Dagegen hatte sie Mitleid mit Carl gefühlt, der in ihrer Gegenwart im Hause des Doctors sich um so belehrter, zagen-der über sein Geschick beklagt. Oft, sehr oft hatte Carl den vielbeschäftigten Aesculap nicht getroffen, öfter war er dann gekommen, wenn er ihn wegreisen gesehen, ihn auswärts wußte, schicklicher Weise erwarten durfte, und in Estrella's ihm immer lieberer Gesellschaft ihn erwartet. Vom Mitleid zur Liebe ist nur ein Schritt. Und sie that diesen, einen kleinen Schritt. Er aber, ihr Schicksal für sich selbst befürchtend und mit immer dämmernderen Augen es immer deutlicher sehend, ging in diesem Gefühl eine sonderbare Ehe mit ihr ein, wenn die Sehnsucht, dasselbe Geschick mit jemand theilen zu wollen, zur Ehe befähigt. Aus diesem allen waren die sonderbar verhüllten Scenen entstanden. Denn wenn der Hofrath seinen

jüngern Freund in tragender Pflicht zum Schluß jeder Woche frug: „Wissen Sie eine Braut? Haben Sie Ihre Braut? Die Frist ist nur noch so lang;“ da hörte er einmal von ihm, daß sie ihn kennen gelernt als er in trüben Gedanken neben ihr eingeschlafen sei. Dann verschwieg er, Estrella habe es einst gewagt, leise, leise sein Haar zu berühren, und mit kaum empfundenem leisen Zuge des Fingers über seine Stirn bis hinab an das Kinn zu gleiten, worüber er erwacht war, und sie lieblich gefangen hatte. Ein andermal hörte er von ihm: „Er habe an ihren Vater geschrieben. Denn sie wolle zur Beruhigung der Ihrigen das sonderbare Verhältniß eingehen, daß zwei...“

— „zwei Schwestern zwei Brüder heirathen! ist das nicht herrlich und erlöst alle aus allen Nöthen“ — war ihm der Hofrath froh in die Rede gefallen, da er aus der Annäherung Gabrielen's an Carl wohl schließen durfte, daß er diese meine. Selbst seit Estrella nun in des Hofraths Zimmer wohnte, um sich darin einzugewöhnen und es nie mehr zu verlassen, besuchte Carl ihn oft, lernte spanisch bei ihm zu einer Reise dahin, und der Freund lehrte ihn ahnungslos oft auch in heiterem Scherz die süßesten Worte der Liebe, nur etwa wie man sie Kindern vorsagt, sie unschuldig nachzusagen, damit man darüber sich freue und lache.

In dieser Lage der Dinge empfing er Orbalien's Brief, den er eigentlich lange erwartet. Aufgesetzt im Bett, angeglüht vom Morgenroth, das rosigschimmernde Trauerblatt in der Hand, und mit der Rechten

an der seidenen Decke pflückend oder Flocken lesend wie ein bedenklich Kranker, sprach er in die goldgrüne Helligung unter dem breiten Purpurstreifen blickend, als rede er zu seinem alten Freunde, dem Himmel: „Benigstens die Genugthuungen bleiben mir nicht aus! Dorothea behelligte ich mit keinem Wort, doch that sie mir unbewußt weh und ist hin! Orbalie kommt nun her, wenn ich will. Aber o, Zeit, o, Zeit! Kein Sonnenstäubchen hab' ich an mir geduldet, so lang ich eins schimmern sah, und ging lieber in den Schatten um feins mehr an mir zu entdecken. Fehlos, neu, ein Erstes und Eigenstes mußte alles sein, was mir gehören sollte, sonst entbehrte ich lieber das Neueste. Von Grund aus wollte und mußte ich alles anfangen, darum baute ich mir selbst mein Haus, um an keine alten Geschicke, nur an meine Gedanken darin zu denken, unbefangen wie ein junger Adler im neusten Morgenroth. Hat doch jeder junge Vogel sein eigenes neues Nest, warum nicht vielmehr der Mensch. Wenn ein Mensch an nichts zu erkennen ist, so erkenne ihn daran, wen er heirathet, und wie er baut, fest, flüchtig, ehrsam und für die Dauer, mit ganzer Seele, mit ganzer Kraft. Darum steht mir Orbalie fern, so fern, als geweiht dem Glück oder Unglück, ja dem Tode durch einen andern — wir bleiben Geschiedene. Eine Geschiedene kann nicht mehr heirathen, eine Unglückliche nicht mehr glücklich machen, glücklich werden. Und ich, ich verlange nicht das höchste Glück auf Erden, aber die Reinheit, dies höchste Glück des Menschen, das soll und kann mir niemand rauben! Darum, Puru's Sohn —“ sprach

er aus Sakontala — „bewahre Deine Vernunft, antworte Vernunft, wenn auch Liebe und alte Treue, wie die dankbare Sakontala die abgeblühten Blumen zuerst begoß.“ Er schreibt; er ermahnt sie zu bleiben, weil auch die Sonne sich gefallen lassen müsse, verfinstert zu werden, und die Sonne bleibe. Wie vielleicht ihres Mannes Liebe, sei ja auch eben so tadelnswerth ihr Lieben verfinstert! Die Furcht, der er sich kaum bewußt ist, daß Ordalien's Erscheinung wie die alte neuaufgehende Sonne sein stilles, bescheidenes Sternchen Estrella wie ein Johanniswürmchen im grünen Grase überscheinen möge, giebt ihm Ueberredungskunst. Kein Mensch in Leidenschaft kann sich selber rathen, so endigt er; denn eben was ihn leiten, beruhigen, bändigen soll, das ist im Aufruhr, umnebelt, betäubt, das Herz, der Sinn, die Besinnung, und der Klügste, Gefühlvollste fehlt dann am schnellsten, am durchdachtesten, doch am herzerreißendsten. Ein wohlwollender, nicht mitgereizter Freund giebt dann den folgsamsten Rath.

Und Ordalie folgte. Sie blätterte in dem Buche, das er ihr mitgesandt. Sie sah sich in dem Spiegel. Aber sie las: „Wie zieht eine Frau ihren Mann auf's Neue an?“ dann: „Eine Ehe ohne Liebe ist entehrend;“ und schlug das Buch zu. Um gewiß zu sein, um nur ihres Mannes Neigung alles zu verdanken, thut sie von allem das Gegentheil, was in ihrem Falle gerathen sein möchte. Sie legt den Puz weg. Sie singt nicht. Sie ist höflich ohne schmeichlerisch zu sein. Sie verbirgt ihre Vorzüge, selber ihre Tugenden. Sie speiset für sich,

oder hält Tafel zu einer beliebigen Zeit, ladet Personen ein, die sie will. Herrmann läßt sich alles gefallen, und sie erschrickt darüber, denn das zeigt ihr, daß er es wohl müsse. Um nicht so blaß auszugehen, trägt sie jetzt einen purpurnen Schleier, keinen schwarzen oder weißen, weil es Trauer bedeuten könnte. So sammelt sie, alle Schmerzen mit Gewalt zurückdrängend, eine Masse Leid in der Brust, wie bittern, wundersam gestalteten Blumensamen, der reif und in fruchtbaren, warmen Boden gesenkt, gewiß aufgehen muß. Sie erscheint nicht schwach, sondern was andern gleichgültig sei, solle ihr erst ganz nichts bedeuten. Mehr wie alles fürchtet sie die schonungslosen Worte und lächelnden Bemerkungen ihrer Schwiegermutter, und hofft auf Gabrielen's Heirath mit Carl. In dieser Zeit übersteht sie eine schwere Prüfung.

Abends spät wandelt sie im Garten, um sich recht müde zu festem Schlafe zu gehen. Sie geht nach Hause den Weg am abgedankten Schlosse vorüber. Sie hört Gesang zum Pianoforte. Sie unterscheidet an der Stimme wer singt: Gabriele und Herrmann. Sie vernimmt die Worte der schönsten Arie Gluck's :

„Nur Einen Wunsch, nur Ein Verlangen,
Hatt' ich mit Dir, mein Freund:
Will froh den Streich empfangen,
Der ewig uns vereint.
Mag das Schicksal uns bekriegen,
Folg' gelassen, wenn es ruft!
Denn es wird in Einer Gruft
Unser Staub beisammen liegen.“

Die Herzen schweigen. Aber sie hat hineingesehen durch die Töne, wie durch Duft; sie hat die tiefe Sehnsucht herausgehört, und sieht, denkt und spricht: „Wie göttlich die Seele sich doch gegen Unrecht stemmt! Ist das nicht schön? Lieber sterben will sie, will er und sie! Ist das nicht schön? Ach, ich habe auch nur Einen Wunsch, nur Ein Verlangen!“ Sie blickt zu den Sternen, und was ihr der Freund geschrieben, liest sie jetzt gleichsam da oben ab: „Da dämmert der alte Himmel! Da prangen die alten Sterne aus ur=uralter Zeit in dieser neusten Nacht. Das ist die ruhige Halle, in welcher sie ewig wandeln! Worein sich alles drängt, die Frühlinge mit den Blumen, die Mütter mit den Kindern, die Winter mit dem Gefloß! Woraus sich alles flüchtet, die Blätter im saufenden Herbst, die Vögel in nächtlichem Zuge! Darin alles sich leise verwandelt; ein immerwährendes Scheiden, ein unaufhörlich Begraben, ein unerschöpflich Weinen die Seele mit Grauen erfüllt! Aber fest wie der alte Himmel, fester wie die alten Sterne, die Flucht, das Kommen und Wandeln beglänzen, ehrwürdiger kann der Mensch sein durch Treue! Nichts fehlt der Welt und dem Menschen als Treue, Dauer in Liebe, so lange wir sind. Durch Treue stehen wir erhoben und fest wie die Gestirne über dem zuckenden Nordschein; und nichts erniedrigt den Menschen so gar tief unter den Staub, als Untreue, selber am Treulosen Untreue! Am Lieblosen Lieblosigkeit!“ — So schlich sie still in ihre Pfühle. Sie konnte ihren Herrmann bedauern, nicht sich; sie vermochte ihn zu beweinen, nicht sich. Doch alles, was sein Unglück,

sein Unfriede war, konnte es ihr Glück sein, sie zum Frieden führen?

Es that ihr wohl, als Herrmann sie am andern Nachmittag, aber schon im Reitanzuge, die Gerte in der Hand, aufforderte, diesen schönen, heitern, ersten Herbstnachmittag mit hinaus zu reiten in den Wald und auf Höhen. Sie lehnte es mit den Worten ab: „Sehr gern, wenn Du ohne mich allein wärst.“

„Das sind wir nicht;“ erwiderte er, statt, daß bin ich nicht. Sie sah ihm hold und gelassen in die Augen. Der Blick zerstörte ihn aber und seine Gedanken flogen nach allen Richtungen auseinander, wie das zerhoffene Samengehäuse einer abgeblühten Blume. Sie reichte ihm eine Hand, er gab ihr zwei Finger und so schied er. Je ferner vom Schloße, je einsamer in dem ruhenden, schweigsamen Walde, desto wohler war Gabriele'n und ihm, und doch beiden beklommener, denn sie wollte nun fort, und der heutige Ausflug sollte der Abschied von der schönen Donaugegend sein. Sie hatten sich so viel zu sagen, und sagten sich nichts, doch jedes verstand des andern Schweigen. Sie stiegen ab, sie ruhten auf einer fernen Höhe, sie zeigten sich die Dörfer, die Thurmspitzen, den blinkenden Fluß, die Berge der Schweiz, die prachtvollen Wolken, unter denen hervor die untergehende Sonne die Erde, grünes der Triften, bleiche Stoppelfelder, gelbe und röthliche Blätter der herbstlichen Bäume, die grauen Felsen, die braunen Adler in den Lüften, mit reinem Golde vergoldet. Aber die Wolken donnerten, sie blitzten da drüben, große Tropfen

fielen nieder, ein Wetterstrahl fiel, schmetterndes Krachen brach hinter ihm drein, und drunten nicht weit vom Walde zuckte eine rothe Flamme, als gehe heut der Mond aus der Erde auf, aber sie schlug empor und ward eine Feuergarbe und aus ihr wuchs eine Rauchsäule empor, blau wie aus einem schimmernden Edelstein, und schien den Himmel zu stützen, wie das Gewölbe eines unermesslichen Receptors, denn die Wolken zogen fort und Abendstille und Abendschöne war rings umher. Sie sahen sich an. Ihr Wille war Einer. Sie ritten nach dem Feuer, grad' aus, grad' ein in dem Dämmern des Waldes. Wo er sich lichtet, befriedigt ein deutender Zaun die Neubestellten Felder, er zieht sich weit herum. Herrmann ist leicht hinüber. Gabriele fragt seine Augen und sie ist drüben, aber zugleich an der Erde und das Pferd braußt hin in die Felder. Er springt ab, ihr zu helfen, hier ist keine Zeit das seinige zu halten, wo anzubinden, und es entrinnt dergleichen. Er hat's nicht gesehn. Er sieht nur Gabrielen, die ohne ein Zeichen des Lebens vor ihm liegt; und wundersam erblickt er Orbalien's Luftgebild zu ihrem Haupte stehen. Er kniet zu Gabrielen, er starrt sie an, er richtet sie halb zu sich auf, sie sinkt ihm in den bebenden Armen wieder zurück. Er schneidet den Gürtel auf, der ihr Gewand zusammenhält, damit ihre befreite Brust unbeengt wieder athme. Sie hat eine Feder von einer schönen Mantelkräh auf ihr Casket gesteckt, dessen Sammtband er unter ihrer Kehle löst, zitternd reißt er ein wenig Flaum von der Feder auf ihre blauen Lippen, er bewegt sich nicht, nur der Abendwind weht sie davon. Mitten in einer

Welt voll Hülfe ist er ohne Beistand, ohne Rath. Er ruft sie laut bei ihrem Namen, als wäre sie noch so fern, er rüttelt die frischen, jungen Glieder, aber nur die schönen Haarflechten fallen von ihrem Haupt schwarz über das weiße Gesicht und die Brust. Er sieht in den Himmel, aber da ist Schweigen und Stille, und nur der leichte, bunte Schlußstein eines Regenbogens, dessen Gewölbe von unten hinauf nach oben verloschen ist, schwebt säulenlos, grundlos noch in der duftigen Höhe, als strahle ein großer Brillant seine farbigen Funken dort auf die alte blaue Himmelsmauer. So sinkt er mit dem Gesicht auf ihr Gesicht, betrachtet sie wieder und sinkt mit der Wange auf ihre Brust. Und hier geschieht ihm wundersam. Er ist wieder in jener Gestalt zwischen Jüngling und Knaben. Gabriele wieder ein kindisches Mädchen. Er tritt wieder in der Abenddämmerung in ihr Zimmer, sie liegt auf einem mit grünem Teppich bedeckten Tisch am Kamin, er weiß nicht, ob sie sich nicht so eben geregt und die Augen aufgeschlagen, aber hinzugetreten findet er sie leise athmend schlafend, das holde Gesichtchen ihm recht mit Fleiß zugewandt, aber mit einem Flor bedeckt, wie versteckt, und doch nicht verborgen. Kindisch küßt er das Kind, die lockende Schäferin, die wach ihn nur immer so düster angesehen, er küßt ihre Augenlieder, um sie neckend zu wecken, aber sie schläft immer fort, und deutlich hört er das kleine Herzchen in der jungen Brust schlagen und pochen, wie in einem himmlischen Kunstwerk, er fühlt wie das Blut in dem sich gleichsam todtstellenden jungen Göttergebild arbeitet und fluthet, wie die Muskeln zucken, wie

sie durch und durch zittert, bebt und glüht, bis sie sich stöhnend, auch nur wie im Schlafe, vor seinen Rüssen plötzlich wendet, um ja nicht die zuckenden, sehenden Augen zu ihm aufschlagen zu müssen, und er inne werde, sie sei erwacht, sie sei wach gewesen. Und eben jetzt wieder fühlt er dasselbe Entzücken, daß das Blut sich in ihr regt, daß sie ihm lebendig werde. „Mir, mir, wirst Du lebendig!“ ruft er. Aber noch bedrückt sie unüberwindliche Schwäche. Er eilt von ihr weg an den Bach nach frischem Wasser, er schöpft mit ihrem Gasket, herbeieilend stolpert er über eine Wurzel, es ist verschüttet, das zweitemal geht er langsamer, wie mit der schwersten Last, und glaubt Feuer zu tragen. Er drückt die Augen zu, so gießt er den frischen Schwall über das stille Gesicht. Sie ist ermuntert, sie richtet sich auf, sie erkennt ihn, sie lächelt ihn an, sie giebt ihm die Hand, er drückt sie an sein Herz, seinen Mund auf ihren Mund. Ihr Haar trieft, sie hält sich an ihn, sie steht wieder lebendig im Leben da.

Die Pferde sind fort. Er entdeckt ein Licht. Langsam führt er sie, die sich an ihn lehnt, auf das Häuschen zu. Sie ruht. Aber umarmt und an seine Brust gepreßt. Er ruht öfter als nöthig scheint. Die Sterne hören die Küsse nicht, sie selber zählen sie nicht. So gelangen sie in das Haus. Die alte Frau am Kamin hört nicht, der alte Mann ist lahm, der Sohn ist zum Feuerlöschen und wird gegen Morgen vielleicht wieder kommen, wenn er nicht die Wache dabei behält. Er will nach dem Schlosse um einen Wagen zu schicken. Gabriele fürchtet sich allein.

Er bleibt. Sie bleiben munter die Nacht über. Am Vormittag erst kommt der junge Wirth. Er wird nach der Stadt gesandt. Man kommt. Stunden vergehen, die Pferde zu finden, zu fangen. So kehren sie endlich erst ganz spät nach Hause.

Indessen hat sich nicht allein bedeutendes, sondern selbst das Entschiedenste, Folgereichste im Schloße zugetragen. Um die Zeit, wo der Abend zur Nacht ward, welche Herrmann und Gabriele ausgeblieben, befällt Orbalien wieder ihr vom Arzt sogenanntes Heimweh, die Unruhe, die Angst. Wie ein träumendes Kind will sie fort, aber sie nennt sonderbare Namen von ganz unbekanntem Ländern und Städten. Sie kleidet sich wie zu einer Reise, sie packt eins und das andre der unnöthigsten Dinge in ein Tuch, und statt ihres Leibkutschers ruft sie: „Elias soll vorfahren.“ Ihr Mädchen Dora schickt nach dem Arzt. Er kommt. Die Anwandlung ist im Weichen, ihre Wangen glühen nur noch, ihre Augen glänzen feucht. Man spricht hinüber und herüber von allerlei Dingen, Vorfällen, Personen, sogar von Gabrielen, von ihrer morgenden Abreise, als der vertraute Arzt, der Orbalien für oft, ja fast regelmäßig gesandte Geschenke sich dankbar erzeigen will, ohne zu bedenken, daß er sich derselben für künftig berauben möchte, mit gedrückter Stimme fragt: „Ob denn nicht bald Gabrielen's Vermählung veröffentlicht werden würde, denn es thue zur Bedeckung ihrer Ehre jetzt Noth, und hätte schon lange Noth gethan, wenn die Leute rückwärts schließen würden.“

„Freilich!“ erwidert Orbalie in ganz anderem

Sinn und fragt, als erwache sie erst: „Aber wie so? — Wie so?“ da hört sie:

„Gabriele selbst würde: Wie so? fragen, denn sie weiß nichts, ganz zuverlässig nichts von sich, als daß sie oft leide, und schreibt dies Leiden wohl füglich auch andern Umständen, doch nicht den rechten andern zu. Ich selbst als ihr Arzt, habe erst nach Anwendung aller auf wirkliche Krankheit gerichteten Mittel die Berwegenheit gehabt, einmal die natürlichste, hoffnungreichste, gesegnetste Krankheit der Frauen bei ihr ganz still vorauszusetzen, und bin fest überzeugt, daß Gabriele daran genesen wird. Excellenz sehen schon daraus, die Fabel ist nur eine Fabel, daß von zwei Zwillingeschwestern, nur immer die eine so glücklich sei, wie Excellenz den Herrn Grafen durch Hochbero kleines allerliebstes Herrmännchen, und lieblichste Hermione gemacht. —“

Ordalie erstaunt, athemlos, hatte ihn völlig ausreden lassen. Sie weiß nicht, wo sie den Muthhernimmt, ihn zu versichern, daß der Name von Gabrielen's Gemahl vielleicht schon morgen genannt werden würde. Sie dankt ihm. Sie scheint darauf einzuschlummern, der Leibarzt zieht sich zurück, da er nichts Bedenkliches mehr sieht. Da springt Ordalie auf, aber sie stürzt auf die Erde und bleibt auf dem Teppich mit dem Angesicht liegen, und ihr gefoltertes Haupt ist eine Welt voll in Aufruhr gerathener Gedanken, von tödtlichen Schmerzen und rasender Lust. Sie seufzt und lacht in einem Athemzuge. Endlich setzt sie sich ruhig entschlossen in den Sessel. Sie kann den Morgen nicht erwarten. Sie ist schon

reifefertig angezogen. Wie zu einem frühen Spaziergange will sie die Kinder abholen, sie mitnehmen. Die Thür von inwendig findet sie verschlossen, und Geräusch machen, ja, sie wecken, will sie nicht, denn sie bedenkt: Die unvergleichlich guten Kinder schlafen diese Nacht zum letztenmale glücklich in ihrem Vaterhause. Von der Brücke, hat sie gestern Abend gesehen, liegen Breter hinüber nach dem großen breiten Altan des Flügels, worin ihre Kinder wohnen, auf welchen die Arbeiter hinübergegangen, die Herbstblumen in den Töpfen auf kürzerem, nicht die Zimmer benässenden Wege zu begießen. Den Weg von außen nimmt sie, sieht in die Glasthür des Altans. Die Kinder sind munter, sie rufen ihr fröhlich zu. Dann gehen sie, wie nur lustwandelnd, weiter und weiter durch die Wiesen hin nach dem Hause des Hofraths.

Kein Mensch im Schlosse kann oder will Herrmann sagen, daß seine Gemahlin fort ist, Frau und Kinder; auch halten die Menschen die Flucht für eine geheim verabredete Reise. Sein eigenes Herz treibt ihn sie zu sprechen . . . ihr zu sagen . . . er weiß nicht, was er ihr sagen will, doch das wird sich finden; nur fühlt er in seiner Seele, daß es Orbalien unentbehrlich sei, ihn zu sehen, ihm zu sagen, zu klagen, an seinem Halse zu weinen, zu vergeben, was er gerne schlafen läßt in der Brust. Er geht auf ihr Zimmer. Er klopft an, wie er sonst nie gewohnt, das Herz pocht ihm. Niemand ruft herein. Er steht, er harret, er hört — leises Weinen, wie es seiner Einbildung bedünkt. Die Thüre geht ihm unter der Hand auf, alles dunkel! Er ruft „Orbalie!“ leise, lauter, laut.

Es hallt leer. Die alten Tragödienfrauen, die raschen zur That, die keuschen an Ehre fallen ihm ein, er fürchtet ein Ungeheures. Er tappt nach der seidnen, starken Klingelschnur, aber sie schwebt locker, bloß die leichte Quaste hängt daran. Der Luftzug und das Hereinrauschen vom Mühlwehr bedeutet ihm, daß ein Fenster offen steht. Er eilt auf den Tritt, er beugt sich über die Brüstung, er späht hinunter auf den ruhigschimmernden Wasserspiegel. Er erstarrt, er erblickt etwas Weißes, er sieht scharf, und es ist der Schwan, der die Flügel so eben schlägt, und neben ihm bewegen sich schaukelnd die Bilder der großen Gestirne. Ein Gedanke durchzuckt ihn. „Gewiß sie liegt zu Bett, fest über den Kopf bedeckt.“ Er betastet leise die Pfühle, ob sie naß geweint sind — das Bett ist leer, aber die Pfühle sind wirklich feucht und kalt. Er hat keinen Wagen rollen gehört, im Schloße muß sie sein. Wenn man etwas verloren hat, sucht und findet man es am sichersten an dem wenigst vermutheten, ungewöhnlichen Orte, denkt er und eilt gerade zu mit hastigen Schritten die Treppe hinauf in Gabrielen's Zimmer. Sie sitzt im Dunkeln am Fenster. Ihre Nähe befängt, ja sie bändigt ihn und erregt ihn zugleich. Er steht vor ihr, ohne daß sie seinen Eintritt, seinen scheuen Tritt auf dem Teppich gemerkt. Sie erschrickt, doch bleibt sie sitzen. Er fragt mit Widerwillen: „Ist Deine Schwester nicht hier bei Dir, Gabriele? —“

„Orbalien meinst Du? Bei mir?“ dehnt sie verlegen. Er hat vergessen, welche er sucht; er hat gefunden, welche er meint; und doch klingt in ihm der kaum ver-

gangene Augenblick nach und bewegt seine Rede, er ist froh, entzückt, aber seine Lippen beben, seine Augen glänzen von Feuer, aber Thränen quellen darin. Er fällt vor Gabrielen nieder, er ergreift ihre Hände, er drückt sie gegen seine Brust, an seine Augen, an seine Lippen, er bedeckt sie mit Küssen. Sie schweigt, sie wehrt ihm nur leise und sanft, aber sie wehrt ihm doch. Er legt seine Stirn auf ihre Knie, er sammelt sich, er schöpft Athem, Kraft, Muth, Besinnung, Freude, Hoffnung; und tonlos sagt er und dumpf in seiner Lage: „Ordalie ist fort! Entflohen! Du bist mein! Gestehe mir Dich zu, ganz zu, auf immer, von heut an, zum Weibe, sonst sterb' ich vor Scham und vor Liebe.“ Sie erhebt sich, er bleibt auf den Knien und lehnt das Gesicht auf die Lehne des Sessels. „Kein Mißverständnis, o, Gabriele, als fordre ich nach solchem Ereigniß, nach solchem Unrecht ein Unrecht — ich will nur Dein Wort, Dein heiliges Wort, und alles ist gut! Alle überschwemmenden Wogen legen sich, der Lebensstrom fließt wieder in seinen Ufern, aber im neuen Bett, das er gebrochen hat, weil er von jeher, also wie jetzt natürlich gelaufen wäre — ich werde matt, mir vergehen die Sinne — Dein Wort, Gabriele, Dein Wort!“

Er ward ungestüm. Sie fürchtete ein Aeußerstes für ihn und sagte leise, um vor Scham und Bestürzung gleichsam es selbst nicht zu hören: „Bedarf es des Wortes auf die That, auf solches stilles Zugeständniß. Wie eine Welle auf einem hochgelegenen See, wie ein gescheiterter Nachen, wie ein kranker Wasservogel bin ich von dem

leisen unwiderstehlichen Zuge nun bis an den Abgrund geschlichen, getrieben, gerudert und muß nun hinunter stürzen, es treibt mich, es reißt mich hinunter, ich muß! Ich komme drunten in der grausenden Tiefe an, aber zerschmettert, besinnungslos, todt! Du drückst eine Todte an Deine Brust, falt an Deine warme, und Du, Du wirst sie nicht wieder beleben, und am wenigsten damit, was Alles und Alle erhält und belebt, mit Liebe, mit Deiner Liebe, vor der ich Lebendige, Liebende zittere und schaudre! Der Mensch, der Mann, das Weib sollte seinem ersten Gedanken, seinen ersten Gefühlen treu sein! Eine andere Treue giebt es nicht. Aber wohl neues, tausendfältiges Unglück!“

„Furcht ist der Liebe Anfang,“ sagte ihr Herrmann beruhigend, „was und wen die Weiber vorher am meisten gefürchtet, das lieben sie dann am meisten. Und hast Du mich früher geliebt — hier hast Du mich nun, hier habe ich Dich, wohl spät, zu spät doch nicht, in noch rechten frühen Jahren, und vor uns liegt ein langes, herrliches Leben.“

Gabriele stand mit gefalteten Händen, er sah es nicht im Düstern, er hörte ihr leises Wort nicht, das sie ihm nachsprach: „Wohl spät, zu spät doch nimmer für die Liebe.“ Da ließ sich der Hofrath melden. Es wurden Lichter gebracht. Die Bekannten sahen sich neu und fremd an. Gabriele saß so weit wie möglich in einer Fensterbrüstung vom niedergelassenen Vorhang verschattet. Herrmann frug: „Was er bringe?“ und mit kurzen gedämpften Worten antwortete er; „Das Blanket zur Ehescheidung.“

Gräfin Ordalie weilt indeß mit den Kindern bei mir. Diese Stunde kann alles abgemacht sein."

„Diese Minute! Wenn Sie so sprechen, so gleichgültig, so entschieden als Bevollmächtigter gewiß,“ versetzte Herrmann verlegt. Er wußte aber nicht, was diese Antheillosigkeit in Gesicht und Sprache dem immer zu bescheidenen Manne gekostet. Carl hatte ihn gebeten, mit ihm nach einem nahen Ort in der Schweiz zu reisen als Secundant oder Zeuge und Fürsprecher. Nichts von seiner Neigung zu Estrella ahnend, führt er den werththätigen Freund nach dem Ort, wo Estrella's Vater und Mutter wohnt. Im Gasthaus abgestiegen, entdeckt er ihm sein Vorhaben, sich den Eltern seiner Geliebten persönlich zu zeigen, und ihre Einwilligung zu erlangen. Der Hofrath bittet um kurzen Aufschub, macht einen Gang in's Freie, und wie er beauftragt ist, geht er den jungen Freund zu melden, legt Diplome und Papiere vor, auch einen Brief von Estrella, den sie jetzt auch blind zu schreiben gelernt. Sie lesen, die Tochter liebt ihn, nie will sie einen andern, und wer wohl sonst würde eine Blinde zur Frau begehren, wenn ihn der Himmel ihr nicht gesandt. Er seufzt. Er hört die überraschten ungläubigen Worte der Eltern, die gern ihr großes Vermögen ganz einem Schwiegersohn gäben — wenn sie es hätten — um ihr Kind anständig verheirathet zu wissen, versorgt in diesen Zeiten der Noth der Vornehmen und Begüterten, in ihrer Flucht, ihrer Verweisung. Die Mutter ist außer sich über einen so guten Herrn, sie lobt ihr Kind, sie bedauert es, sie preißt

es glücklich, sie weint. Das thut der Vater. Das thut der stumme, redliche Freund auch redlich. Er holt den glücklichen Carl, er umarmt ihn, er küßt ihn, gleichsam zum Abschied von allem Glück, und um doch wenigstens mit anzusehen und anzuhören, wie er selbst dagestanden hätte, was er gesagt, wie er vor Glück im leuchtenden Antlitz ausgesehen; deswegen geht er mit ihm. Alles wird richtig, er sieht den Bräutigam segnen. Sie reisen nach Hause, die Eltern werden zur Trauung kommen. Zu Hause kaum angelangt findet er Ordalien, die Kinder. Sie nennt ihn Du. „Setz laß mich schweigen,“ spricht sie, „warum ich ehrlos wäre, wenn ich einen Tag noch Herrmann's Gemahlin bliebe.“ Sie weiß ihn durch die Wahrheit ihres Gefühls zu gewinnen, den sauersten Gang für sie zu gehen. Er bespricht das Wichtigste mit ihr, für sie, für die Kinder. Sie unterschreibt alles Verlangte mit fester Hand im voraus, und so steht er nun hier. Er hat auf der Erde unter neben und über den großen schönen Gestirnen, sein kleines, flüchtiges Leben als nicht so unaussprechlich wichtig, rasch feststellen wollen, um durch dies kleine Geschäft unter hundert großen Begebenheiten sich länger und lange, doch gar zu großthuend, zu ausnehmend vornehm zu erscheinen. Auch dieses Geschäft, obwohl für ein ihm wichtiges Weib soll ihn nicht niederdrücken. „Bittres nimmt man und giebt man geschwind ein;“ spricht er laut, und wie dort bei den frohen Eltern findet er Anklang, Eingang, Zustimmung und ist nicht überrascht.

Sie gehen stumm überlegend auf und ab, nur

in Zwischenräumen einzelne Sätze als Bedingungen zuspätsprechend und zugestehend. Herrmann besteht bei der Theilung der Kinder auf dem Knaben. Auch den erhält er. Hermione bleibt der Mutter. Sonst giebt und läßt sie alles, ob er gleich ein zweites Vermögen, größer als ihres, von der Schwester, der neuen jungen Frau mitbekommt, denn Orbalie würde ihn unglücklich machen, wenn er ihr dies herausgeben sollte, denn er sieht schon im Geiste sein neues Schloß ausgebaut, ausgeschmückt, und die andern Pläne gelungen. Während der Hofrath nun das Besprochene aufsezt, überrascht und bestürmt Herrmann seine Schwiegermutter ihm ihre Tochter zu geben.

„Gabrielen? Die zweite Schwester?“ spricht sie mehr als sie fragt. Und ihre Leidenschaft Heirathen zu stiften, die Freude der Mütter ihre Töchter zu verheirathen, peinigt, täuscht sie auch jetzt. Seine Mutter Kunigunda steht ihm bei, hilft ihm bitten. Entscheidend wirkt die Nachricht, daß Carl mit Estrella verlobt sei. Gabriele muß kommen, und des noch ungeschiedenen Bräutigams reizender Ungestüm bringt auf die Bahn, daß er auch noch diese Nacht mit Gabrielen getraut werde, da ihn sein Stand des Aufgebotes und alles andern überhebe. Das finden die Frauen unmöglich. Das müsse ganz anders und lange vorbereitet, ganz festlich sein. Er will in der Stadt, in der Gegend kein langes Gespräch werden, alles soll ein einziges Wort bedecken, der Anfang mit dem Ende beschließen. Er hat seine Schwägerin geheirathet; ein oft schon gehörtes Wort. Die Mutter will

doch auch Orbalien hören, sprechen, bewegen . . . Da tritt der Hofrath ein. Er legt den Bogen zwischen die Leuchter. Sie lesen. Alles ist wahr, es ist ausgesprochen, geschrieben, unterschrieben. Des Doctors Geburtstag ist heut, bei ihm ist zu finden, wessen man bedarf. Der Hofrichter erscheint mit seinem Beisitzer. Das Document wird rechtskräftig; für jeden Einwand verbürgen sich der Graf, der Hofrath. Das Mittagsmahl ist ohnedies noch nicht gehalten, noch in der Küche, dem Keller, in den Silberschränken. Es wird reichlicher, reich, so köstlich wie möglich bestellt. Die alte Kapelle wird geöffnet, mit feinen Gerüchen verschwenderisch durchräuchert, die großen mächtigen Kerzen, uralt, fast abgebrannt, da sie einer Stiftung gemäß nur bei einer Trauung im Schloße brennen dürfen, erleuchten wieder im Altar den Christus mit der Ehebrecherin, die so lange im Dunkel allein gestanden. Die Wandleuchter erleuchten wieder die alten Ahnen, und die Gesichter thun, gleichsam wie aus langem Schlaf erweckt, die großen Augen auf. Denn wer in dieser Kirche getraut worden ist, muß sein Bild und das Bild seiner Frau zum Andenken hier aufhängen lassen. Der Hofprediger Paul, vom Hofrichter und durch das Document unterrichtet, steht schon auf den Marmorstufen des Altars im schwarzen Priesterornat, der alte Kirchvater vertreibt ihm die Zeit durch Erklärung der Namen und Lebensläufe der stillen Zuschauer. Es schlägt Zwölf. Da erscheint Herrmann und Gabriele, und wunderlich sieht Herrmann und Orbalie von der Mauer herab auf sie. Auch sie geloben sich nun Treue in

Leid und Freud', in Glück und Unglück, und der Priester segnet auch sie. Die Wachsfackeln leuchten ihnen wieder fort durch die Gänge, sie werden wieder finster, die Altarkerzen werden verlöscht, die Wachskerzen an den Wänden; mit einem Lämpchen geht der alte Diener fort, die Kapelle steht wieder stumm und finster, und alles bedünkt eine Geistererscheinung. Aber droben sitzt nun die Schwester an der Schwester Stelle zu Tisch. Ihr Ehebett wird ihr Brautbett, und ihr Treuloser ihr treuer Mann. Mr. Chateaubriand, seiner alten Herrin getreu, gelobt sich selbst im Stillen, von morgen an, ausgesöhnt, ja reuig seinen Namen wieder Chateaubriand zu schreiben. Und doch worüber er sich am meisten gewundert, ist der Präsident, der Vater seines Principals gewesen, der von der Nachricht, Gabriele werde mit seinem Sohn getraut, gleichsam hervorgeschrückt, heut diese Nacht erst wieder erschienen ist. Aber wie? Ein scheinbar junger, höchst eleganter Mann mit grauem vollen Haar, blaß, ein wenig gebückt sich tragend, einen Stock mit goldenem Knopf in der Hand, höchst sauber, aber nicht in der neuesten Mode gekleidet, ist wieder hervorgegangen. Sein Kammerdiener erklärt ihm einiges: die Neigung desselben zu Gabrielen; eine kleine Beschämung, die in einer Nadel bestanden, die er aus angeblichem Fleisch am Morgen nach einem Balle gezogen und die Eitelkeit in so frühen Jahren nunmehr auch wieder ein schöner, ja, der schönste alte Mann zu sein, habe das Wunder bewirkt. Und in der That war nichts Würdigeres zu sehen möglich, als jetzt der Präsident; nichts weiseres, lehrreicherer zu hören, als seine Worte. Bloß

diese, jedem unvermuthete, fast unglaubliche Verwandlung hatte lächelnde Gesichter an die Lichter des Hochzeitmahles gebracht, als wäre es Freude. Selbst die Diener schiefen hoch verwundert ein. Aber am Morgen war das Neue schon ein Gestriges, ein Feststehendes, die Sterne hatten es schon beschienen, und einen weiten Weg seitdem gemacht, und die Sonne ging auf wie sonst, und die Erde lag da, wie sonst, und das alte Gewirr umfing und besang die Gemüther.

Da erschien unvermuthet Orbalie mit den Kindern auf dem Schloßhof; der kleine Herrmann, um nun allein hier zu bleiben; die kleine Hermione, um von dem Vater Abschied zu nehmen. Das wollte die Mutter sehen, selbst ihm Lebewohl sagen, und einiges, das ihr Liebste, aus ihrem Zimmer fort in das Schloß der Mutter nehmen. Ein leerer Bauernwagen, nur mit Leitern und einigem Stroh versehen zum Einpacken, und mit fast ärmlichen, schwachen Bauerpferden bespannt, fuhr herauf und nahm vor den Stufen des großen Portals Platz. Orbalie ging hinein. Und wenn sonst die Diener nur steif ihr die Thüre aufgethan, so verneigte sich heut der Thürsteher tief vor ihr, wie schon vor einer Fremden, und sie mußte vor Bewegung sich umwenden, als sähe sie nach dem Bauer der mit der Mütze unter dem Arm, wie betend dastand.

Wie sie in ihr Zimmer tritt, hat es die Schwester so eben verlassen. Die wenigen Dinge, die sie nicht entbehren will, sind bald bezeichnet, zusammengestellt, hinuntergetragen, was Dora besorgt, und bald steht das kleine Füberchen Hausrath rührend auf dem Hofe.

Nun sollen im Kinderzimmer die Geschwister ihre Spielsachen theilen. Was die Eltern nicht bedacht oder nicht beachtet, das thut sich nun herzbeklemmend hervor. Durch die Trennung des Vaters und der Mutter war eine viel bittere Scheidung der Gemüther, ein Zerreißen der Kinderseelen, und für ihre schönsten Jahre eine noch größere Sehnsucht in die Herzen gelegt.

„Warum soll ich denn meine Spielsachen fortnehmen?“ frug Hermione die Mutter.

— „Du kommst mit mir!“

„Ach, die paar Tage kann ich schon ohne sie sein!“

— „Ich komme nicht wieder.“

„Du kommst nicht wieder? Du bist ja die Mutter.“

„Ich gehe mit Dir!“ Spricht der Knabe, und versichert sich schon der Mutter durch Anfassen ihres Gewandes.

„Mein lieber Herrmann, Du bleibst bei dem Vater!“

„Ich bei dem Vater?“ ruft er.

„Und ich nicht bei dem Vater?“ fragt Hermione weich.

„Ich gehe ja auch von dem Vater auf lange lange Zeit, auf viele Sommer und Winter bis keine mehr kommen!“ sagt ihnen die Mutter.

„Das ist doch wunderbar!“ spricht Hermione.

„Warum denn? Warum willst Du denn fort?“ fragen beide.

„Ihr habt eine andere Mutter, eine neue;“ spricht Orbalie.

Die Kinder lachen.

„Nein, nein,“ spricht die Mutter ernst, „es ist wirklich so. Hermione behält mich, ich behalte sie, und Herrmann bekommt Gabrielen. Du kennst sie ja.“

„Will denn das der Vater?“ fragt Hermione.

— „Freilich. Weil er es gewollt hat, müssen wir es thun.“

„Da laufe ich fort!“ versetzte der Kleine. „Aber sage mir, warum bleibst Du nicht hier? Du hast hier zu essen, zu fahren, zu trinken, zu lesen, alles, was Du willst, und was haben wir erst alles, es ist hier gar zu hübsch, und kurz und gut, wenn Du mich lieb hast, lasse uns spielen, daß Männchen und Weibchen wieder vergnügt aussehen; sieh nur, was sie jetzt für bittre Gesichter machen, und solche große, weinerliche Augen.“

Der Vater hatte, unbemerkt eingetreten, dies Kindergespräch seiner Kinder mit angehört. Er mußte jetzt näher treten. Ordalie wollte wie sonst ihm entgegen eilen, ihm wie nach einer langen Reise um den Hals fallen, und that schon den ersten Schritt; auch er hatte die Arme ein wenig gehoben, doch gefaßt ließ er sie sinken, und Ordalie stand wie angewurzelt, mit einer vor Schreck erblaßten Wange und einer vor Scham errötheten Wange.

Von den Spielsachen sollte nun jedes Kind die feini- gen nehmen, Hermione sollte sich bloß die ihrigen aus- suchen, aber sie schob dem Bruder alle mit den Worten hin: „Sie sind hier eingewohnt, hier zu Hause! Und

wo Du bleibst und der Vater, da wollen sie auch sein.“ Das Reh stand zwischen beiden und drängte sich ein.

„Aber das Reh nimm Du, Schwesterchen,“ bat der Bruder inständig, dann hast Du mich! Denke nur, ich wäre darin verwandelt.“ Es ward gut geheißt, und mit rohen Händen trug es ein Diener fort in Ordalien's Wagen und band ihm die Füße. Die Geschiedenen standen darauf im Zimmer wie ganz müßig, jedes wie hier nun überflüssig. Endlich sprach Herrmann Ordalien zum Troste: „So war mein Wille nicht, nie wollte ich das:“

Josephinen's und Napoleon's Briefe lagen aufgeschlagen auf einem Tischchen und Ordalie deutete Herrmann mit dem Finger auf den 188. Brief, an Josephinen als er schon im geheimen eine andere zur Braut statt ihrer hatte und dennoch schrieb: „Es ist ein Fest für mich, Dich wiederzusehn, und ich sehe diesem Augenblicke mit Ungeduld entgegen. Ich umarme Dich. Ganz der Deinige.“

Und er deutete ihr aus dem darauf folgenden 190. Briefe als Antwort auf die Worte, die der Geschiedene an seine Geschiedene geschrieben: „Du mußt Dich nicht einer verderblichen Melancholie überlassen, Du mußt Dich zufrieden fühlen, und vor allem für Deine Gesundheit sorgen, die mir so theuer ist. Wenn Du mir ergeben bist und mich liebst, so mußt Du Dich standhaft bezeigen und Deine Stellung so nehmen, daß Du Dich glücklich stellst. (te placer heureuse) Du kannst meine unveränderliche und zärtliche Freundschaft nicht in Zweifel ziehen, und Du würdest die Empfindungen, die ich für

Dich hege, schlecht kennen, wenn Du voraussetzest, ich könnte glücklich sein, wenn Du es nicht bist, wenn Du Dich nicht beruhigst. Adieu, meine Freundin; schlafe wohl; denke, ich will es so haben."

Sie konnte die Wahrheit dieser Worte nicht fassen und antwortete laut: „Adieu, mein Freund; lebe wohl; denke, ich will es so haben —“ und plötzlich erweicht setzte sie eilend hinzu: „Und tausend, tausend Dank für alles Gute und Liebe! Dank an dem Himmel für Dich und die Kinder! und habe den kleinen Herrmann lieb und erziehe ihn wohl, fromm und treu, und Deiner Tochter werde ich die Liebe zu Dir bewahren und nähren. Das glaube mir. Und grüße die Schwester. Sie soll glücklicher sein, sie soll endlich glücklich sein. Und wenn der kleine Herrmann groß ist, wehre ihm nicht, zur Mutter zu kommen, wehre ihm nicht, sonst vergehe ich!“

Die Scheidende hatte sich gebeugt, daß ihre Thränen ungesehen zur Erde fallen sollten, denn trocken wollte sie sich die Augen nicht. Sie eilt nach dem Wagen; da sitzt schon der kleine Herrmann im Winkel vom Mantel verborgen; er bittet, er weint, er fällt auf die Knie, so daß sein Gesicht im Wagen ihr gegenüber glüht und glänzt, die am Schlage draußen steht. Sie befiehlt ihm Gehorsam. Er schließt die Augen, und stumm und reglos läßt er sich von ihr fort nach des Vaters Zimmer tragen. Dort bringt ihr der Vater schon ihre Tochter entgegen geführt, die sich heimlich bei ihm verborgen. Sie tauschen, und behalten doch die Neigung. Sie beneiden sich still einander und gehn. Gabriele erscheint auf dem

Corridor. Orbalie lehnt sich mit dem Arm an die Wand, verbirgt ihr Gesicht, und so hört sie sie vorüberrauschen, ein geisterhaftes Rauschen wie sie nie gehört, wie sie nicht glaubt, daß ein so leises entsetzliches Rauschen vorhanden, nur möglich sei in der Welt.

Herrmann's Begleitung hat sie entschieden abgelehnt, sie sei allein, sie wolle allein sein, allein nur werde sie den Weg durch das Leben finden. Und doch spricht sie jetzt: „Himmel und Erde rufe ich zu Zeugen — wenigstens keine Mutter lasse sich scheiden.“

Und Hermione spricht, als verstehe sie nun etwas: „Also das heute nennen die Menschen scheiden?“

„Ja, mein Kind, Mann, Kinder, Geliebtsein, Lieben, Glück, Leben und Erde verlieren — das“

Indessen hat der kleine Herrmann wieder durch den Spalt der geöffneten Thür gespäht. Die Mutter winkt ihm, sie hat sich noch nicht satt an ihm geküßt, er liegt in ihren Armen, die Kinder umarmen sich, sie taumeln, sie fallen um. Der Vater ruft den Knaben, die Mutter führt die Tochter fort. Sie will zum Ausgang ein Vaterunser beten, wie einst eine sehr anständig sein wollende Dame in das Theater tritt, in die Loge, in der Kirche zu sein glaubt, die Hände faltet und auf die Kissen der Brüstung gebeugt, ein andächtiges Vaterunser mit seufzen beginnt, aber plötzlich stockt. So stockte Orbalie; kein Wort weiter will ihr mehr einfallen, als der Anfang: „Vater unser, der Du bist!“ Sie wiederholt das. Das ist auch im Grunde genug. Ist Gott, und ist er unser Vater, so wird er unfehlbar das tägliche Brod ge-

ben, die Schuld vergeben. „Vater unser der Du bist,“ ist bloß das wahre Vaterunser, das andre ist bloß Umschreibung. „So sollst Du es beten, Hermione, und der Vater wird auch unser Vater sein.“

Am Portal stehen die Diener des Hauses in stiller, anständiger Reihe, sie sehen ihre Herrin noch einmal an, alle beschenkt sie reichlich. Im Wagen findet sie eine Freude, ihre Mutter! Sie wird mit ihr ziehn. Ordalie, schon sitzend, überschaut noch einmal das prachtvolle Schloß — es ist nichts. Sie überschaut zur Linken den reizenden, herrlichen Garten — er ist nichts — Und wie sonst spricht sie zum Kammerdiener: „Fort!“ Er steigt hinten auf, befiehlt dem Kutscher: „Fort!“ und sie rollt dahin. Die armen Leute am Ende der Stadt vor dem Thore wissen es schon; sie haben aus einfachen Stangen ihr eine Ehrenpforte gebaut, mit Eichenlaub behangen, aus rothen Ebereschbeertrauben, den Anfangsbuchstaben ihres Namens Ordalie, ein franzgroßes O befestigt, und die Kinder umher buchstabiren es ab, sprechen es aus, und wie ein Laut des Erstaunens und Schmerzes zugleich klingt es ihr D! D! Und nun scheint alles überstanden.

Ordalie ist fort.

Ihr Weggang ist keine Rache. Nicht die verborgenste Absicht liegt ihm zu Grunde, daß ihr geschiedener Gemahl nun unglücklich sein soll, sie vermiffen, beweinen, zurückwünschen; nein, er soll, wenn er kann, nun erst glücklich sein, und er wird es können, da er nun seine wahre Geliebte besitzt.

So liegt ihrem Weggang die Liebe zum Grunde. So schnell er geschehen, ist er doch keine Uebereilung. Nur ihre Ehre, Herrmann's, Gabrielen's Ehre hat die Eile nöthig gemacht. Eine entscheidende Entdeckung hat nur entschieden. Seine Untreue an ihr ist, von der gegenüberstehenden Seite betrachtet, ja Liebe nur, Liebe auch, möge sie Treue sein. Ist sie wie aus einem Traum erwacht, bedünkt es ihr doch auch, sie sei erst in einen Traum verfallen, sie träume: ihr träume. Sie kann nicht erwachen. Auch den Zurückgebliebenen ist ähnlich zu Muth, oder vielmehr, aller Muth ist ihnen dahin. Schon als Herrmann Orbalien fortreisen gesehen, so niedrig an der Erde hin fortrollen, so geschwind, wie man in London die Todten im Gallopp durch die wimmelnden Lebendigen fort nach ihrer Ruhestätte fährt, da reißt es ihm am Herzen, Thränen überfallen ihn wie vom Himmel strömender Regen. Das ist kein Grab, keine Ruhestätte, wo Orbalie hingeführt wird, und seine Hermione. Das wäre ihr besser, ihm lieber um ihrer willen. Denn daß sie ihn so fort lieben muß, versteht sich, wie seine Eigenliebe, sein Selbstbewußtsein ihm sagt, denn so lange mit seinem Weibe vertraut, ist ihr Bewußtsein, ihr unwandelbar, gütiges, liebevolles Bezeigen zu seinem Selbstbewußtsein geworden. Die innere Welt des Herzens, des Geistes hat sich ihm aufgethan, und er kann weite, tiefe Blicke hinein thun, und thut sie. Was er fühlt ist keine bloße Ahndung, es ist Einsicht. Und so erscheint nun dem geschiedenen, wiedervermählten Herrmann eine Scheidung als das unrechteste, unräthlichste

Werk der Menschen und seiner. Er stampft mit dem Fuße. Und am Morgen mit Gabrielen im Garten wandelnd sah er einen jungen, schönen Fruchtbaum mit herrlicher Krone und seinen ersten Früchten die Nacht von einem Sturmwind entwurzelt auf dem herbstlichen Rasen liegen, die Wespen nur nagten aus Naturdrang an den gelben Birnen die neben den Stamm gefallen, und er vergoß Thränen über den schönen verwüsteten Baum, auch eine junge Mutter der mit ihr erschlagenen, lieblichen Kinder. Doch Gabriele stand in aller ihrer Schönheit, in allem ihren Reiz vor ihm, und der entwurzelten Ordalie wunderbar an Gestalt und Bildung gleich. Nichts schien ihm verloren, aber sonderbarer Weise, wie Kinder ein blankes Goldstück um das andre Goldstück vertauschen, auch nichts gewonnen, und doch ergriff er Gabrielen um den schlanken Leib, hob sie, stellte sie menschlich schön, liebethueer und werth an die Stelle des ausgewurzelten Baumes. Und sonderbar stand sie ihm da auf der schwarzen lockeren Erde.

Wie am Schnitt eines im Frühjahr abgesägten Baumes der Saft ausquillt, so mußten in Herrmann's gefühlvoller Seele alle jene Gedanken nachquellen. Sein unumgängliches Nachgefühl — von welchem die Natur alle zum erstenmal und treu auf immer vermählten Gatten, in himmelweiter Ferne erhält — sollte aber ganz anders in Anspruch genommen, es sollte zur Flamme werden, wie wenn man auf glimmende Kohlen Schwefel legt.

Von Gabrielen nämlich war es begreiflich, daß sie

auf festem Boden noch schwankte. Die Sinne schwindeln ihr noch wie berauscht vom Besiz eines nicht mehr gehofften, aufgegebenen, aber unvergessenen Gutes, freilich auf Kosten ihrer Schwester erworben, aber der Schwester schien sein Verlust nicht das Herz gekostet zu haben, da sie so gedrängt, wie sie mußte. In der That aber litt Gabriele seit dem Sturz mit dem Pferde bedeutend am Kopfe, was der Arzt für eine verhallende Erschütterung ausgab, doch blieben die Schmerzen bedeutend, ja, sie stiegen durch die letzten Erregungen. Vielleicht hatte der sonst die häuslichen Verhältnisse schonende Arzt auch gemeint, daß es jetzt nicht mehr verkehren könne, wenn er Gabrielen verstohlen, wie immer noch anständig war, einen Wink gäbe, zu wie erfreulichen Hoffnungen ihre Kränklichkeit sie berechtige. Gabriele war starr sitzen geblieben. Sie selbst nun hatte eine Entdeckung gemacht, die ihr nun nicht mehr als Stillversprochenen mit dem treulosen Russen die Sinne zu zerstören drohte, das Herz zu brechen. Dann hatte sie ihren Herrmann von Kindheit auf unaussprechlich geliebt, nur sich und ihrer Liebe zu ihm, war sie einen Augenblick nicht treu gewesen, sie hatte ihres Verräthers Verheirathung mit einer andern gesegnet, als sie Herrmann wieder erblickt, alles war darauf natürlich gekommen, und nun hätte sie ihren stillangebeteten Freund betrogen und wie! Ihr Herz war wie zu Stein geworden, wie zu einem Stachel ihr Gehirn im verwüsteten Haupte. Ihre Liebe zu Herrmann war ihr wie zur falschen Schlange in ihrer Brust. Es bedurfte nur noch einen äußern Anstoß, ein Vorbild

für ihren Sinn, in welchem Wahnsinn er sich kleiden solle, und der Eindruck blieb nicht aus.

Sie war auf demselben Wege einsam durch die Wiesen gegangen, unbewußt, gleichsam Orbalien nach, auf welchem sie zum Freunde geflohen. Wie Orbalien geschehen, begegnet Gabriele auch einer Frau von mittlern Jahren, die, wie sie in Gedanken gegangen, plötzlich vor ihr steht. Da die Frau so kummervoll, so beklagenswerth, blaß und zerstört mit Angst und Schmerz zerrissenen durchwühlten Zügen sie ansieht, muß sie sie fragen. Es ist die Frau des Röhrmeisters. Sie hat ihre Tochter verloren, die sich über ihren Bräutigam zu Tode gegrämt, weil er eine andre genommen, und dann vor Reue darüber gestorben ist.

„Ach, meine Tochter war aber doch glücklich,“ sagte die alte Frau, „denn sie sah noch, selber verwelkend, den mit einer andern verheiratheten Liebsten verwelken, und vor ihr eingehn. Hier auf dem Fußsteige haben sie sich manchmal begegnet und sind mit einander gegangen. Nun sind sie beide hin und fort. Aber nun kommt erst das Schlimmste. Ich arbeite mit meinem Mann bei dem Wasserbrunnen. Die Mittagshize im Sommer war groß. Er legt sich nicht schlafen, ich aber lege vor Kummer über die so mißlich verlorne Tochter mich in das Gras, in den Heuschober auf der Wiese. Mir träumt am Tage angstliches, als kröche mir eine junge Schlange in den offenen Mund. Wie bezaubert kann ich nicht erwachen, ich will Hülfe schreien, ich kann nicht. Es ist geschehen. Vor Schreck schrie ich auf, es regt sich mir lustig in der Brust.

Ich zerstöre mit der Heugabel den Schober, ich sehe sechs junge Schlangen, ich sehe die alte Schlange, ich schrie; mein Mann kommt, er sieht sie, erschlägt sie, ich kann es nicht mehr, er kann mir die Schlange im Leibe nicht erschlagen, ich muß sie behalten, sie ernähren, sie stillen wie ein Kind, und wenn ich ihr genug Milch gegeben, dann ist ihr wohl, dann ist sie still. Aber ich habe Tag und Nacht keine frohe Stunde mit dem armen verirrtten Wurm im Leibe. Mit Angst gehe ich zu Bett, ich schlafe mit Angst und mit Angst stehe ich auf. Und wenn wir armen Leute nur eine Kuh hätten! Nur eine Ziege. Aber mein Gott! Doch das muß ich rühmen von den guten Menschen, wo ich hinkomme mit meinem Kruge, da geben sie mir die Milch selbst den Kindern vom Munde weg, ja, nach Sonnenuntergang, wo doch keine vorsichtige, fluge Wirthin mehr Milch über die Schwelle giebt. Aber dafür sprengte ich allemal die vorgeschriebenen drei Tropfen in's Haus zum Segen und Dank. Den Winter muß ich die Schlange im Leibe noch behalten, sagt der Herr Leibarzt, weil alles Ungeziefer zum Herbst in Höhlen kriecht und nicht weicht, aber zum Frühjahr wird er mich davon erlösen, so wahr er ein Doctor ist. Und das ist er ja!“

Gabriele schenkte ihr Geld zu einer Kuh, zu zwei Kühen, zu Winterfutter, Geld den Arzt zu bezahlen, und eilte von ihr, wie von einem entstellenden Spiegel. Die Gestalt, die Worte hatten entsetzlich, sie hatten bildend auf sie gewirkt. Ihre Angst lag von dem Augenblicke an, ihr auch nur in der Brust, um alles in der Welt aber hätte sie ihren Mann, ihren Herrmann nicht

wiedersehen mögen. Sein Bild vor den Augen schon war ihr verhaßt, schrecklich, fürchterlich. So war auch ihr Selbstempfinden, ihr Selbstgefühl ihr zu einem fremden geworden, und hatte sich mit leichter natürlicher Wendung auf den Mann geworfen, versezt und übergetragen, dem ihre Liebe nun freilich am keuschesten scheute, dessen liebevolles Antlitz ihr freilich das aller verlegendste, unseligste geworden war. So ging sie, so floh sie für immer denn auch das Schloß, den Mann und den Gram, die Entehrung sogar, wie ihre Schwester Ordalie, und ging zu demselben Freund in das Haus, durch welchen sie traurige, trostlose Hülfe gefunden.

In einem durchdringenden Augenblick durchdrang sie auch eine Ahndung davon, warum wohl Ordalie so hinweggestürmt; aber beweinen konnte sie nicht die schonende, edle, reine Seele. Sie hatte für sich ja selbst keine Thränen, sie verlangte beim Eintritt vom Hofrath nicht Rath, sie verlangte Milch für ihre Schlange in der Brust, und hastig schlürfte sie den stillenden Trank ein, wie ein Zaubermittel, und ihr ward wohler. —

So war denn auch Gabriele fort. —

Ihre Abwesenheit konnte nur bis zur Nacht ohne Betroffensein, ohne verwunderte, stille Nachforschung bleiben. Wie damals kam der Hofrath, und bekannte sich als den Fehler, verkündigte das Unglück, woran er zu glauben schien, woran alle glaubten, bis Herrmann mit dem Arzt zu der Unglücklichen hinauseilte, bis der bestürzte Gatte seine bestürzte Gattin umarmen wollte. Der denkende Arzt erkannte an ihrem Bezeigen eine andere

Krankheit, einen zerrütteten Sinn, und so mußte es selbst Herrmann glauben, da sie von allen ihn allein von sich stieß, oder den Kopf in die Hände, in die Rissen verbarg. Es sollte ihr Ader gelassen werden, aber der vorsichtige Arzt widerstand. Er mußte Gründe angeben, und er glaubte sie ganz geheim dem nunmehrigen Gemahl Gabrielen's bescheiden wohl anvertrauen zu dürfen, und that es mit Lächeln, mit Glückwunsch. Herrmann steht wie ein vom Blitz getroffenes Marmorbild. So weiß im Antlitz, selbst seine Hände sind marmorweiß und seine Rippen, die Augenlieder bedecken die Augen wie kleine Leichentücher. Er mag die Welt nicht mehr sehen. Mit dem wieder rinnenden Blut kommt sein Schmerz in Bewegung, mit dem Bewußtsein die Zunge.

„Arme, arme Ordalie!“ spricht er laut. Und verstummend denkt er dazu: „Was hast Du gelitten: Du glaubst, ich habe Dich betrogen, und bin nun — ach! nicht betrogen. Das kann die Liebe nicht — es wird sich aufklären, sich lösen! Oder geht wirklich die Rache, die Feindschaft eines Weibes soweit, wie Gabriele gegen Ordalien gegangen.“ Aber er sagt sich beschämend: „Mit der Liebe spielt kein Weib. Nur ein Mann, ein Betrüger mit der Liebsten.“ Und mit sich einander zerreibenden, geballten Fäusten weiß er nicht, auf wen sein Grimm soll fallen wie ein Blitz.

In diese Scene kann niemand gefürchteter treten, als Ordalien's und Gabrielen's Vater, der General Graf Theodor. Für sein altdeutsches, ritterliches, biederes Antlitz scheint die Generalsuniform eine abenteuerliche Verklei-

dung. Seine hohe, kräftige Gestalt, seine funkelnden Augen, sein fester Tritt, sein Ernst kündigen einen ernstesten Geschäftsmann an, einen drohenden Richter.

Er hat im Schloß nicht gefunden, er findet hier. Er will alsobald Bescheid. Seine liebe, gehorsame Tochter hat ihm in der Nacht ihrer Flucht geschrieben, aber den Brief doch erst am Morgen absenden können, so daß der Vater zu spät kommen mußte oder sollte. Jedoch er ist da. Die Leidende hält er natürlich für Orbalien, er will sie umarmen, sie erkennt ihn, er erkennt sie, und tritt kalt von ihr zum Schwiegersohn. Er bittet um ein Wort, sie geht auf des Wirths Zimmer.

Ohne Einleitung fragt der Vater: „Warum er sein Kind verstoßen oder womit so weit gebracht, daß sie abtreten wolle.“ Herrmann nennt sich den Gemahl seiner zweiten Tochter und versichert sogleich, daß er sich auch von Gabrielen scheiden werde. Das befremdet den Vater denn doch. Während er ein paar Pistolen auslegt, zwei Säbel mit dem Daumen prüft, hört er, hört er alles. Selbst immer wahr, zweifelt er an keinem Worte.

„Aber,“ spricht er finster, „erst nachher waren sie betrogen, Herr Sohn, vorher haben Sie betrogen, das muß ausgefochten werden, ich stelle mich für mein Kind!“

Da stürzt Gabriele herein, die einen solchen Ausgang vermuthet hat, so bedrückt sie auch ist. Sie ergreift den einen Säbel, sie giebt Herrmann den andern.

„Fechten kann ich wie Eine,“ spricht sie.

„Keine Schonung, sie entehrt mich!“

„Ich stelle mich für mich! Für,“ und sie nennt einen hohen, großen Namen.

Die Männer lächeln weich. Der Vater nimmt ihr die Waffe. Man führt sie fort. Man ist in veränderter Stimmung, doch noch höchst gereizt und reizbar. Und wie Löwe und Tiger zusammen reden würden, so sprechen sie darüber, was zu thun sei. Der Vater fordert seiner Ehre wegen, daß Herrmann Gabrielen nicht jetzt verstoße, nicht jetzt sich scheiden lasse; und mühselig, unwillig, gutmüthig gesteht er das zu. Aber später, bedingt er. Dafür gesteht ihm der Vater Gabrielen's ganzes Vermögen, ihr ganzes großes zu hoffendes Erbe zu, mit der Bedingung, daß er sie anständig halte, so lange auch immer ihr Irrsinn währe. Die Taufe, der Name wird besprochen. Sie entrüsteten sich auf's Neue, bis ein Gang mit den Säbeln entscheiden muß, wer von ihnen beiden den Frevel an Gabrielen züchtigen soll. Herrmann fühlt sich durch denselben unglücklicher, und er siegt. Die Rache bleibt ihm. Noch bedingen sie, daß Ordalie kein Wort von allem erfahren soll. Und mit verbundener Hand schwingt sich der Vater auf's Pferd und sprengt wieder fort in die Nacht.

In diesem Sinne that man nun alles weitere. Man berief Gabrielen's Mutter Ida von Ordalien unter einem Vorwand. Niemand im Schloße, in der Stadt, in der Gegend wußte die deutliche Wahrheit. Man vermuthete, ahndete. Gabrielen's Unglück gab man mit Recht die Nothe schuld, die auf der Stirn ihrer Mutter erschien, wenn bloß ihr Name genannt ward, oder St.

Petersburg. Alle fielen über sie mit Worten, ja Schmähungen her, wenn Gabriele nicht sichtbar war; aber sobald sie selbst in ihrer majestätischen Schönheit erschien, schwiegen alle betroffen, ja gedemüthigt, die eifernsten Seelen selber bedauernd, aber alle waren bezaubert, bis sie fort war!

Herrmann wußte den Namen, den hohen Rang und Stand seines Feindes, seinen Aufenthaltsort. Er legte ein Testament nieder, er nahm von den Freunden, von Gabrielen Abschied als sie schlief. Ihr himmlisches, jetzt ruhevolltes Gesicht forderte seine Thränen. Der Reisewagen wiegte ihn nach der nicht fernen Hauptstadt. Er fährt gerade vor den Pallast. Er läßt seinen Namen nennen. Er wird nicht angenommen. Er kehrt ein. Er schickt in Zwischentagen Karten, Billets, Briefe, Ausforderungen. Der große Herr scheint taub und todt. Er thut den erfolgreichsten Schritt ungern, mit höchstem Bedauern, aber er thut ihn, denn der General fragt in einem Briefe nach dem gelobten Resultat, um es loben zu können. Herrmann aber läßt sich der unschuldigen, unbefangenen, jungen, reizenden, glücklichen Frau seines Feindes melden. Sie nimmt ihn an, liebevoll, engel-mild. Er sieht zur Erde. Er erzählt ihr in die noch neugierige Seele als erste Worte ihres hohen Gemahles Bezeigen. Er küßt ihrem stillen Bilde die Hand. Er verläßt ein Marmorbild. Er legt ihr noch einen offenen Brief an sie, mit dem kurzen, starken Inhalt auf ihr Tischchen von schwarzem Ebenholz, damit ihr Gemahl wisse und sehe, seine Gemahlin wisse um ihn. Er geht

die weißen Marmorstufen auf dem schmalen persischen Teppich hinab. Ein Diener ruft ihn zurück. Jetzt ist der Herr im Zimmer seiner Gemahlin. Herrmann sieht nicht ohne Verdruß den schönsten, feinsten Mann von der Welt, der ihm verbindlich dankend, sein feines Ehrgefühl lobend, den geforderten Gang auf der Brücke am Karfall zusagt, leicht wie einem schönen Kinde ein Almosen. Im Weggehn glaubt er leises Lachen und leises Weinen zu hören.

Er reiset nach Hasli im Grund, das trauliche Dorf. Dann die Straße nach der Grimsel höher hinauf zwischen Felsen der Aar entgegen bis Gutannen, zum Handeckfall. In der einsamen Handeckhütte rastet er bis zur zugesagten Stunde. Er sieht lächelnd die Spielereien, welche der Mann aus Gemshorn und Holz schnitzt und dreht, von der Frau kauft er Milch und trinkt sie mit seufzen, um die nagende Schlange in seiner Brust zu stillen. Die Zeit kommt. Er weiß nicht, von wo sein Gegner kommen wird. Den Kammerdiener hat er nicht mit, denn einer von beiden soll hier verschallen.

So geht er des Nachts zum Karfall, wo über die Aar und über den Nebenfluß, ganz nahe am Wassersturz, die Brücke gebaut ist, von welcher der Doppelfall bequem zu schauen ist. Er setzt sich auf der Brücke. Umher schauerliche Stille, ungeheure Felsenwände, himmelhohe weiße Firnen im Mondglanz, Riesentannen mit schaurigem Dunkel und Dämmern, und zwei Ströme stürzen übereinander weg mit rasender Kraft und furchtbarer Hast in den unergründeten Schlund. Ungeduldig

steht er auf, der Mond vom hohen Himmel macht ihn sichtbar. Da fällt ein Schuß. Er horcht auf; er denkt es ist ein Zeichen, das ihm gilt, er ist froh. Er antwortet mit einem Schuß. Und als ob es das Echo wäre, fallen drei Schüsse, zwei in den Mantel, der dritte nimmt ihm den Hut. Er weiß nicht, ob er verwundet ist, ob er blutet, denn er fühlt inngrimmig den Verrath, vielleicht für das unglücklich gemachte Weib, er hat die drei Blitze der abgefeuerten Gewehre gesehen und wirft sich auf die Erde, als sei er erschossen. Er hört ein Gelächter. Dann hört er Tritte von Kommenden, gewiß um ihn spurlos hinunter zu stoßen. Der Mond verbirgt sich wie bestellt. Leise kriecht er von der Brücke hinter die Felsen. Vier Männer, so unterscheidet er an Tritten und Stimmen, kommen auf die Brücke: sie suchen. Sie finden nicht, sie zweifeln nicht, daß er im Fallen hinunter gestürzt sei, und schleudern mit einem russischen Witzwort den Hut ihm nach. Sie lachen, reden heimlich, sie verschwinden.

Am Morgen hört Herrmann in der Hütte, die Männer wären fortgereiset. Er trinkt wieder Milch und droht der Morgensonne zu gegen Osten mit Grimme von Millionen. Er fühlt keine Mission nachzureisen. Auch muß er bleiben. Er ist getroffen.

Was sich darauf im Herbst, was sich im Winter begeben, lesen wir in einem um Ostern geschriebenen Briefe mit schonender Rücksicht auf das Vergangene, mit stiller Voraussicht aus redlichster Gesinnung vorgetragen. —

Der Freund an Orbalien.

„Ich bin krank gewesen und ihr habt mich nicht besucht; ich bin fern gewesen und ihr habt mir nicht geschrieben, werden meine Gnädigste denken. Den Wein aber, der sich lagern soll, den läßt der Winzer gern ungestört liegen; und der Most, der gährt, läßt sich nicht zureden, nicht abreden durch sich allein klarer Wein zu werden. Was Excellenz wünschten, habe ich gethan, denn Worte galten nicht mehr, selbst jene nicht, die Sie mir gnädigste Gräfin zurückschoben:

„Wen von dem Schicksal Unglück trifft, der dulb' es!
 Wem von den Menschen Unrecht widerfährt
 Vergeb' es, auch so schwer es sei, vergeb' er's,
 Als sich're, edle Hülfe. Denn der Kampf
 Dagegen heißt wohl edel, doch er ist
 Vergeblich, als unmöglich, so wie gegen
 Den gestern abgeschos'snen Pfeil, und macht
 Erst wirklich elend, Dulder gleich dem Thäter;
 Nur gegen Unrecht, daß er selber thut
 Und möchte, kämpfe lebenslang der Mensch.“

Nach diesen Worten darf ich wohl erzählen, daß Ihre Frau Gräfin Schwester sich nicht in andrer Menschen Welt befindet, sondern in ihrer eignen, dabei leiblich so gesund, roth und schön aussieht wie jemals, obschon wir am verflossenen Christtag ein kleines, liebes, unschuldiges Söhnchen nach dem Hofprediger, mir, und dem abwesenden Gemahl, Paul Constantin Herrmann in einer sehr einfachen Taufe genannt haben, die den Namen Angsttaufe rechtfertigt.

Unser Freund Herrmann, der kurz nach einem Besuch, den ihm Ihr Herr Vater, der General in seiner Uniform nebst Zubehör abgestattet, in die Schweiz gereiset war, ist dort von Räubern mörderisch angefallen und verwundet worden, so daß er nach langem Lager in der Handeckhütte, noch jetzt in der Hauptstadt die Herstellung betreibt. Unbedenklich darf ich sagen, daß ein Geheimniß diesen Vorgängen zu Grunde liegt, das wir andern vergebens zu durchdringen suchen. Hiernächst lade ich Ew. Gnaden auf meine in aller Art bescheidenste Hochzeit. Ich will aber nur ein Weib mit der einzigen Bedingung, daß sie in der Welt sei, und recht lange darin zu bleiben verheiße, also bloß gesund und jung. Ich will nicht die Geographie heirathen, nicht die Geschichte, das Pianoforte, den Stickerahmen, ja die französische Karte und Zunge, oder was sonst jetzt ein Weib heißt, Kisten und Kasten, ich will bloß ein reines Gefäß der Gegenwart voll uralter Kindlichkeit, Liebe und Glauben, nur ungefähr so dumm — wie die Natur ist, nur so häßlich wie der Tag, nur so inhaltslos wie die menschliche Seele, nur so unerquicklich wie ein jungfräuliches Herz, und so todt wie das volle Leben. So werden Excellenz meine arme Pächterstochter finden, die so an mich glaubt — und der Glaube der Frau an den Mann ist der Grundstein zur Ehe — daß sie mich gestern, sehr niedlich angezogen, sehr lieblich, zaghaft frug; „Ob sie solle den Herrn Hofprediger Paul heirathen?“ Das erschütterte mich, und aus vielfachen Gründen. Und sie glaubte mir, daß sie mein sein solle. So soll es mich denn recht stärken, durch und durch läutern und am ge-

worfenen Anker befestigen, wenn Excellenz geruhen, auf unserer Hochzeit am Auferstehungstage ein sogenanntes Butterbrod mit uns zu essen. Bei unserm lieben Grafen Carl hat es mir auch sehr wohl geschmeckt. Der arme, schöne, junge Mann ging in der Furcht nun bald blind zu werden wie seine Braut Estrella vom Morgen bis zum Abend, ja, oft auch die Nacht umher, und lernte geschwind noch die Natur auswendig. Das schöne Erwachen des Tages, die Rosenstreifen, die vom Schiffbruch der Nacht übrig geblieben, sich über das neue Morgenland, die bräunlichen Berge, wie Schleier dehnen und ruhend und wie im Himmel begraben lebendige Beugen und Zierden einer neuen lebendigen Welt sind; so lernte er einzelne Blumen, ganze Wiesen, Quellen, ganze Bäche, den Fluß und die Felsen, Häuser und Kinder, Mütter und Gräber, den Mond und sein Glänzen, die Milchstraße und Gestirne, ja selbst seine schöne Braut auswendig. Er sah sie lange an, dann schloß er die Augen und suchte sie in der Finsterniß sich farbig und rund hervorzuzaubern; was ihm noch fehlte, das sah er einzeln genau wieder an, schloß wieder die Augen, und so trug er die Schätze des Lichts wie eine Biene in seine Bäute, wie der Hamster goldne Aehren in seine Höhle, bunte Blumen zum Lager in seine finstre Winterhöhle. So wollte er auch noch den Traualtar, die Kerzen, alle Hochzeitgäste noch hinunterschleppen, und eilte. Auch er will nur eine Frau, und sagte mir vielleicht zur Beschönigung seiner schönen Blinden; „Es ist ein Geheimniß, wie der Vater im Testament sagt, daß jeder nur das unter und an seiner Sache hat, was er

ganz geheim darunter begehrt. Das ist immer wohl zu bedenken, denn es ist meist schwer zu büßen. In der Ehe hat jeder, wenigstens die ersten Jahre lang an seiner Frau bloß das, was er eigentlich an ihr hat haben wollen, als er geheirathet. Und so hat dieser ein Schloß an der Frau, jener Güter, ein dritter Geld, ein vierter Orden, kurz was er im Grunde des Herzens gewünscht, aber nicht ein Weib, was die Hauptsache ist beim Weibernehmen, und die Frau keinen Mann, was die Hauptsache ist beim Männernehmen, und es kostet der armen Frau, die wie eine verwechselte Prinzessin ihm vor Augen im Hause wandelt und schaltet, oft Jahre und Mühe, auch in der Vorstellung des so einseitigen Mannes ihm mit der reichen, alle Farben spielenden Krone sich darzustellen, und das zu werden, ja nur zu scheinen, was sie doch längst war und immer allein nur sein sollte, ein Weib, eine Mutter! Und welche Irrungen, welche Täuschungen, welche Mißverständnisse und Missethaten, bis zu der äußersten, der Ehescheidung, kommen tausendfältig aus dem Mangel des Verlangens: ein Weib zu haben, eine Mutter seiner Kinder im vollen, reichen, unaussprechlich glücklichen Sinne des Wortes, in allen seinen Bezügen auf Mit- und Nachwelt, auf Leben und Tod!

Für solche redliche Gesinnungen belohnt ihn der Himmel auf der That. Am Polterabend kommt Estrella's Vater und Mutter und bringen ihm als Hochzeitsgeschenk ein unermessliches Vermögen, das ihnen der Tod des Königs von Spanien wiedergegeben und flott gemacht. Carl bedarf es in anderer Augen; denn über der Prüfung sei-

nes Herzens und seinem zarten Werben hat er die ihm vergönnte Frist versäumt, sein Erbe verloren, zum Besten für seinen Halbbruder Herrmann zwar und für das Prytaneum. Nach meiner Hochzeit überlasse ich dem jungen Paare mein ihm liebgewordenes, Estellen im Finstern bekanntes, gewohntes Haus. Denn sie hat gar kein Haus, sie bewohnt, sie empfindet keins, und ich werde Vorsteher jener glücklich gedachten Anstalt, und unser Herrmann ist reich, sehr reich, wenn er nicht sehr arm wäre für lange noch, wenn nicht für immer. Daher ist nun dieser Brief mein Scheidebrief von Excellenz, wenn Sie nicht kämen; aber wir bitten, alles bittet, selber der arme, verwaisete, kleine Graf Herrmann. Er ist sehr schön geworden, wenn auch bläßer, und seine Augen sind größer, weil seine Wangen hagerer sind, denn er ist immer so traurig.

Als ich zu ihm von seiner Mutter sprach und sagte: „Die Mutter wird kommen,“ da fiel er vom Stuhle, als stände sie schon vor der Thür, und vor Freuden hatte er Leib und Glieder vergessen, als sei er ein Engel, der ohne Weiteres gleich hinschweben könne, wohin er wolle. Dann erzählte er mir, daß die Mutter des Nachts immer zu ihm komme, wie die verdrängte, im Bade getödtete Mutter zu ihrem Kinde in der Wiege, ihn herze und küsse und diese Nacht ihm singend gesagt habe: „Was macht mein Kind, was macht mein Reh? Nun komme ich noch einmal, und dann nimmermehr.“ Er spricht aus einem Märchen, wenn es Ew. Gnaden nicht wahr machen wollen: so wie ich selber am heiligen Christabend die Be-

scheerung ihm wahr gemacht, auf welche der frohe Knabe und ich bis in die völlige Finsterniß gewartet. Und als Bote von seiner Mutter kam ich. Da fiel er dem Pferde von ihr um den Hals, und die so eigen duftenden Spielsachen rochen ihm kostbar zugleich nach dem Christkind und nach der Mutter. Die großen Thränen in den großen Augen hätten Sie sehen sollen und wegküssen mögen. Ich erbarmte mich aber und that auch das. Beifolgender Neujahrwunsch war seine erste Schrift, die er bewundernswürdig schnell gelernt, um der Mutter sein kleines Herz auszuschütten, der arme liebe Stroh = Waisenknabe.

Wie uns seine Großmutter Ida erzählt, hat der Hund ihres Jägers gleich beim Aussteigen mit Ihnen, das Reh am Halse gefaßt und erwürgt, und es steht nun bei Hermione im Zimmer, das mißlich umgekommene Brüderchen, und sieht sie mit schwarzcoralenen Augen an. Dafür sandte ich dem lieben Kinde seines Bruders Bild, welches derselbe Maler mit Oelfarben sprechend gemalt, welcher Herrmann's und Gabrielen's Bildniß statutenmäßig für die Kapelle im abgedankten Schlosse geliefert.

Das Künftige mag die Zukunft lehren. Hier wird es wieder Frühling, erster, rührendster. Wenn ich den Crocus, die Veilchen, die Hyacinthen, die grünen Hecken am Morgen sehe, so ist mir, als wenn tausend Geister unter der Erde säßen, wie unter einem persischen Webstuhl, woran ein kindguter Meister einen neuen großen Teppich über den Tisch seiner tausend Kinder wirkt — und am Tage schliefen sie, und ruhten! Die braunen,

glänzenden Knospen an den Pappeln in dem reinen Blau, ich weiß nicht, wer sie macht. Auch der Kuckuck ruft, und ich weiß nicht, was er ruft.“ —

Des kleinen Herrmann's Bild ward aufgerollt, und es erregte der Mutter, erregte der Schwester süße, unwiderstehliche Sehnsucht. Die meiste jedoch erst der Brief, den die Mutter nicht lesen, aus Hermionen's Munde kaum aushören konnte. Den Vorwand, die Reise zur Hochzeit, hatte der Freund dem Herzen gegeben. Der Vater war nicht da, so wollte sie nur den kleinen Herrmann sehen, sprechen, trösten, beschenken, vielleicht entführen oder vom Vater sich borgen, der wie ein irdisches, fremdes Gut, nur so lang er nicht da war, ihn nicht vermiste. Hermione wollte zum Pfande dableiben, und die Mutter erhob, ihr Herz durchschauend, mit leiser Drohung und wehmüthigem Blick den Finger gegen sie auf. Aber sie ließ die Hand in den Schooß fallen, denn aus dem Spiegel drohte ihr selbst ihr eigenes Bild. Hermione wollte nur des Vaters Bildniß sehen, das war doch das Wenigste, was ein Kind als alle Güte und Wohlthat, als alle Pflege und Lehre vom Vater begehren mochte. Jetzt immer bei der Mutter, hatte sie unglaublich gewonnen. Sie war klein für ihre Jahre, aber Genien gleich faßte sie, still einem Geschäft, einer Arbeit zusehend, die künstlichste schnell. Als ob alles nur in der Welt wäre, um andern damit Freude zu machen, schenkte sie selber werthere Sachen an Kinder weg, denn nie konnte ihr etwas fehlen, nie im Leben mangeln, sie hatte an ihrer hingebenden Güte genug, und die Mutter fürchtete, wie sonst

schon der Vater, für dieses gute Herz, wenn sie zur Jungfrau herangereift und die Himmelsmacht auch sie ergriff. Möge ein Gott sie sicher geleiten, möge er das Gebild edel und gut sein lassen, dem sie sich zu eigen fühlte. Denn in ihrer Liebe zum Bruder lag nur eine andere, wie im grünlichen Ei die Nachtigall. Das Kind war wie verwandelt als sie den Bruder wiedersehen sollte, und was nur irgend zu erlangen, mitzunehmen, zu schenken war, das raffte sie zusammen, als wäre sie selbst nicht das Theuerste, Beste, und einzig allein schon genug. Orbalie besah das lieblich gepuhte Mädchen im Spiegel, als sie so eben in den Wagen steigen wollten, sie besah sich selbst, ob jemand ihr die kummervollen Nächte, die Leiden der Einsamkeit ansehe, ob er sie noch so schön und so jung oder anders, schöner finden möchte. Doch sie lächelte. Denn das Herz, ja das Unglück macht den Schönsten erst schön, es gießt ihn erst gleichsam mit Seele voll, wie einen krystallinen Becher mit Nektar und klarem Wasser aus Ethe gemischt.

Als Orbalie fortgegangen, waren ihre Augen nicht feucht geworden, als sie wieder den Thurm ihres Schlosses, das Grab in der Luft, die Fenster ihres Zimmers, die Bäume, den Fluß und die Brücke wahrte, da weinte sie nach und voraus. Man konnte, durch den Garten um die Stadt wieder auf die Straße gelangend, nach des Hofraths Hause fahren. Sie nahm sich die Freiheit fast ängstlich. Sie hielt an der Brücke, sie belub sich und Hermionen mit Geschenken. Vor dem Gartenthor sollte sie der Wagen erwarten; nicht lange, nur ein Viertel-

stündchen. Wie ein ihr feindlich gewordener Magnetberg hielt sie das Schloß zurück, sie wollte es nicht betreten. Nur ihr Knabe sollte hervorkommen und fast weinend rief sie auf der Brücke nicht fern vom Altan, wo er wohnte, wieder den lange im Herzen verschwiegenen Namen: „Herrmann! Herrmann!“ Und mit Herzschlägen setzte sie hinzu: „Die Mutter ruft!“ Und Hermione rief: „mein Bruder, mein Herrmann, ich rufe! Ich, Hermione, Deine Schwester.“ Es blieb still. Der Knabe war drin, aber so hatte es oft ihn gerufen. Sie gingen näher. Es war Feierabend. Die Arbeitsleute hatten große Vasen mit eingepflanzten Blumen zur Seite der Brücke gestellt, um morgen wieder den breiten Altan damit wie alljährlich zu schmücken. Von einer Marmorplatte am Rande der Brücke, worauf künftig Marmorwürfel mit Marmorbildern zu stehen kommen sollten, hatten sie schon Bretter hinüber geschoben bis auf den Rand des Balkons, und die Stützen zu denselben lagen schon drunter zwischen Altan und Brücke bei zugehauenen Steinen und Platten am Rande des Flusses. Wie schon früher einmal, wollte Orbalie auf den Brettern hinübergehn. Aber Hermione getraut sich nicht. Sie steht auf der Brücke mit der Mutter und beide lachen sich schon freudig an. Sie rufen. Da erscheint ein Engelsköpfchen in der geöffneten Glastür. Es ist Herrmann. Er sieht unbewegt auf die Mutter, die Schwester; sein stilles Gesicht wird feuerroth, die großen Augen noch größer geöffnet, vergehn ihm im Hersehen; am Lächeln der Mutter und Schwester zündet sich auf seinem Gesicht ein Lächeln an, eine Gnüge der Wonne,

ein Flammen der Liebe, das ihn zum Engel verklärt. Sest plötzlich durchzuckt von Verlangen, schon drüben mit Leib und Seele, und Leib und Leben vergessend, will er in ihre Arme schweben, die sie ihm noch mehr vor Ueberraschung als vor Erwartung entgegenstrecken. Er läuft. Er verfehlt nicht die schwankenden Breter, aber nur erst, so verloren gelegt, stürzt das eine, das ihn trägt, hinunter, der Knabe mit, und im Sturze erst ruft er vor Freuden: „Mutter! Mutter!“ Die Mutter hat die Augen geschlossen, die Hände wie zum Ergreifen und doch auch vor Schrecken nur kurz ausgestreckt. Der Knabe ist unten still. Er schreit nicht, er klagt nicht, er liegt auf dem Rücken über die Kante einer Platte hingelegt wie ein Kleid. Die Mutter ringt die Hände hinabwärts. Er bleibt so. Sie fliegt wie ein Geist auf der Brücke nach unten, an's Ufer, ohne ihre Kleider aufzuheben durchwaten sie rasch den Fluß bis über die Knie im Wasser, sie stößt an einen Stein, sie fällt, sie taucht triefend hervor, sie ist am jenseitigen Ufer, sie ergreift ihr Kind, sie trägt es fort, sie weiß mit Entsetzen, was sie trägt, ihr todttes Kind, sie bringt es blaß wie der Tod in das Schloß, ihre Zähne klappern, ihr Mund bebt, ihre ganze Gestalt; sie legt das Kind auf den Teppich, sie kann es nicht länger halten, nicht heben, und wirft sich über das holde Gebild, bedeckt seinen Mund mit Küssen, drückt seine Brust, sein Haupt an ihre Brust, weicht zurück von ihm, daß seine Augen, seine entfliehende Seele im letzten Scheiden noch sie, die Mutter sehen, die Mutter nicht vergessen sollen. Hermione hat zu ihrer Seite

wie ein verkleinertes Bild das alles auch, das alles abwechselnd mit ihr gethan. Endlich lassen sie ihn ruhen, und die Mutter drückt nun die einzige Tochter, die Tochter die Mutter an sich. So sitzen sie stumm, reglos, ruhig wie eingeschlafen. So findet sie der Erzieher. Er fragt nicht. Er sieht. Er schickt nach dem Arzt. Er führt die Mutter fort, die geduldig folgt. So sieht sie sich wieder in ihrem alten Zimmer. Hermione bleibt bei dem Bruder. Man gönnt das ihr. Jeden Schein der Hoffnung, ihn wieder zu wecken, bringt sie der Mutter, bis sie zuletzt ganz langsam kommt, und auf die leise Frage der Mutter ganz leise spricht: „Sie haben ihm die Augen zugebrückt.“

Darauf verstummen beide. Es ist lange schon dunkel, kein Licht wird angezündet, die Sterne sollen die tröstlichen Lichter sein. Sie wollen einander nicht sehen, und halten doch einander die Hände. So endlich schlafen sie ein. Die Mutter hat geglaubt, einer armen Mutter wie ihr, werde kein Mensch verargen, diese Nacht mit ihrem unglücklichen Kinde in Einem Hause zu bleiben.

Am Morgen findet sie nöthig, den kleinen Todten selbst zu beschicken, zu kleiden, denn keine andere Mutter, kein Vater ist da. Der Freund hat diese Nacht sein Hochzeitfest gefeiert; und sie seufzt über alle Männer, schilt alle untreu, große Kinder, die, keines achten Weibes werth, neben und bei ihnen tausend kleine, nichtige Dinge betrieben. Sich fühlt sie besser, treu, gut, liebend, weinend. Sie hat keine Furcht mehr zu bleiben, sie sieht, sie fühlt, daß die heiligen Pflichten des Menschen wie

göttliche Geister durch alle Zustände, alle verworrene Thaten und grausen Geschicke, frei, unverkümmert, unverdächtig, ja glücklich, heilbringend und preisenwerth hindurch gehen sollen, wie Sonnenstrahlen durch Nebel. Die Schwester wacht am Tage bei dem Bruder, am Abend träumt ihr, er rede mit ihr, wie das verwandelte Reh, sie erwacht über ihre Stimme, sie kommt zur Mutter geschlichen und hilft ihr an den Kleidern für den Liebling in den Sarg; kleine Kleider, schöne, traurige Kleider, welche die Mutter hinhält und laut beweint.

Der Freund kommt und besucht sie, aber wissend, daß kein Sterblicher Schmerzen unsterblicher Liebe heilt, noch sie heilen sollte, wenn er auch könnte, ist er bloß mit reger Seele, aber mit kaum geregtem Leibe bei ihr gegenwärtig. Er weiß, daß das genug ist, denn er denkt: „Die Erde, ja jedes Haus will empfunden sein.“ Außer ihrem Zimmer aber entgeht nichts Nothwendiges, nichts Herkömmliches, Schickliches, ja selber das Schöne nicht seiner freundlichen Sorgfalt. Und so ruht der liebe Knabe am dritten Abend im Saale drunten, wo die drei Bilder, die Geschichte der Ehebrecherin hängen, im Dämmern wie ein Morgenrauen, bedeutend, wie Zauber-
spiegel.

Der Knabe ruht in seinem Sarge wie ein kleiner Pilger gekleidet, die Muschel auf des Kleides Kragen, einen kleinen Pilgerstab zur Seite, den Hut zu seinem Haupte wie bei den Königen die Krone. Er ist mit grünem Lorbeer bekränzt, in den Händchen hält er einen Kranz von Myrten, einen von Rosen. Der schneeweisse

Sarg steht auf grasgrünem Teppich, der sich dreimal abstuft, und auf allen Stufen brennen Wachskerzen auf silbernen Leuchtern. Auf den vier Ecken des weit gebreiteten Teppichs stehen vier weiße Engel mit goldnen Flügeln, in die sie sich hüllen, die vier schönsten Jungfrauen aus der Stadt in tiefem Schweigen, in Ruhe, nicht so tief, daß man nicht glauben sollte, sie leben nicht, denn sie regen sich leise bisweilen, und das leise Regen überrieselt nicht mit Geisterfurcht, sondern mit Gefühl der Gegenwart von himmlischen Wesen.

Da ist der Vater aus der Hauptstadt gekommen. Er sieht wieder Licht im Saal, wieder tritt er heimlich zuerst hier herein, wo er Gabrielen statt Orbalien die Augen zuhielt. Jetzt hält er den Athem an. Die Engel müssen die Lippen öffnen, um ihm zu verkünden, wie es geschehen; denn was geschehen ist, sieht er, und glaubt es mit sehenden Augen nicht. Er setzt sich in einen Sessel, schließt die Augen, und Thränen bringen ihm häufig unter den Wimpern hervor. So murmelt er für sich: „Das Kind ist vor Freude gestorben, daß es seine Mutter wieder gesehen, mein Weib, meine von mir betrogene, aber auch meine von ihrer getäuschten Schwester getäuschte Orbalie. Ich bin betrogen und schuldig, sie ist unschuldig und betrogen! Das Geständniß reißt sich mir schmerzlich aus der Brust, ich bin eines solchen guten Kindes nicht werth. Bin ich werth, daß ein Engel mich überall begleitet, den ich nicht genug lieben kann, weil er mich zu sehr liebt, den ich nicht zärtlich, nicht weich genug anblicken kann, weil aus seinen Augen der Himmel durchbricht, den ich

bewahren soll, daß er seinen Fuß an keinen Stein stößt, geschweige sein Herz in vergiftete Dolchspitzen! O, Ihr Menschen, die Ihr nur immer haben, haben wollt: Liebe, Gold, Ehre, Gut und alles was andern ist, oder was niemand gehört, gebt, gebt doch einmal Euch ganz hin, ganz! Und wenn Ihr von der nie empfundenen Wonne voll seid, daß Euch bang wird, dann werdet Ihr wünschen tausendfach zu sein, um Euch tausendmal so hinzugeben! Doch thut es bei Zeiten, ehe es Euch zu spät ist, wie mir!“ Jetzt erst bricht ihm die Liebe zu dem Knaben im Herzen auf, wie eine blutige, sterbende Blume; er wird keinen Sohn mehr haben, was er gethan, was er gewollt, was er besitzt, hat er vergebens gethan, gewollt, besitzt er vergebens, denn er besitzt es für Fremde. Wohl hat er das Kind im Garge sich eingepägt und denkt: „Die Sonne bescheint manch tausendtes Gesicht, aber das Gesicht, das die Kerzen um den Todten bescheinen, das allein ist ein wahres Gesicht.“ Und das Antlitz des Knaben, der in der himmlischen Freude über die wiedergesehene Mutter gestorben, war hinreißend, und noch sprach aus den Zügen laut und heftig das Verlangen, der Mutter in die Arme zu eilen, das niemand anzusehen vermochte, ohne zu weinen, am wenigsten die Mutter. „Und ich, ich doch noch mehr!“

So sitzt er leidend, der Gegenwart sich verschließend. Da kommt im weißen Kleide Gabriele herein, sie hat ein kleines Kind auf dem Arme, und in der Hand ein zugeschraubtes Glas mit einer kleinen schönen Schlange, von der sie der Doctor zum Schein im Schläfe befreit. Sie

fühlt sich wieder wohl, aber sie weiß nicht, daß sie zum Kinde geworden. Sie legt, was sie hält, auf den Boden, sie erinnert sich vielleicht jenes Abends vor einem Jahr, denn eben heut wieder ist ihr Geburtstag und Ordalien's. Sie schleicht hinter Herrmann, und diesmal hält sie ihm lächelnd die Augen zu, um zu rathen, wer es sei. Er springt auf; er erkennt mit stiller Fassung, die doch noch innerer Zorn genug ist, Gabrielen, er überblickt sie, das Kind am Boden, das sich regt und weint, er will fort zu der innern Thür hinein, da tritt ihm, schwarz gekleidet, Ordalie entgegen. Beide stehen still und lautlos vor einander. Sie voll Anmuth und frommes Leid, nur befangen; sie fühlt was eine Geschiedene sei, ein Geschiedener, denn ihr eigener Mann, des Knaben eigener Vater tröstete sie nicht, beklagt sie nicht in ihrem heiligsten Leid. Er liest das in ihren Zügen. Er steht verlegen, und im Manne wird die Verlegenheit leicht zur Abwehr, zu bitterer Waffe, zum verlegenden Wort.

„Man soll an seinem Schicksal halten,“ spricht er, „sogar an seinem Vergehn, geschweige an selbstgewählter Entfremdung, an Frauensitte und menschlichem Anstand! Sonst stiftet man Unheil, und macht sich unangenehm und verächtlich. Wärest Du nicht gekommen, so lebte Dein Knabe noch! Zweifelst Du? Nicht? Nun so gieb mir meine Tochter dafür! Ich fordre sie von Dir!“ So sprechend geht er, und sie, Gehorsam gewohnt aus gewohnter Liebe eilt zu ihrem kleinen Herrmann, kniet zu ihm, und wiederum kann sie heut nichts weiter beten als: „Vater unser, der Du bist.“ Im Aufruhr ihrer Ge-

fühle beschließt sie, sogleich mit Hermionen wieder zu fliehen, denn mit ihrer von einem fremden Schleier überworfenen Liebe ist auch ihr Gehorsam verdunkelt, gewichen. Sie will auch allein lieben, allein lieben wie leben. Und so eilt sie hinweg, bestellt ihren Wagen, erweckt Hermione, die, vom vielen Wachen, kleinen Arbeiten und Sommer müde, eingeschlafen ist, befiehlt ihr sogleich hinunter zu kommen auf den Schloßhof, verbietet ihr streng nicht erst in den erleuchteten Saal zu gehen, und betäubt eilt sie voraus aus dem Schloße, worin sie nur Unglück erlebt, ja angerichtet — während das schlaftrunkene Mädchen ihr langsam nachwanft.

So kommt Hermione in den Corridor. Alle Thüren stehen offen, Glanz blendet sie. Sie sieht die Engel stehen, sie sieht den Bruder, und alles fällt ihr ein, wird zu dem Einen Leid, und alles andre vergißt sie. Sie muß den Bruder sehen, sie muß von ihm Abschied nehmen, denn die Mutter hat es gesagt, wenn auch nicht das, gerade nicht das. Sie geht. Sie staunt. Die stille Heiligkeit des Todes, selber die rührende Pracht, die Schönheit, die Freude des Bruders auf seinem Gesicht macht den ersten feierlichen Eindruck auf ihre offene Seele, wie niemals ein anderer noch so herrlicher Anblick in der offenen an Schätzen und Schönem überreichen Natur da draußen. Es hält sie fern, es zieht sie nah'. Im Schauen besteigt sie die Stufen. Niemand wehrt ihr. Sie ist bis an den Sarg gekommen, sie legt eine Hand daran, wie an ein Wunder des Himmels, eine Hand auf des Bruders weiches Haar — da wird sie ihn inne, da lächelt er sie

an, da eilt er auf sie zu, und sie sinkt weinend und selig mit dem schönen Gesicht über das schöne Gesicht, sie küßt ihm die frischen reinen Kinderlippen, da glaubt sie den Ruf der Mutter zu hören: „Hermione! Hermione!“ —

„Ich komme!“ ruft sie, sich wendend. Aber ihr leichtes Gewand hat schon Feuer gefangen an einem Licht, das mit seiner Naturkraft und Stille gleichgültig bei dem holden Knaben leuchtet und sich verzehrt, gleichgültig wie das Wachs seines eigenen Leibes, und das Kleid des holden scheidenden Mädchens ergriffen hat, das es nicht bemerkt, das von ihm nicht bemerkt wird, bis ein wachhabender alter Bürger es sieht, die Bürgerstöchter es sehen, und mit dem in der Noth ergriffenen Pilgerhut des Knaben die Flamme abkehren wollen; anstatt das Kind in den Teppich zu wickeln und die Flamme zu ersticken, sie vermehren in lautloser Hast an dem lautlosen Mädchen. Sie flieht, und zurückgeweht das Lodern ihr nach; sie stürzt durch die Zimmer, sie werden Licht wie von Fackeln, sie schreit. So gelangt sie in die Halle, vor das Portal, auf den Hof. Die Mutter hat sie gehört, sie sieht bei dem eigenen Lichte ihr Kind. Sie eilt ihr entgegen, sie öffnet den Mantel, fängt das bei ihr Rettung suchende Kind entschlossen in ihre Arme, erstickt das Feuer durch engsten Andruck, und der ängstliche Ruf wird stumm. Sie sieht ihr verhülltes Mädchen nicht, aber ihr Herz zittert, sie fürchtet sich endlich den Mantel aufzuschlagen, zu sehen wie groß das Unglück sei, und jammert schon über den künftigen Schmerz des Kindes. Sie hebt es in

den bereiten Wagen, sie fährt in die Stadt, sie legt es dem Arzt auf das Bett, und küßt es mit einem langen Kuß. Alle Hülfe wird geschafft, Wasser, Mehl, Wolle. Das Kind lebt. So sehr es verfehrt ist, verspricht doch der Arzt die Herstellung, um die Klagen zu bändigen, den Schmerz als vorübergehend, als hoffnungsschwer zu mäßigen, erträglich zu machen. Die Mutter sieht, bei vorsichtig abgehaltenem Lichte, das schöne Gesicht ist unverfehrt, das lange, erfreuende Haar ist nicht versengt, denn es war in Zöpfe geflochten und unter dem Reisehut verborgen. Die Mutter hört auf, so schwer zu jammern; das Kind jammert nicht, denn die Mutter hatte ihm verboten, noch einmal hinein zu gehen, und gar ohne sie. Es leidet gewiß unsäglich, aber es spricht es mit Worten, mit Klagen nicht aus, und als es sich besonnen, reicht es der Mutter die Hand, führt sie zum Munde, küßt sie, und bittet nur weinend die weinende Mutter kindlich um Vergebung. Der Vater kommt, und nun scheint der Tochter noch wohler zu werden, ja, sie lächelt wieder einmal.

„Ich bin nur froh, mein lieber Vater,“ spricht sie, „daß mich mein Bruder nicht sieht! Es hat doch auch sein Gutes, wenn man todt ist.“

„Du wirst leben,“ ruft er, „Du wirst bei mir bleiben!“ Der Vater giebt ihr einen Spiegel, er hält ihn, die Mutter leuchtet, und Hermione sieht sich mit traurigem Lächeln an, daß Stirn, Wangen, Hals, Brust und Arme unverfehrt sind; sie befühlt ihre Haare, an denen der Vater sich so gefreut, und legt ihm die langen schönen Flechten in die Hand. —

Der Vater hat sich verwandelt. Jetzt ist er der Vater wieder, denn er hat das Kind, sein Kind gemerkt, es ist ihm wieder da, und ist ihm hin. Aber dadurch ist es ihm da, recht im Herzen lebendig. Darauf sieht der Vater die Mutter ernst und düster an und fragt sie: „Haben wir nun nicht verdient, daß wir für den Tod des holden Knaben eingekerkert und hingerichtet werden? Du und ich! Und was erst soll uns geschehen für den elenden Tod dieses lieben Engels hier, der für uns ihn leidet! Denn Hermione ist hin. Was soll uns dafür geschehen? Ich wüßte nicht, wie viel ich im Stande wäre, jemand Fremdem dafür zur Strafe, ja zur Rache anzuthun, der das gethan. Aber wir gehen frei aus, wir, denen alles dafür geschehen sollte! Denn wir haben es dem Kinde gethan. Warst Du nicht fern, so sah Dich der Knabe alle Tage, er sammelte sich nicht einen Born voll Sehnsucht in der kleinen Brust, der gegen Dich überlief. Wollte ich nicht die Tochter behalten, wolltest Du nicht fliehn und die Tochter nicht mit, der traurige Abschied von Bruder und Schwester geschah nicht so heimlich hastig. Wie fein und wie fest, für feine und grobe Menschen, hängt doch Erdennutzen und Glück mit reinem sittlichen Gefühl zusammen — wie der stille himmlische Blitz sich den Donner erregt, als wäre er nicht himmlisch ohne das Wolkengepolter. —“

„Dein Lieben trieb mich fort und Deine Ehre;“ sprach sie.

„Wie Du um die letzte wußtest, freilich;“ sprach er

und brach ab. Denn er besann sich seines gegebenen Wortes. Er wollte es brechen; um eitle Ehre, ihre Liebe, ihren Glauben an ihn zu retten, aber dann ward ja ihr Schmerz zur eigenen bittersten Qual, zu Irrthum, und alles zu Traum. Ja, er wollte nicht allein dulden, denn die Leiden gehörten einer Mutter im Leben, seiner Orbalie, zur reichlich gemessenen Hälfte. Er hatte menschlich, als Mann gefehlt. Sie hatte den Glauben an ihn verloren, so hatte er ihr unmännlich gefehlt, und sie hatte das Schwerste, das Kränkendste nicht am leichtesten, am liebendsten vergeben, wie sonst doch wohl so manches gutes Weib, die darum nicht unglücklich geblieben, sondern glücklich geworden, wie eine Selige auf Erden. Nun wird die klare Traube zwar gekeltert, aber sie giebt auch den Wein; die Purpurschnecke wird gedrückt, aber sie färbt auch köstlich für die Dauer. Denn als Hermione nun da lag, still, um durch Klagen die geliebten Eltern nicht zu quälen, weil sie sonst weinten, auch wohl die Hände rangen, saßen sie selber nun still in tiefer Nacht, und endlich sprach der Vater, weil er für möglich hielt sie schlief: „Sie wird wohl sterben, sie stirbt gewiß, vielleicht noch diese Nacht, schon von dem Schreck, vom Feuer und Wasser auf ihre Gluth“ — da setzte sich das Mädchen auf, sah sich mit großen Augen an und frug: „Vater, lieber Vater, Du weißt das alles besser als die Mutter, ich habe schon manchmal vom sterben gehört, Glocken lauten gehört, schwarze stumme Männer gesehen, die ein Kästchen, das sie getragen, in die Erde versenkten, ich frug, und sie sagten: ein Kind ist gestorben.

Aber, o Vater, jetzt brauch' ich's zu wissen: Was ist denn sterben? Verschweige mir's nicht."

„Mein liebes, liebes Kind,“ antwortete ihr der Vater, trocknete sich die Augen, faßte allen seinen Muth zusammen und sagte ihr so sanft er vermochte, wie ein ernster Lehrer, den sehr fromm und feierlich um das Herz war, ja groß und heilig, wenn auch so wehmüthig und bang, wie Menschen je sein kann — „sterben, fragst Du — ich weiß es nicht. —“

„Nicht?“ frug Hermione. „Wie soll es denn da werden, wie werde ich es denn da können, wenn ich es nicht weiß, und Du nicht.“

Und er sprach sich selber zum Trost: „Niemand weiß es von Menschen, und alle können es gleich. Sie thun es; oder sie leiden es. Das bedenke! Thun sie es aber, oder leiden sie es, so ist eines wie das andere, das was glücklich oder vollkommen ruhig dabei macht; denn es geschieht ihnen, und dann müssen sie sein und bleiben; oder sie thun es, und auch dann müssen sie bleiben und sein; und sind sie und bleiben sie, dann ist sterben nur etwas wie Du ein neues schönes Kleid anziehst, oder ausziehst; Du bist aber immer das schöne holde Kind, die liebendgeliebte Seele. Nicht wahr! —“

„Ach, das ist jetzt vorbei,“ sagte sie und hob die gefalteten Händchen, die auf der Bettdecke ruhten, einen Augenblick in die Höhe. „Ich werde kein Kleid mehr ausziehen, keines mehr an! Aber doch, Du mir!“ sprach sie zur Mutter bittend. „Und schöne reine weiße Schuhe will ich haben, und ein weißes weißes Kleid, und

einen goldenen Gürtel, und die Haare los um das Haupt, wie es dem Vater ja immer gefällt, und die Hände gefaltet wie jetzt; denn ich meine, wo ich hingehe oder hinkomme, da muß ich sehr andächtig erscheinen, ich muß recht gut sein. Und das will ich, und das versprech' ich Euch beiden mit Hand und Mund."

Sie gab jedem eine Hand und ließ sie ihnen, und küßte jedes auf den Mund. Aber dann blieb sie an des Vaters Ohr mit den Lippen und lispelte mit letzter liebender Kinderschlaubeit so, daß es die Mutter wohl hören konnte: „Aber Vater, sei Du auch recht gut. Und die Mutter. Sie ist böse gewesen auf Dich. Seid recht gut, seid Euch recht gut, und heirathe die Mutter — mein Gott wie das klingt — damit ich meinem lieben Herrmann das Neueste mitbringen kann: Bruder! der Vater und die Mutter haben sich wieder! Da wird er recht in die Hände klatschen wie ich, und wünschen bei Euch zu sein, wie ich wohl wünschte, nun bei Euch zu bleiben. Aber Vater und Mutter, höre Du es auch, erhöre es. Und Vater, Du sagtest, wer das sterben thut oder leidet, das bedenke ich, so ist eines gleich wie das andere, das was uns glücklich macht und vollkommen ruhig . . . Ihr werdet mich gleich vollkommen glücklich und ruhig sehen, also seid Ihr auch vollkommen ruhig und glücklich, seid es wie ich, durch mich."

Die ganze Seele hatte ihr noch einmal aufgeleuchtet. Nun litt sie den Tod. Aber so sehr sie sich fassen wollte, so schrie sie doch einmal laut, als sie sich schon zurückgelegt, und der Vater vielleicht sie dabei zu unbedacht, ja

zu ungestüm angefaßt hatte, als müsse, als könne er sie halten, erretten; dann verstummte ihr kleiner offener Mund, die Mutter wußte nicht, ob sie sich Augen oder Ohren zuhalten sollte, sie sprang an das Fenster, wo der Vollmond in göttlicher Klarheit leuchtete, um vielleicht nach altem Glauben die Seele der Seligen wie ein leichtes, weißes Wölkchen oder doch wie einen Schein in den Himmel ziehen oder zucken zu sehen, aber es fiel ein Stern, und Strahlen schießend fuhr er, sie schreckend, vorüber in blendender Klarheit. Da warf sie sich verbergend zu dem Kinde auf das Lager, und der Vater hatte einen Arm um die Tochter geschlungen, und einen um sie, und die Mutter einen Arm um ihn und einen um das Kind, das nun vollkommen ruhig und vollkommen glücklich dalag, wie es verheißen und auch, daß es nun eben dem Bruder erzählen werde: „Vater und Mutter seien wieder ihr Vater und ihre Mutter.“ Und beide dachten das neben der Todten im Stillen, und beide sanken mit dem Haupt jedes auf des andern rechte Schulter.

Und so beschien sie der Mond, und so blieben sie in unaussprechlichen, einschlafenden Gefühlen bis die heilige Frühe anbrach, die Lerchen sangen, und alles im Morgenschein einen blauen Schatten warf und das Kind rosig schimmerte von dem neuen rosigen Morgenroth des Tages, dessen Sonne es heut zum erstenmal nicht, und morgen nicht, und nie und nimmermehr sehen sollte. Und wie dem Kinde das geschehen, so glaubten die Eltern es sei ihnen geschehen, und die Mutter sprach: „In dieser Nacht bin ich gestorben.“ Aber er sprach: „In dieser Nacht

bin ich lebendig worden; siehe mich an.“ Und beide sahen sich tief in die Augen, als sähen sie darin den unvergeßenen Himmel wieder, und die unvergeßliche Liebe so jung, so frisch, so rein und so mild wie die ersten rosigen Sonnenstrahlen.

Darauf gingen sie langsam wieder heim, sie in ihr Zimmer und er in das seine.

Alles war dem Kinde erfüllt worden, was es gewünscht und mehr. Der Bruder hatte einen Tag auf die Schwester warten müssen, und nun ruhten sie droben in einem Sarkophage. Aus einem Märchen, worin erzählt wird wie die Gestirne den todtten Mond begraben und wohin, trug die Marmorplatte am Sarkophage die Inschrift für Bruder und Schwester: „Der Himmel ist das größte Grab, das schönste Grab ist er! Da steigt es sich so süß hinab, da ist der Tod nicht schwer.“

Und nun hatte der vorher nur leere Thurm Bedeutung, und goß, wie ein Leuchtthurm, Licht und Zuversicht, so milde Wehmuth über das schöne Thal voll Blüthenbäume und Blumen. —

Ordalie blieb, ohne daran zu denken; es war ihr natürlich, Herrmann dachte nicht daran, daß es natürlich sei. Nach dem Verlust der Kinder, kam niemanden in den Sinn, daß sogar nur menschlich, mütterlich, väterlich zu finden; denn nach dem Unglück, das Gabrielen betroffen, so weit man im Volke es kannte, schien doch selbst dem Geringsten Menschenverstand zu einem Weibe erforderlich zu sein, selber dem Hofrath, der in jedem Weibe, die gleich göttliche Natur sah, dem jede

für einen Mann noch zu gut war, wenn er verstand in jeder das in ihr lebende Gute lebendig und wach zu erhalten, alles andere aber in heiligem Schlafe. Selbst Carl, Herrmann's Bruder, erschien gegen diesen mit seinem schönen, blinden Weibe ein Hochbeglückter, der recht verständig, ja löblich gewählt.

In den folgenden Tagen sehen wir nun Herrmann fleißig mit dem Hofrath verkehren; ein gutes Zeichen für Herrmann, denn der Freund ist nun da, wo er zwar mild und bescheiden, doch ohne allen Rückhalt das Wahre sagen, ein Gutes und Schönes in's Leben einführen darf; darum hört er jetzt gern den Grafen klagen, der zu ihm spricht: „Wie sträubt sich der Mensch, unglücklich zu sein; wie quält er sich, wie greift er umher, welche theure Gegenstände schleudert er dem Riesen nach, doch über ihn weg, der ihn blind gemacht! Ist es ihm zu verdenken? Je mehr er durchschaut, daß er, wie er da ist, ein einziges, nie wiederkehrendes, nirgend anders mehr also erscheinendes Wesen ausmacht, je mehr er inne geworden, daß er Natur ist, mit allen Rechten, die diese colossale Urverwandtschaft, dies Ursein selber nur geben kann, je mehr muß er wünschen, daß er die ihm ganz eigenen Tage in steter Entfaltung glücklich durchschwebe, nicht schon wie ein abgetrennter Geist, ein wesenloser Schatten, der noch ein Geisterschloß bewohnt, seinen Leib. Was sollen wir solchen gerechten Forderungen entgegensetzen, welchen Trost dem Trostlosen geben! —“

„Versuchen wir,“ spricht der Freund, „ihm das Schild der Wahrheit vorzuhalten und zu sagen: Wir

müssen unser reinstes Selbst über alles andere irdische Gut schätzen, kein anderes an die Stelle dessen begehren, was uns schon einzig und lebenslang zugetheilt ist . . . Weib und Kinder . . . wir müssen unsern frühesten Neigungen als den natürlichsten folgen, von Doppelneigungen . . . denn es giebt dergleichen . . . die wahre pflegen, die falschen Ranken ausbrechen! wir müssen Herr sein über das, was aus Verhältnissen entspringen will, durch Festigkeit und Mannhaftigkeit . . . und diese geziemt den Frauen am meisten . . . wir müssen einsehen, daß manches neue Glück uns nicht theilhaftig werden kann, weil es nicht darf, selbst uns nicht reizen sollte, kurz wir müssen unsern reinen Willen am höchsten verehren, weil wir außerdem noch viel unglücklicher werden als wir zu sein uns bedünken, und doch nicht glücklich.“

„Nie mehr glücklich?“ fragt Herrmann und bleibt stehen.

Der Freund spricht nun leiser mit ihm; sie sehen einen reitenden Boten fortsprengen. Darauf wollen sie Orbalien besuchen, denn der Freund will endlich jetzt auf immer von ihr Abschied nehmen, um mit seinem lieblichen glücklichen, dankbaren Weibe auf das Schloß nach Frankreich zu ziehen. Vor der Thür sehn sich beide Männer eigenlächelnd an. Sie klopfen. Orbalie ist nicht da; sie finden sie bei Gabrielen, und hat ihr Kind, den kleinen Paul Constantin Herrmann auf dem Schooß und erröthend steht sie auf, für sich erröthend oder für den verlorenen ungetreuen Gemahl, oder für den auch von ihr wie geschiedenen Freund. Alles hat sie verlassen, sie ganz

allein ist nur sie selbst, und das scheint ihr, das ist ihr so wenig. Während nun ihre Schwester Gabriele mit den verlassenen Spielsachen der Geschwister wie ein Kind an der Erde sitzend spielt, tritt sie mit dem kleinen Herrmann auf dem Arme zu seinem Vater, wie sie glaubt, und bittet ihn mit schüchternen stammelnden Worten um das liebe kleine Kind. Sie will es pflegen Tag und Nacht, sie will es erziehen, ihm Mutter sein. Herrmann sieht sie mit feuchten Augen an, auch ihre Augen glänzen in Thränen und sie verbirgt sie nicht.

„Das hat ja Zeit!“ spricht er. Aber er giebt dem Freunde einen Wink. Sie gehen alle drei in den Garten. Herrmann verläßt sie unter einem Vorwand. Der Freund führt Ordalien in die Hofpredigerwohnung. Paul ist nicht da. Wie wartend auf ihn schlägt er das Kirchenbuch auf. Er blättert, er liest in den Namen, wo Kinder, Eltern und Paten eingetragen sind. Er scheint erschrocken über eine Entdeckung, einen Namen. Er will das Buch zuschlagen. Ordalie greift in die Blätter.

„Ich will auch erschrecken,“ spricht sie scherzend, beugt sich und liest zu des kleinen Paul Constantin Herrmann Taufnamen, den wahren Namen seines Vaters in diesem ehrwürdigen, beglaubigten Buche klar und deutlich verzeichnet, und doch liest sie es zehnmal schweigend und dennoch mit bebenden Lippen, schlägt das Buch dann zu, und verharret im Schweigen, damit der Freund nicht bedenke, wie weiblich sie geirrt, wie mütterlich sie den Irrthum gebüßt. Aber ihr ganzes

Wesen hat sich aufgerichtet wie eine von der Schwüle eines langen Sommertages gebeugte Lilie durch erquickenden Gewitterregen; ihre Augen leuchten, sie ist wieder schön auf einmal, so schön wie sie nie gewesen, sie ist eine Flamme der Liebe, ein Feuer der Treue; in Gedanken kniet sie nieder zu heiligem Dank, aber sichtbar und fühlbar bis zum Schmerz preßt sie nur des Freundes Hand in ihre bebenden Hände. Sie hat auf jedes Glück verzichtet, selbst auf das Glück der Erinnerung und nun ist sie glücklich wie nie zuvor. Und der Freund bewundert still das eigensinnigste, das eigenwilligste, das schüchternste zugleich und das entschlossenste, das wunderbarste zugleich und das wunderbarste, zarteste, reinste und schönste Gebild der Erde, er bewundert das Weib. Er muß reden in das offene Herz, denn er weiß, was Orbalie fühlt und möchte; sie hat sich, wie seelenmüde niedergesetzt; er ist aufgestanden und gelassen spricht er: „Gabriele zieht mit mir hinüber in die deutsche Freistatt verdienter Menschen. Sie hat sie verdient, wenn Liebe vor Unglück zum Rinde wird. Sie hat genug gewirkt, um auch zu ruhen. Was aber der Wahnsinn über den Menschen vermag, über Liebe und alles Unheil, so daß er wieder zum Rinde an Herzen und Freude wird, das, dünkte ich, sollte doch noch vielmehr die Vernunft zu bewirken im Stande sein, und wenn Sie denn weiblich Weibliches wollen: die Liebe! die aber gar männlich ist, ja die gewaltigste Heroine. Gabrielen's Scheidebrief liegt, wie Sie nunmehr wohl vermuthen können, schon längst im Richthaus, von ihrem Vater, der wieder ihr Vormund ist, sowie von Herr-

mann vollzogen. Der General kommt nicht mit dem Schwert zu theilen, sondern mit der Palme des Friedens, denn was Hermione den Vater gebeten, das soll . . .

„Soll?“ unterbrach ihn Ordalie. „Ist man ein Spielzeug, weil man liebt! Wenn Gabriele nicht betrogen war, war ich es weniger? Blieb ich nicht fern, nicht verlassen? D!“

„Die Bitterkeit muß heraus, wie Moos aus den Steinen im Frühjahr;“ fuhr der Freund ungestört fort. „Wir wissen, Sie hatten sich an den Professor Wauters gewandt, ihn eingeladen, weil er den vergeßlichsten Menschen zum schrecklichsten Gedächtniß verhelfen kann, er solle Ihnen auch die Kunst zu vergessen lehren, aber er kann nur ganze Register aus der Orgel der Seele nehmen, nicht einzelne Töne, und mit dem vergessenen Manne hätten Sie auch die theuern Kinder vergessen, verlieren sollen. Nun erinnern Sie sich gewiß einer kleinen Novelle: „Die Unscheidbare,“ worin gesagt ist, wie viel ein Mann vergeben kann aus alberner Liebe! Aber warum vergiebt dieser Mann seinem treulosen Weibe alles? Er hat zwei schöne schöne Knaben von ihr, in denen er sein unverbrüchlich treues Weib fort liebt, denn die Knaben leben und lieben ihn fort, und lieben in holder Unwissenheit auch ihre Mutter fort — —“

„Ach, meine Kinder sind hin,“ seufzt Ordalie; und er entgegnet: „Eben deswegen, also . . .“

Sie erröthet. Sie wird wieder inne was sie noch ist, noch sein kann. Aber sie denkt auch an den ihr verkündeten Tod, und wird blaß und roth. Und während

sie auf den Boden starrt, fährt er fort: „Wenn die Zerstreuung das Schädlichste ist, was einem Künstler, Gelehrten, kurz einem Menschen überhaupt anhaften kann, Abwechslung aber in demselben, doch jeden am meisten fördert, so erweist sich die Ehe für jeden als der wahrhaft ja einzig musterhafte Zustand, worin die Thätigkeit aller auf ein Ziel wirkt, alles auf eins hinaus deutet, auf die Zufriedenheit des einen mit dem andern, worin Zerstreuung genug und frohe und herzliche Abwechslung oft überflüssig vorhanden. — Leider spricht sie aus großem tiefen Gefühl.“

„Wollen Sie künftig nicht wieder jemand, an den Sie glauben? Nicht jemand, der an Sie glaubt, und immer an Sie geglaubt hat. Der Mensch reicht nicht weit, er kann niemand glücklich machen als die, die an ihn glauben, und weil sie an ihn glauben, Weib und Kinder. Wollen Sie keinen, nicht ihren Mann mehr glücklich machen, aus dem Unglück reißen und selbst immer unglücklich bleiben? Und wie denn nicht? Ich muß heut von der Zukunft sprechen, denn morgen scheide ich, und scheide gern ruhig. Eheleute haben einander einen solchen Schatz gegeben, der gar nicht mehr wieder zu haben, nicht mehr zurückzunehmen steht, der nur für sie, aber für keinen andern mehr den wahren Werth hat. Der ist eine Mitgabe der Seele, die durch die Liebe vergeistigt, ein geistiges Gut geworden. Ihr Hauptgedanke, sich zu vermählen, ist an ihnen in Erfüllung gegangen, sie können diesen Gedanken nicht mehr davon ablösen wie ein eingebranntes Bild. Eheleute können gesondert werden, aber

nicht und nie geschieden, denn wider Willen müssen sie eines des andern gedenken, wachend oder träumend, im Leben oder im Sterben. — "

Orbalien wäre der Tod wohl süß gewesen, den sie fürchtete, fürchten sollte. Aber sie liebte ihren Gemahl, den keine andere mehr, mindestens nicht so beglücken konnte wie sie. Aber weil sie ihn liebte, wollte sie gern doch auch selber leben! Und so kämpfte Liebe mit Liebe in ihr, leibliches Leben mit Seelenleben und sie weinte in diesem innern Kampfe vor Ahnung der Zukunft. Und so wußte der Freund nicht, daß er sie süß und gewaltig zum Tode lockte und trieb, als er noch sprach: „Und die Ehe ist ein wachsendes Glück! Jede Freude thut hundert alte Freuden wieder dazu, und läßt hundert folgende, werdende wieder durch diese erblicken. Die Ehe ist ein lebenslanges Glück, ein im Ganzen und Einzelnen Unberechenbares, ein heiliges Lebensjahr mit Frühling, Sommer, Herbst, Winter, Sonne, Mond und Gestirne; und ein trüber Tag, eine regnerische Nacht, ein kalter Morgen, ein Gewitter nur vorüberziehend, nichtig, wenn es im Ganzen nicht zu Segen würde, zu einer neuen Art von Glück! Ja, selber sterben kann nur Mann oder Weib wie sie nur leben; Alle andere kommen nur um.

„So sei es!“ sprach Orbalie. „Sie sprechen treu; treu will ich thun. Gedenken Sie mein!“

Von diesem Tage an verwandelte sich das neue Schloß in einen Zauberpalast. Alle ruhenden Schätze wurden ausgepackt, gereinigt von jedem Stäubchen, aufgestellt, aufgehangen, angenagelt wie es seine Art und Beschaffen-

heit erheischte. Die Trauer ward abgekürzt. Die große rothe Fahne wehte mit Herrmann's und Ordalien's Wapen wieder von der Sinne. Ganz heimlich ward nun hier die neue Kapelle eingerichtet und herrlich geschmückt.

Ordalie kam einst, nichts davon wissend, an der Thür vorüber, erblickte auch schon das goldgestickte Bänkchen zum Hinknien für . . . sie dachte es nicht aus, hielt drei Finger der linken Hand eiskalt an die glühende Stirn, stand, lächelte und sprach im langsamen Weiterwandeln: „Alle andere kommen nur um.“ Und wie ein Wetterstrahl durchzuckte sie der Gedanke, daß Herrmann um ihre Flucht gewußt, daß er sie vielleicht gerade erst recht geliebt, als er ihr untreu geschienen, und noch schamvoll und weich fand sie auf ihrem Zimmer unendlichen Brautstaat, Schmuck und Pracht, daß ihr Herz und Augen vergingen: und hinter einem Vorhang verborgen, trat ihr überraschter Gemahl hervor, und bat auf's neue um ihre Hand. Sie schlug ein; er zog sie, sie warf sich ihm heiß an die Brust. Und nach langem tiefen Ausruhen aneinander, sprach er scherzend, „Wir spielen die Wiedervermählten auf dem Theater, und im Leben. . . und einst noch im Tode.“ Sie wollte sein Weib sein im vollem Sinne des Wortes, treu durch den Tod, und sie ward sein Weib. Der wohlbewährte Erzieher wurde ohngeachtet seiner Bitte nicht entlassen.

Eine schönere weinende Braut hat es wohl nicht gegeben als Ordalie, ein klareres, herzinnigeres Ja hat wohl kein Bräutigam gesprochen, als Herrmann. Nur versprach sich der Hofprediger und sprach als Text zu seiner

Draurede die Worte so: „Was Gott geschieden hat, das soll kein Mensch zusammenfügen.“ Aber der neue Spruch begeisterte ihn und er zog eine Fluth von überraschenden Lehren daraus, die ihn mehr als entschuldigten, und so schloß er rührend und betend: „Zwei Menschen, die Ein Mensch geworden, wird Gott nicht scheiden.“

Die noch so jung nun Wiedervermählten hatten zwar keine Flitterwochen, dafür aber auch kein Streitjahr; sondern das holde, vertraute, süße, alte Leben setzten sie fort, wollten sie einholen, steigern, wie zwei kaum lange getrennte Freunde mit Vortheil sogar sich wiederfinden, wie Verirrte dann rascher auf dem verlorenen, neubetretenen Wege wandeln, der ihnen ein neuer, ein anderer, ja selbst besserer scheint, als da sie ihn um den Irrweg vertauscht. Sie lernten nicht weben, sondern sie setzten sich wie zwei Meister sogleich mit jedem Fädchen, jedem Muster vertraut an den Webstuhl des blühenden, reichen Lebens.

Nur manchmal düster sah Orbalie noch zu dem Thurm empor mit den schlafenden Kindern; aber Herrmann, der süßesten Hoffnung voll, die sein Weib so reizend blaß gemacht, sagte ihr freudig: „Wie will ein immer glücklicher eine Gabe des Himmels, ein Gut der Erde so ehren, wie ein Bettler selbst froh den Pfennig aufhebt und gern sich hundertmal des Tages nach solchem bückte. Alles muß der Mensch bezweifeln, vieles, das vermeintlich Beste muß er verloren haben, es muß ihm hin sein, wenn er die Güter der Erde mit wahren Menschaugen erst ansehen will, wenn sie ihm als das erscheinen sollen,

was sie sind: Zehrpfennige auf dem Lebenswege, mit dem Gepräge der Gottheit. Höher als alles äußere Glück, aller Besitz und jeder Erwerb auch des Schönsten, des Herrlichsten, Theuersten in der Welt, höher steht die Einsicht, daß alles Menschliche nur eben menschlich sei; aber Mäßigkeit, Maaß, Liebe, Treue, wandellofes Halten an wandellosem Gesetz sei göttlich! und Stille, wohlthätige Wirksamkeit in gemessenen Schranken sei himmlisch, wie die Stille des Himmels und der Erde; wie Deine Ordalie!“

Er wußte nicht, wie er mit diesem letzten Wort ihr Herz berührt, ihre Beklommenheit gesteigert, ja ihre Ahndung hervorgerufen. Sie zog einen Brief hervor, den ihr der Freund geschrieben und zeigte ihrem Gemahl eine Stelle darin, wo der Freund, der eigentlich seine vierte Frau genommen, oder erst die vierte bekommen hatte, sich zufrieden und glücklich äußert, wenn er sagt: „Und so ist der gründlichste und segensreichste Lehrer das Unglück. Ohne Unglück keine Erfahrung, ohne Erfahrung kein Glück; oder die Erfahrung steht ihm erst bevor. Eins soll der Mensch lernen, eins soll er können, vollständig können und üben: mit dem Geschick vollkommen zufrieden zu sein, wie mit einem Hause, das er sich selber erbaut hat. In dem, was der Mensch besitzt, stecken alle Schätze seines Lebens, des Lebens überhaupt und gewiß für ihn. Er darf sie nur entfalten, bewahren, ja heilig hüten und achten. Immer an ihm nur wird es liegen, wenn er es nicht kann, nicht thut. Denn für eine empfindende Seele ist die Natur in jeder guten Gabe

vollkommen, überall gnüßlich, überdrängt reich, daß er nicht alles auffassen noch ertragen kann. Und fehlt ihm das Entzücken, der Rausch, die Betäubung über seine Hoffnung, in seinem Genuß, so ist eine tiefe, stille, ja ernste Freude erst recht des Menschen würdig, der in einer ernstesten Welt mit schweigenden Götterbildern lebt, mit Sonne, Mond und Gestirne, mit Liebe und Tod, mit tödtender Liebe und liebendem Tod. —“

Und so geschah es. Die reifen Saaten verschwanden vom Felde, die Hirten sangen auf den gleißenden Stoppelfeldern, die Lerchen zogen fort, die Schwalben übten sich im Kreise und zogen nach, auch die Nacht über klangen fliehende Stimmen vom Himmel, alles drängte fort in eine unbekannt, verborgene Heimath, selbst die Blätter sprangen gleichsam von den Bäumen und der Wind wehte sie träufelnd und raschelnd ein gutes Stück. In den durchsichtigen Nesten hingen Nester, die Wiesen bereiften, die Wälder verschleierten sich in weiße Nebel und die Berge bedeckten sich mit Schnee, als hätten sie ein weißes Tuch aus den Wolken gezogen.

Die Freude Herrmann's ward lauter mit der Stille Orbalien's. Und wie um die veränderte Landschaft zu sehen, war sie mit Mühe geheim auf den Thurm gestiegen, um von den Kindern Abschied zu nehmen, oder sie zu begrüßen, und sie klopfte lachend mit ihrem gebogenen Finger an den Sarkophag.

So kam der Christabend; aber heimlicher, lächelnder, sorglicher kam er, als um nur menschliche Dinge zu bescheeren. Herrmann saß in heiliger Abendstille im

Dunkeln auf seinem Zimmer. Das Schönste hat ihm Orbalie bescheert. Auf freudigen Armen der Wärterin schickt sie ihm ein himmlisches Kind. Er weint. Er betrachtet es froh.

„Sie hat mir mein Kind ersetzt, meine Hermione,“ spricht er. „Aber es ist ein Knabe. Nun wohl, also ihren kleinen Herrmann.“ Er eilt, ihr zu danken. Sie athmet noch. Niemand weiß, daß sie stirbt. Sie sieht ihn nicht mehr, sie merkt ihn nur, sie möchte ihn zu sich ziehen, aber ihre Arme umschlingen ihn nur schwach und ihre letzte Kraft vergeht, und sie fallen von ihm, ungehört auf die weichen Pfühle. Er erschrickt, er sieht ihr in das himmlisch lächelnde Gesicht. Sie ist todt. Er weint nicht. Aber das Kind weint, als weine es um die Mutter, die es nie gesehen, nie sehen wird. Und nun schluchzet er laut: „Er hat sie verloren!“ Das kleine Knäbchen ist ihre Liebe, und wird bei ihm bleiben, und er erstickt es fast mit Küssen. —

Und so ist sie nicht von ihm, als sie auch nun droben ruht in dem Sarkophag neben ihren Kindern. Als sie während der Mondfinsterniß auf dem Thurme beigesezt worden, bleibt er droben allein. Nach und nach verlöscht der Mond, nur ein glühend rother Schein blüht und schillert noch, jetzt löscht er aus, der Himmel ist unheimlich düster und aus der Schwärze daneben treten die großen Gestirne hervor und funkeln desto strahlender. Durch die Inschrift, die er den Kindern an ihr stilles Haus geschrieben, kommt ihm der Gedanke, sie begraben da oben den Mond! Er ist hin wie sein Weib, welche die Liebe

doch war, und so dünkt ihm die Liebe gestorben, und nur sein Lieben sei übrig geblieben in ihm. Aber an die Gestirne bligt das Licht der Sonne, er sieht im Geiste die große immer volle Scheibe und spricht: „Verborgene Liebe ist göttliche Liebe. Jetzt weiß ich, wer das Weib gewesen! Wer sie also noch ist! Wer alle Frauen, alle Kinder noch sind, mein Kind und der ganze Himmel! Und wer ich will sein, so lange ich bin!“



Der Virtuose aus Genua.

Novelle

von F. W. Arnold.

1.

Wo Sonne glüht,
Sie immerwährend scheint,
Sich Lenz mit Herbst vereinet,
Wo's ewig blüht;
Dahin, dahin
Muß ich! — — —

König Ludwig.

Am westlichen Ende Neapels, getrennt durch das Fort St. Elmo, erheben sich die sanften Hügel des Posilipp. Die Stadt mit ihren Umgebungen, ohnedies schon der reizendste Feengarten Hesperiens, überströmt von allen Segnungen des Himmels, entfaltet von hier aus ihre schönste Pracht und breitet vor dem trunk'nen Auge, wie ein schönes Panorama, den reichgestickten Teppich mit all' seinen Herrlichkeiten aus. Das amphitheatralische Neapel selbst erscheint dann nur als eine neue Ausschmückung des Zauberlandes und bildet, während es, gelagert an dem majestätischen Golfo, sich auf der einen Seite an

den Felsenarm des Posilipp schmiegt und auf der andern von den rauchenden Spitzen des Vesuv bewacht wird, mit seinen unzähligen Thürmen und Palásten gleichsam den Schlußstein des prachtvollen Ganzen.

Der geräuschliebende Neapolitaner, an all' diese Herrlichkeiten schon längst gewöhnt, besteigt jedoch nur selten diese reizende Anhöhe und zieht es vor, in dem ächt volksthümlichen Treiben der Chiaja oder des Molo sich herumzutummeln. Nur Fremde, um des zauberischen Anblicks willen und wenige Einheimische, die gerade die Einsamkeit suchen, werden Abends hier gefunden. So war es auch an einem schönen August-Abende des Jahres 1806. Einzelne Gruppen Neapolitaner, von welchen sich die Fremden durch ihr abstechendes Costüm unterscheiden, wechselten mit mehreren Damengesellschaften, die hier ungestörter den Abend genießen konnten. Vor allen zogen diesmal zwei Paglietti *) die Aufmerksamkeit auf sich. Der erstere, eine lange hagere Gestalt, ließ das graue Auge allenthalben unstät umherirren. Die spitze Nase überschattete einen Mund, der sich im lebhaften Gespräche beträchtlich ausdehnte. Die fahlen, aschgrauen Wangen waren eingefallen und vermehrten dadurch die Länge des hervorragenden Kinns. In seinen Zügen sprach sich eine unverschämte Reckheit aus, die durch ein

*) Die Benennung der Advocaten (eigentlich Strohhüte). Es giebt deren allein in Neapel über 4000, woraus sich auf den friedsamem Sinn des Volkes schließen läßt.

hämische Grinsen noch abstoßender wurde. Der charakteristische Hut bedeckte ein langes aber dünnes Haar, das schwarze Mäntelchen, das um seine Schultern flatterte, war schon ziemlich abgetragen und paßte vollkommen zu der übrigen Kleidung, die nachlässig an der dünnen Gestalt hing. Er focht lebhaft mit den Händen und schien durch die Hast seines Ganges den gemächlicheren Begleiter, der älter und wohlhabender zu sein schien, mit sich fortziehen zu wollen. Die Züge von diesem waren derb und ausdruckslos, wenn man die Augenlein abrechnet, die listig hinter den breiten Augenlidern hervorblinzelten. Die kupferrothe Nase zeigte von keiner gar zu großen Abneigung vor geistigen Getränken und sein wohlgenährter Bauch, den die Weste nur mühsam zusammenhielt, ließ in ihm keinen Kostverächter vermuthen. Seine Rede, die fast immer ein sarkastisches Lächeln begleitete, war, wie sein Gang, langsam und abgemessen. Beide waren in einem lebhaften Gespräche begriffen und mochten wohl ihre in der Vicaria *) abgebrochenen Rechtsfachen verhandeln. Lange unterhielten sie sich leise, während der Ältere seine Umgebung nie aus dem Auge verlor. Endlich aber wurde der Jüngere unwillig und rief mit erhöhter Stimme:

„Beim heiligen Januarius, ich begreife nicht, wie Ihr es wagen könnt, die Sache des vertriebenen Marchese zu vertheidigen! Der König weiß Euch nur schlechten

*) Der Name eines Gebäudes, worin sich mehrere Gerichtshöfe und Gefängnisse befinden.

Dank dafür und der Marchese wird sich nicht allzusehr beeilen, seine Schuld Euch abzutragen."

„Um so mehr wird er sich beeilen, Euch allesammt die Hälse umzudrehen,“ platzte der andere heraus.

„Ihr meint es gut mit uns, Signor Barcello,“ entgegnete der erstere spöttisch, „bei meinem Schutzpatron, Ihr meint es sehr gut. Schade, daß Euer frommer Wunsch nur langsam in Erfüllung gehen wird, denn, wie Ihr wißt, sind die Insurgenten zerstreut; ihre Anführer verbannt, und unser Frankenkönig (dem die heilige Jungfrau Schutz verleihen möge) hat bereits mit ansehnlichen Truppen die Stadt verstärkt.“

„Desto lustiger wird das Gemegel sein,“ erwiederte hämisch der Aeltere. „Gebt Acht, Monelli, wie schnell sich unsere Vaterlandsvertheidiger wieder gesammelt haben werden, und die verbannten Anführer an ihrer Spitze stehen! Dann wird Marchese Ombrini auch nicht erman-geln, Euch seinen ergebensten Dank für die Bereitwillig-keit abzustatten, mit der Ihr den französischen Windhun-den auf seine Fährte zu helfen suchtet.“

Einige junge Männer, die sich so eben nahen, hin-derten die Fortsetzung dieses freundschaftlichen Gesprächs. Schnell brachen die Paglietti ab und schlugen einen andern Weg ein.

Unterdessen war es auf dem Posilipp allmählig leb-hafter geworden, die verschiedenartigsten Gruppen bedeck-ten seine Hügel und zerstreuten sich nach allen Richtungen, bis sie endlich in dem Schatten der Ulmen- und Lorbeerbäu-me verschwanden. Manches schelmische Frauenauge hatte

wohl auch mit süßem Zauber die Blicke der leicht entzündbaren Neapolitaner an sich gekettet, als sich plötzlich alle Aufmerksamkeit auf zwei Damen wandte, die, so eben erst angekommen, sich des schönen Abends noch erfreuen wollten. Es war Bianca, die reizende Tochter des Marchese Ombrini und Elvira, der letzte Sprosse eines alten edlen Geschlechts. Auf Ischia geboren, verlor sie schon früh ihre Eltern und lebte seit dem bei einer Tante in Neapel, wo sie, sich auf's innigste an Bianca anschließend, bald ihre Vertraute geworden war. Beide in dem ersten Lenze des Lebens hatten sich zur herrlichsten Blüthe entfaltet, und alles huldigte der süßen Allgewalt ihrer Reize. Bianca's edle, königliche Gestalt, gleich der Fülle der kaum entkeimten Rose, vereinigte alle Eigenthümlichkeiten der Neapolitanerinnen in ihrer höchsten Vollendung, während Elvira's zarter Hebenwuchs durch seine griechische Bildung sogleich das fremde Vaterland andeutete. Die Züge der letzteren waren übrigens mehr anziehend als schön, und erhielten erst durch die Lebenslust und den Scherz, die sich in ihnen aussprachen, und einen lebhaften Contrast mit Bianca's Ernst bildeten, einen eigenen Zauber. — Beide Damen waren der Einladung des schönen Abends gefolgt, und hatten so eben den Posilipp erstiegen. Ein schwerer Kummer, der auf Bianca's Seele zu lasten schien, hatte ihren sonst feurigen Blick umdüstert und bestimmte sie bald, mit der Freundin einen weniger besuchten Pfad einzuschlagen.

„Höre endlich auf, geliebte Freundin, Deinem Kummer allzuheftig nachzuhängen,“ unterbrach Elvira

das traurige Schweigen. „Du betrübst mich, und vergrößerst Deinen Schmerz immer mehr.“

„Du ahnst wohl nicht,“ entgegnete Bianca etwas empfindlich, „was es heißt, einen geliebten Vater verbannt und verfolgt zu wissen.“

„Doch, betrüben wollte ich Dich nicht, meine innig geliebte Elvira!“ rief begütigend Bianca, die Freundin zärtlich umfangend. „Und damit Du siehst, wie folgsam ich Dir bin, soll ferner keine Klage mehr meinen Lippen entfliehen. — Und jetzt von etwas anderm,“ setzte sie, sich mit Mühe erheiternd, hinzu, „darf ich meine Freundin wohl fragen, womit wir uns den nächsten Abend unterhalten werden?“

„Ich dünkte, wir besuchten San Carlo“ versetzte Elvira in ihre gewohnte Heiterkeit schnell übergehend. „Bermuthlich weißt Du noch nicht, daß sich morgen ein berühmter Virtuose aus Genua auf der Violine hören lassen wird.“

„Es sollte Dich kaum befremden, wenn ich, von Gram und Kummer niedergebeugt, für alles andere kein Gedächtniß hätte. Doch muß ich Dir gestehen, daß, je weniger ich dieses Instrument eigentlich liebe, desto erwartungsvoller ich der Erscheinung dieses Meisters entgegen sehe, der vielleicht im Stande ist, meine Abneigung zu besiegen, wenn die Wunderdinge wahr sind, die das Gerücht schon von ihm erzählte.“

„Manches wird man wohl auch auf Kosten der Uebertreibung setzen müssen,“ warf Elvira ein, „doch soll er, wie Kenner versichern, nie geahnte Schwierigkeiten

beseigt haben, und das Herz auf eine sonderbare Weise zu ergreifen wissen.“

Ein dunkles Gebüsch nahm jetzt die beiden Freundinnen in seine Nacht auf, und die neidischen Schatten entzogen sie plötzlich den verfolgenden Blicken der Späher.

2.

Herr Ritter, eilt! Die Dam' ist in Gefahr,
Zum Teufel! soll ein Schurke sie ermorden?

Ballade.

Glühend war die Sonne im Westen hinabgesunken. Die fernen Gebirge, vom letzten Abendrothe mit purpurnen Tinten umsäumt, schwammen bald in einem duftigen Chaos zusammen, und die unzähligen Kuppeln Neapels tauchten in dunklen Schatten nieder. Stillter und immer stiller wurde es auf dem Posilipp. Schon wollte die letzte Gruppe die Anhöhe verlassen, als eine späte Erscheinung die Blicke noch auf sich zog. Es war ein junger Mann von schlankem, edlen Wuchse, dessen Gesichtsbildung und Anzug einen Fremden aus einer entlegenern Provinz Italiens vermuthen ließ. Seine scharf markirten Züge hatten etwas geisterhaftes, das jedoch durch die sanfte Schwermuth, die darüber ausgegossen war, gemildert ward. Das glänzend schwarze Haar, in reichen Locken die erhabene Stirn umschattend, fiel bis auf die Schultern herab, und bildete einen lebhaften Gegensatz mit der bleichen Wange, auf die jetzt erst der schnelle Gang eine

leichte Röthe gehaucht hatte. Auf dem dunklen, geistreichen Auge ruhte ein schwärmerischer Ausdruck, der die blassen Züge belebte und ein tiefes Gemüth sprach aus allen seinen Zügen, was unwiderstehlich angezogen haben würde, wenn nicht eine gewisse Scheu, die aus seinem Auge blickte, eben so schnell wieder abgestoßen hätte. Seine durchaus schwarze Kleidung war gewählt, aber etwas phantastisch.

Lange hatte sein Auge sinnend auf der überreichen Gegend geruht, von dem prachtvollen Anblicke beseligt und erhoben, ließ er sich endlich unwillkürlich unter dem Lorbeer am Grabe Virgil's nieder und gab nun sich ganz den Gefühlen hin, die diese herrliche Scene in ihm wach gerufen hatte.

Tiefe Stille hatte indeß die Punta di Posilippo umlagert, das purpurne Abendroth war am Horizonte verglommen, allmählig begannen die Schatten der Nacht aufzutauchen und die ermüdete Erde bereitete sich schweigend auf ihre heiligen Mysterien vor. In unbestimmten Umrissen stiegen jetzt wie aus weiter Ferne die Thürme Neapels empor, und der Schimmer einzelner Lichter flimmerte, gleich Irrwischen, durch die auftauchenden Schatten. Mehrere kleine Fahrzeuge durchfurchten noch den Golfo, der dumpfdonnernd seine grünen Wasserfurchen langsam an das sandige Ufer wälzte, und ein Dreimaster wanfte gleich einem Riesengerippe über die unbegrenzte Fluth. Dunkle Nebelgebilde entstiegen gespenstig dem finstern Abgrunde und umfingen mit weiten gigantischen Armen die grauen Felsenmassen Capri's, und der düstere

Besuv, seine rauchenden Bluthsäulen zum Himmel empor wirbelnd, reckte das drohende Haupt weit in die unendliche Nacht hinaus.

Vor dem trunkenen Blicke des Fremden zog dies alles, vom blassen Schimmer des Mondes matt beleuchtet, wie duftige Feengebilde, vorüber. Die düstre Schwermuth, die früher seine Züge umlagert hatte, schwand, das schwärmerische Auge berauscht von allen diesen Herrlichkeiten, strahlte verklärt, und hob sich bisweilen empor zum unermesslichen Firmamente, wo die freundlichen Gestirne, ihm ewig fern und ewig nah, in seine von namenlosen Gefühlen bestürmte Brust milden Trost herab funkelten.

Da plötzlich schlägt ein Hülfseruf gellend an sein Ohr, betäubt rafft er sich empor, er glaubt von einem schweren Traume zu erwachen, und von dem wilden Spiele seiner Phantasie getäuscht zu sein. Doch immer näher, immer ängstlicher erschallt jetzt das Geschrei. Schnell reißt er den Dolch hervor und stürzt dem Gebüsche zu. Mit der letzten Kraft rang hier eine junge Dame mit einem Lazzarone, der, wie es schien, sie zu berauben suchte.

„Halt!“ rief der Fremde mit dröhnender Stimme, den blitzenden Stahl hoch über dem Haupte des Räubers schwingend. Doch dieser ließ schnell sein Opfer aus den Armen sinken, warf einen durchbohrenden Blick auf den Herbeigeeilten und floh pfeilschnell in das Dickicht. Der Fremde, unkundig der Gegend, verfolgte den Flüchtling nicht, und suchte die Dame, die ohnmächtig auf den Rasen niedergesunken war, in's Leben zurückzurufen. Allmählig erwachte sie aus ihrer Betäubung. Ein rosiges

Schimmer überflog die zarte Wange, der gewölbte Busen hob sich höher, das dunkle Auge öffnete sich und sein erster Strahl ruhte mit dem Ausdrucke der innigsten Dankbarkeit auf dem Retter. Endlich hatte sich die Dame von dem plötzlichen Schrecken vollkommen erholt, erhob sich vom Rasen und verließ langsam am Arme des Fremden den Posilipp.

Mit bewegter Stimme suchte sie in der rührendsten Sprache eines dankbaren Herzens ihrem Retter für seine edelmüthige Aufopferung zu danken.

„Nie, nie werde ich vergessen,“ rief sie aus, „daß Ihr es war't, der im Momente der höchsten Gefahr zu meinem Schutze herbeieilte.“

„Macht mich nicht allzu eitel,“ versetzte der Fremde, „sonst möchte ich meinem Verdienste zuschreiben, was allein das Werk des Zufalls war. — Aber sagt mir doch, wie ein einzelner sich erfreuen konnte die Vorübergehenden hier in der Nähe der Stadt anzufallen?“

„O, er hat alles wohl berechnet,“ sprach die Dame. „Sobald es dunkel wird, verläßt jedermann den Posilipp, um nach Hause zu eilen, und einzelne, die sich verspäten, können alsdann selten auf Rettung hoffen, wenn sie angefallen werden. Leider hatte ich heute dieses Mißgeschick. Erst spät hatte ich mit einer Freundin die Anhöhe bestiegen. Wir pflückten Blumen, verloren uns dabei immer tiefer im Gebüsche und schon längst war die Nacht hereingebrochen, als wir den Rückweg anzutreten begannen. Wir verdoppelten unsere Schritte, und näherten uns bereits dem Abhange des Berges, als ein Mann zwischen

den Bäumen hervorbrach und uns mit schrecklicher Stimme zu stehen befahl. Wir erschrocken heftig und wollten den Berg hinabfliehen und schon glaubte ich mich vor dem Verfolger gesichert, als ich an einer Wurzel ausgleitete. Schnell raffte ich mich auf, aber die Arme des Schändlichen hatten mich schon umschlungen, aus denen Ihr mich so edelmüthig befreit habt.“

Die Dame war jetzt mit ihrem Begleiter am Fuße des Posilipp's angelangt. In bestimmteren Umrissen stiegen die Thürme Neapels empor, und schon vernahm man das ferne Rauschen der wogenden Volksmenge. Da wand sich die Dame plötzlich vom Arme ihres Begleiters los und hing mit dem Freudenrufe: „Meine Elvira!“ am Halse der Freundin.

„O, meine Bianca!“ rief diese froh überrascht, „wie glücklich bin ich, Dich wieder in meinen Armen zu halten! Ach, ich zitterte für Dein Leben! Denke Dir meinen Schrecken als ich hier unten ohne Dich anlangte. Auf meiner Flucht hatte ich nicht den Muth umzuschauen, auch glaubte ich immer, Dir nahe zu sein. Erst als ich gesichert war, vermißte ich Dich. In dieser Todesangst war ich unschlüssig, ob ich in die Stadt nach Hülfe eilen, oder auf den Posilipp zurückkehren sollte. Eben wollte ich das letztere, als ich in Deiner Umarmung zugleich die Gewißheit Deiner Rettung erhielt.“

Bianca stellte ihren Begleiter der Freundin vor und schilderte mit den lebhaftesten Farben ihre drohende Gefahr und die plötzliche Hülfe. — Die lärmende Volksmenge, die sie beim Eintritte in die Stadt allenthalben

umwogte, hemmte endlich ihren Redestrom. Schweigend bog der Fremde mit den beiden Damen in die Toledostraße ein. Hier hemmten die beiden Freundinnen vor einem hohen prachtvollen Gebäude ihre Schritte. Elvira zog die Klingel, Bianca wandte sich noch einmal zu dem Fremden und sprach mit gewinnender Herzlichkeit:

„Signor, was ich Euch zu verdanken habe fühle ich wohl, mein Herz ist aber noch viel zu bewegt, um meinen Empfindungen Worte verleihen zu können, vielleicht vermögen meine Eltern besser als ich diese Schuld abzutragen. Gewährt mir daher die Bitte und besucht uns recht bald, ich habe alsdann noch besonders das Glück meinen edlen Retter näher kennen zu lernen.“

Bei diesen Worten öffnete sich die Thüre, die Damen traten ein und die Pforte schloß sich.

Gleich einem Träumenden blieb der Fremde vor dem Palaste stehen; noch immer war sein Blick an die Thür geheftet durch die das holde Wesen entschlüpft war, und noch immer tönten die süßen Laute ihrer Stimme in seinem Ohr. Noch einmal zogen die Begebenheiten dieses Abends vor seiner Seele vorüber. Er glaubte einen süßen Traum geträumt zu haben, und erhob mechanisch das Auge, um sich von der Wirklichkeit zu überzeugen, zu den hell erleuchteten Fenstern des Hauses empor.

„Habt Ihr den Palazzo des Ombrini lange genug angegafft?“ erscholl plötzlich eine gellende Stimme dicht hinter ihm, und weckte ihn unangenehm aus seinen Phantasien. Entrüstet wandte er sich und begegnete dem hämischen Blicke des Lazzarone, aus dessen Händen er die

Marchesina so eben gerettet hatte. Eine dunkle Gluth sprühte aus dem Auge des Fremden. Der Mund preßte sich krampfhaft zusammen und die Hand zuckte nach dem Dolche. Der Lazzarone aber schlug eine schallende Lache auf, und war im Nu um die nächste Ecke verschwunden.

3.

— — — Ich war ganz Ohr,
Und Harmonien sog ich ein, die aus des Todes Arm
Die Seel' zurück gerufen hätten.

Milton.

In dem prachtvollen San Carlo war heute großes Concert. Ganz Neapel strömte dahin, um den gefeierten Virtuosen aus Genua auf seiner Violine zu bewundern. Ein unbegrenzter Ruhm, den er sich in seiner Vaterstadt und den Provinzen, wo er bereits aufgetreten war, errungen hatte, war seiner Ankunft schon längst vorausgeeilt. Kein Wunder daher, wenn man der Erscheinung dieses Künstlers schon längst mit der größten Spannung entgegen gesehen hatte. Endlich war er der dringenden Einladung gefolgt, um auch hier neue Lorbeern in seinen reichen Kranz zu winden, und die ganze gebildete Welt strömte dem Theater zu.

Die lang erwartete zweite Stunde *) hatte bereits

*) Die Italiener zählen von einem Ave Maria bis zum andern ihre Stunden und erhalten auf diese Weise vierund-

den Anfang des Concerts verkündet, als eine schon etwas bejahrte Dame von zwei jüngern begleitet, in eine der mittlern Logen trat. Es war die reizende Tochter des mächtigen Marchese Ombrini, die mit ihrer Mutter und ihrer Freundin Elvira seit der Abwesenheit des Vaters zum erstenmal wieder in San Carlo erschienen war. Ihr Blick durchstreifte einige Zeit Logen und Parterre, allmählig aber lagerte sich eine trübe Wolke getäuschter Erwartung um ihre schöne Stirne. Der Director gab dem Orchester das Zeichen — mißmuthig zog sie sich von der Brüstung zurück, und ließ den Schleier fallen.

Die Einleitungssymphonie begann. Das Orchester executirte mit Präcision und Sicherheit, aber weder die lieblichen Melodien noch das wilde Rauschen der Pauken und Trompeten vermochte der Versammlung eine besondere Aufmerksamkeit abzugewinnen, jedes Auge ruhte erwartungsvoll auf dem Vorhange, der den Künstler den Blicken des Publicums noch entzog. Die Ouverture endete. Eine feierliche minutenlange Stille herrschte rings umher. Jetzt flog der Vorhang in die Höhe. Stürmischer Jubel erschütterte donnernd das Gewölbe und begrüßte den Künstler, der bescheiden zwischen den Coulissen hervortrat.

Bianca's Blicke gleiteten flüchtig über die Bühne —

zwanzig. Da aber das Ave Maria im Sommer sehr spät, im Winter aber desto früher geläutet wird, so ist diese Zeitbestimmung ewig wandelbar, und hat ohnedies noch manches unbequeme.

ein freudiger Schreck durchschauert ihre Glieder — sie traut ihrem Auge nicht — noch einmal blickt sie hinüber — doch nein, es war keine Täuschung! ihr Retter stand vor ihr. Der genueser Virtuose, der hochgepriesene, all bewunderte Nicolo, war ihr Beschützer gewesen. Ihr Herz schlug hörbar, krampfhaft faßte sie mit beiden Händen den Schleier, um die Gluth ihrer Wangen zu verbergen, und zog sich in den Hintergrund der Loge zurück, um sich von der plötzlichen Ueberraschung zu erholen.

Der Künstler war indessen in's Proscenium getreten, und hatte dem Orchester das Zeichen zur Eröffnung des Concertes gegeben. Seine Kleidung war wie gestern durchaus schwarz, seine blassen Züge aber schienen, von dem matten Schimmer der Kerzen beleuchtet, noch geisterhafter als früher zu sein. Als er nach beendigtem Ritoruell die Violine ansetzte, schien seine Gestalt sich noch mehr zu erheben und etwas überirdisches anzunehmen; seine Lippen preßten sich zusammen und sein geistreiches Auge glühte noch feuriger als sonst. Eine erwartungsvolle Pause trat ein. — Jetzt strahlte er den ersten Ton aus — gleich Sphärenmusik drang der edle, glockenreine Klang der Violine durch den entzückten Busen und schloß dem Herzen, das sich schweigend in das Meer der Töne versenkte, eine neue Feenwelt voll der süßesten Wonne auf. Gleich Perlen rollten die schwierigsten Passagen unter den Fingern des Virtuosen hervor. Sein Bogenstrich war bald energisch und feurig, bald tändelnd und graciös; jetzt gleitete er sanft und leicht, die lieblichsten Töne in einander schmelzend, über die Saiten, dann trennte er sie

wieder, indem er eine Reihe von Noten scharf und kurz abgestoßen mit einer ungeheuern Rapidität vortrug. Bald schien er die Saiten mit dem Bogen zu peitschen, bald ließ er ihn tanzend im neckenden Staccato über sie springen, oder er braußte gleich einem schäumenden Waldstrom in kühnen Doppelgriffen einher. Die hohe Vollendung, womit er dies alles vortrug, das tiefe Gefühl, welches aus seinem Spiele sprach, riß die Zuhörer zu Staunen und Entzücken hin. Immer feuriger und energischer rauschte sein Spiel, bis zur höchsten Höhe stieg er empor. — Pauken und Trompeten braußten dazwischen. — Noch einmal erhob er sich mit einer brillanten Cadenz und das Orchester fiel mit dem Tutti ein.

Ein kurzes Adagio, welches jetzt begann, gab dem Künstler Gelegenheit in einer neuen Sphäre zu glänzen. Das ganze Stück bestand aus einzelnen gehaltenen Noten, der Geist aber, den er ihnen einhauchte, die Zartheit, die Innigkeit und die edle Einfalt mit der er sie vortrug, rührten alle Herzen. Ein größeres Ritornell trat dazwischen, um dem Künstler Zeit zu lassen, sich für den letzten aber schwierigsten Satz zu sammeln.

Seine Blicke schweiften indessen spähend durch den weiten Saal und schienen lange nach etwas zu suchen. Doch das Bemühen war umsonst und getäuschte Erwartung faltete allmählich die Stirne des Genuesen. Seine Unruhe war Bianca's Aufmerksamkeit nicht entgangen. —

„Wen er wohl suchen mag!“ flüsterte sie sich zu, er, der Fremdling, der Unbekannte, der früher noch nie

Neapel betrat! Strebt sein Blick vielleicht nach mir?“
 setzte sie sinnend hinzu, und eine hohe Röthe überflog
 ihre Wange. „Doch nein, was ich für ein Kind bin,“
 fuhr sie still lächelnd weiter, „er hat mich ja gestern zum
 erstenmale gesehen, er kennt mich ja nicht einmal.“ In
 diesen Zweifeln schwebte ihre Seele lange hin und her.
 Nach einigen Zögern schlug sie den Schleier zurück. Ni-
 colo's Auge streifte in dem Momente an ihrer Loge vor-
 über — er erkennt sie — ein electrischer Schlag durch-
 zuckt ihn, dunkler Purpur überzieht sein Gesicht, und
 ein süßer Wahnsinn verwirrt seine Sinne.

Jetzt endete das Tutti und das Solo sollte beginnen.
 Al' sein Blut war im Aufruhr, fieberhaft stürmte es
 durch die Adern, und drängte die Pulse zu schnelleren
 Schlägen. Nur mit Anstrengung gelang es ihm, die
 nöthige Fassung zu erringen, um das schwierige Finale
 durchzuführen. Sein Vortrag hatte jetzt einen andern
 Charakter angenommen. Die Schwermuth, die in den
 beiden ersten Sätzen durchgeschimmert hatte, war ver-
 schwunden, und die begeisterte Hymne der beglückten Liebe
 braust jetzt feurig und kühn durch den weiten Saal, die
 Straduari erzitterte unter seinen Fingern und zu immer
 schnelleren Schlägen rückte das Tempo vor. Lange wollte
 das Orchester zurückhalten; von dem mächtigen Genius
 des allgewaltigen Meisters aber unwiderstehlich ergriffen,
 folgte es endlich willenlos seinem kühnen Fluge, und un-
 aufhaltsam rauschte der Strom der Töne, alles mit sich
 fortreißend, auf seiner selbst gebrochenen Bahn dahin. —
 Endlich hatte seine Kunst den höchsten Glanzpunct erreicht.

Noch einmal senkte sie sich in die Tiefe hinab und erhob sich dann crescendo mit Doppeltrillern bis zur schwindelnden Höhe empor — brausend stürzte sich das Orchester dazwischen und begleitet von dem stürmischen Beifall des Publicums feierte er in einem kurzen begeisterten Satz den Triumph der höchsten Kunst.

Aufgelöst in Seligkeit hatte Bianca mit geschlossenem Auge den Zaubertönen des unerreichbaren Künstlers gelauscht, und sein Spiel, der reine Abglanz der höchsten Liebeswonne, hatte in ihrem tief ergriffenen Herzen wunderbar angeklungen.

Die beiden folgenden Stücke zogen unbeachtet an ihrem Ohr vorüber, und als die große Pause eintrat, saß sie noch immer in ihre Träume versunken im Hintergrunde der Boge.

Elvira hatte bis jetzt ihre Freundin beobachtet und bald errathen, was ihr Herz so tief bewegte. Zu zartfühlend um sie gewaltsam aus ihren Phantasien zu reißen, wandte sie sich zur Marchesin und verflocht sie in ein langes Gespräch, um so ihre Aufmerksamkeit von Bianca abzuziehn.

Nach der Ouverture der zweiten Abtheilung trat der Genuese noch einmal auf. Er hatte diesmal die beiden mittleren Saiten von seiner Violine genommen, und trug ohne alle Begleitung auf der tieferen Saite wie mit einer vollen Tenorstimme die Melodie über eine Canzone Petrarca's vor, in welcher der unsterbliche Dichter die glühendste Sehnsucht nach seiner Laura rührend und innig ausgesprochen hatte. Die Melodie tönte in jedem Munde, aber

so zart, so ergreifend, mit solchen tiefen Gefühlen wie sie Nicolo vortrug, war sie noch nie gehört worden. Er schien seine ganze Seele in diesen Tönen aushauchen zu wollen. Die nämliche Melodie trug der Künstler nun auch auf der E Saite den Sopran nachahmend vor und legte zugleich einen von dem ersten verschiedenen Charakter hinein. Der Schmerz war gemildert, die Klage war verstummt, Trost und Zuversicht sprachen aus diesen Tönen, durch die sich aber immer noch leise Anklänge einer trüben Ahndung hindurchzogen. Bald darauf variierte der Künstler das liebliche Thema, indem beide Stimmen bald concertirend erschienen, bald in den reinsten Doppeltönen ihre Gefühle vereint ausströmten. Süße Liebeschwärmerei, hoffnungsvolles Vertrauen und düstere Trostlosigkeit wechselten in den zartesten Abstufungen mit einander, das Herz bald entzückend und erhebend, bald vernichtend und beklemmend. Nach und nach ward das Tempo langsamer, die Töne schwermüthiger und gehaltener — immer schwächer lispelten die beiden Stimmen einander zu; im leisesten Pianissimo zitterten einzelne Klänge noch abgebrochen durch den Saal — endlich waren sie erstorben. — Tiefe Stille ruhte auf der ganzen Versammlung. Alle Herzen hatte eine seltene Rührung ergriffen, niemand wagte aus dem beklemmten Busen Athem zu holen, keine Hand erhob sich Beifall flatschend um das heilige Schweigen frevelnd zu unterbrechen. Die Zaubertöne waren in die Brust eines jeden hinabgestiegen, und hatten Welten aufgeschlossen, die geheimnißvoll wie ein Traum in den tiefsten Abgründen der Seele schlummerten, und jetzt vor der magischen Allge-

walt zurückbeben, die bis zu dem Schlag des Herzens — bis zu ihnen selbst, vorgebrungen war.

Das Orchester unterbrach die große Pause, indem es mit einem Ritornell zu einer Sopranarie einleitete. Dieser folgte ein kürzerer Instrumentalsatz, der die Abendunterhaltung schloß. Noch einmal begrüßte ein tausendstimmiger Jubel, das ganze Haus erschütternd, den großen Meister und zollte ihm den verdienten Dank für seine unerreichtbare Kunst. Die kaum übersehbare Menge der Anwesenden erhob sich dann rauschend und verließ mit der dem Italiener eigenen Lebhaftigkeit stürmisch drängend das Theater. — In wenigen Minuten war der große Saal so still und öde wie eine Todtenhalle.

Bianca's Begleiterinnen waren ebenfalls aufgebrochen. Bewußtlos verließ sie am Arme der Freundin die Loge.

„Aber Bianca, wo hast Du Deine Gedanken!“ rief endlich die Marchesin etwas unwillig, „schon zweimal bat Dich Elvira um Dein Urtheil über den genueser Künstler, und noch immer hast Du ihr nicht geantwortet?“

„Er spielte leidlich, meine Mutter!“ stammelte Bianca aufschreckend, nachdem sie in ihrer Zerstreuung auch noch die dritte Frage zur Hälfte überhört hatte.

„Wie, er spielte leidlich?“ eiferte die Marchesin „Du willst Musikkennerin sein und schämst Dich nicht eines solchen Urtheils?“

Elvira lächelte bedeutsam und flüsterte scherzend ihrer Freundin zu: „Ich wollte eigentlich bloß die Bemerkung

machen, daß ich zwischen dem genueser Geiger und dem Retter meiner Bianca einige Aehnlichkeit gefunden habe."

"Hast Du dies wirklich?" fragte die Freundin erstaunt.

"O ja, und ich glaube sehr viele," versetzte Elvira schalkhaft, "zugleich wird er Deine Vorurtheile über die Violine vollkommen gehoben haben."

Bianca schlug ihr schönes Auge mit einem sanften Vorwurfe zur Freundin empor und schwieg. Elvira wußte, was ihren Busen so stürmisch bewegte; sie wollte das Herz des armen Mädchens nicht noch mehr foltern, brach das Gespräch ab und überließ sie ungestört ihren Phantasien.

So langten sie an Bianca's Wohnung an, Elvira empfahl sich und die Freundin zog sich in ihr Closet zurück, wo sie bald unter dem Schutze der schweigenden Nacht von Morpheus Armen umfassen, in süße Träume eingewiegt wurde.

4.

O, daß den Menschen nichts vollkommnes wird
Empfind' ich nun! — — —

Goethe's Faust.

In blendend weißem Morgenanzuge saß Bianca hinter den hohen Gardinen, die an den Fenstern des Dmbrinischen Palastes herabrollten. Sie hatte sinnend das schöne Auge zur Erde gesenkt und erhob es nur bisweilen,

um einen flüchtigen Blick auf die volksbelebte Straße zu werfen. Der tiefe Eindruck, den das letzte Concert auf sie gemacht hatte, war zwar keineswegs schon verwischt, die frischem Rosen auf ihren Wangen bewiesen aber, daß die Verwirrung entschwunden war, welche die plötzliche Ueberraschung, in dem gefeierten Künstler ihren Retter zu erkennen, in ihren Sinnen hervorgebracht hatte. Sie wollte es sich jetzt selbst nicht mehr gestehen, wie sehr das Spiel des großen Meisters sie ergriffen und ihr Herz mit der Allgewalt der Liebe zu ihm hingezogen hatte; die sehn-suchtsvollen Blicke aber, die sie von Zeit zu Zeit erwartungsvoll auf die Straße hinab gleiten ließ, konnten mit Zuversicht das Gegentheil vermuthen lassen.

„Signor Nicolo wünscht seine Aufwartung machen zu dürfen!“ meldete die eintretende alte Duenna mit monotoner Stimme.

„Er ist willkommen!“ rief Bianca in der größten Bestürzung. Zitternd wollte sie sich von ihrem Siege aufraffen, aber wie von unsichtbaren Banden schien sie gehalten zu werden — und in dem Augenblicke trat der Genuese ein.

„Nach Eurem Wunsche, Marchesina, wage ich es, Euch heute eine der schönen Morgenstunden zu rauben!“ sprach er, sich ihr nähernd.

Ein hoher Purpur überflog Bianca's Antlitz. Sie wollte antworten, aber die Sprache versagte ihr. In der Angst des Herzens riß sie sich gewaltsam von ihrem Siege empor, und eilte in das Nebenzimmer. Der überraschte Genuese war bestürzt, und wollte sich wieder zu-

rückziehen als Bianca an der Hand ihrer Mutter zurückkehrte, die sich mit ihrem gewinnenden gutmüthigen Blicke näherte. —

„Es freut mich sehr, Signor,“ begann sie, „daß Ihr die Einladung meiner Tochter nicht abgelehnt habt, und mir jetzt Gelegenheit gebt, Euch meinen innigsten Dank für die Rettung Bianca's darzubringen. Aber wie!“ fuhr sie fort, indem sie den Fremden zum Canapee geleitete, „wenn ich nicht irre, so finde ich hier den Künstler wieder, der uns lezthin in San Carlo so angenehm unterhielt, und wir haben somit noch das besondere Glück, einen Mann kennen zu lernen, der in der Kunst das Höchste erreicht hat, und bereits von allen Städten Italiens mit Ruhm und Beifall gekrönt worden ist.“

„Ich muß bekennen,“ entgegnete Nicolo, nicht ohne Empfindlichkeit, „auf diesen Beifall war ich noch nie stolz, denn er vermag mir weder Ersatz für jahrelange Anstrengungen, noch weniger Erheiterung in trüben Stunden zu geben. Zudem ist man in Italien so freigebig mit Beifallsbezeugungen, daß sie meistens sehr zweideutig erscheinen und mehr geeignet sind, den Geist des Künstlers niederzudrücken, als ihn zu höhern Bestrebungen anzufeuern.“

„Ihr äußert, der Beifall vermöge Euch nicht in trüben Stunden Erheiterung zu gewähren,“ fiel die Marchesin ein. „Ich dünkte doch, der Künstler, der freie Bürger der weiten Welt, den die schöne Natur mehr als jeden andern begeistert und aus seinem Ideenreichthume

neue Schöpfungen hervorrufft, dieser — meine ich — sollte sich doch glücklich fühlen und kein Leid kennen.“

„Ich glaube sogar, daß er sich am glücklichsten fühlen wird“ versetzte der Künstler, „wenn er harmlos in die Natur treten kann. Doch mir Armen ward dieses Glück nicht beschieden. Mein Vater, der selbst Musiker war und keinen höhern Wunsch kannte, als mich dereinst auf eine Stufe der Kunst zu bringen, die nur von wenigen erreicht wird, wandte hierzu jedes Mittel an, und knickte dadurch mit empfindungsloser Hand die Rosen meiner Jugend. Kaum hatte ich das Bewußtsein meiner selbst erhalten, als ich schon an das Notenpult gefesselt und die Violine in meine Hand gezwängt wurde. Ich war Virtuose, ehe ich es nur ahnen konnte, aber ich hatte es theuer erkaufte. — Jetzt trat ich hinaus in die Welt, von dem hereinströmenden Lichte, gleich einem Blinden, der zum erstenmale die Sehkraft erhält, erdrückt und geblendet. Der kalte Nachtschauer, der über die Blüthe meiner Jugend gegangen war, hatte mein Herz gebrochen. Es hatte sich nie der Freude öffnen dürfen, und jetzt konnte es sich ihr nicht mehr öffnen. So durchzog ich Stalien's reiche Provinzen, ungerührt und ohne Theilnahme. Erst als ich die reizenden Umgebungen Eurer Stadt betrat, als ich das Feenland der Hesperiden schaute, wurde ich seltsam ergriffen; die Eiskrinde, die mein Herz so lange umfassen hielt, löste sich ab und zum erstenmale fühlte ich mich in der Natur glücklich und beseligt.“

„Bermöchte denn nicht die Menschheit Euch mit der

Natur auszuföhnen?“ unterbrach ihn die Marchesin theilnehmend.

„Die Menschheit?“ versetzte der Künstler bitter, „Wehe dem, der von der Natur zu ihr flüchten will! Er hascht nach einem trügerischen Phantome; denn die eine ist nothwendig von der andern bedingt! — — Und wo hätte ich Menschen lieben lernen sollen?“ — fuhr er nach einer Pause düster und kalt fort, „Kindesliebe ist ja der Keim aller Liebe! Und wie konnte ich einen Vater lieben, der mir jede, auch die unschuldigste Freude versagte? Als ich dann hinaus in die Welt geschleudert wurde, umgaben mich fremde Gestalten. Niemand nahte sich mir theilnehmend. Man haschte nach Ehrenkugel, erschöpfte sich in leeren Förmlichkeiten und wandte sich dann kalt von mir ab. So ward mein Inneres immer mehr zerrissen, ich zerfiel mit mir selbst und wenn der Anblick der Natur, statt mit Ruhe, meine Seele mit Schwermuth füllte, so raubte mir die Menschheit den Glauben an mich selbst.“

„Nun, wenn Euch auch alles verließ, die Kunst blieb Euch doch immer!“ tröstete die Marchesin.

„Soll denn der Schiffbrüchige nichts mehr haben, woran er sich halten könnte!“ versetzte Nicolo mit Wehmuth. „In welche Abgründe wäre ich schon gesunken, wenn mir nicht die Kunst geblieben wäre? Aber auch sie wird nicht selten zu meinem grausamsten Peiniger! — Täglich erinnert sie mich an die schmerzlichen Opfer, die ich ihr bringen mußte, bevor ich ihre Geheimnisse nur ahnen konnte, oder sie steigt, wenn ich ihr vertrauensvoll mein Herz öffne, in die Tiefen der Seele hinab, weckt

die schlummernden Gefühle der Sehnsucht nach etwas Höherem, Unnennbarem, ruft die sanfteren Empfindungen der Liebe und Freundschaft wach, flieht alsdann tückisch, und läßt mich mit meinem Schmerze und meiner Sehnsucht allein.“

„Laßt Euch von diesem Schmerze nicht allzusehr niederbeugen, und hofft auf eine freudreiche Zukunft!“ ermunterte die Dame. „Ihr habt ja selbst versichert, die Umgebungen Neapel's hätten einen so tiefen Eindruck auf Euch hervorgebracht. So verweilet denn noch recht lange in unsrer lieblichen Gegend, sucht Euch den Aufenthalt in Neapel so angenehm als möglich zu machen, und gewährt uns noch oft das Vergnügen Eurer Unterhaltung. — Ich selbst liebe die Musik sehr und Bianca hat, wie ich glaube, schon ziemliche Gewandtheit auf dem Pianoforte erlangt. Wenn Ihr es nicht verschmähen wolltet, sie bisweilen mit der Violine zu begleiten, so würdet Ihr uns gewiß sehr genußreiche Abende bereiten. Doch dabei hoffe ich denn auch, Ihr werdet mit Eurem nächsten Besuche nicht allzu lange zögern, und uns recht bald mit den zarten Klängen Eurer Violine ergötzen.“

Der Virtuose empfahl sich.

„Ein interessanter Mann!“ begann Bianca's Mutter nach einer Pause. „Nur Schade, daß er das Leben von der Schattenseite auffaßt, und sich einem selbst geschaffenen Grame allzusehr hingiebt. — Aber sieh nur, wie Deine Wangen wieder glühen. Du bist ernstlich krank, mein Kind, die brennende Sommerhize hat Dich allzusehr angegriffen. Doch beruhige Dich und suche

Deine Sonaten von Corelli vor, daß Du eingeübt bist wenn Nicolo mit Dir spielt.“

Mit diesen Worten verließ sie Bianca und zog sich in ihr Zimmer zurück.

„Ich soll spielen! und ach, mein Herz ist so voll!“ flüsterte das holde Mädchen, und legte die Hand an den stürmisch bewegten Busen.

5.

Die bösen Fiedler und Geiger dienen dazu, daß wir sehen und hören, wie eine feine gute Kunst die Musik sei: denn Weißes kann man besser erkennen, wenn man Schwarzes dagegen hält.

L u t h e r.

In der Mitte der prachtvollen Toledostraße befindet sich die Trattoria des Restaurateurs Perfetti. Schon in weiter Ferne vernimmt man das geräuschvolle Treiben der Gäste und Aufwärter, das sich noch bedeutend vermehrt, je näher man dem Speisehaus kommt. Tritt man aber in die Zimmer und wird man mitten in den lärmenden Strudel hineingerissen, so mag es dem Fremden, der dessen noch ungewohnt ist, seltsam zu Muth werden, während der Neapolitaner hier so recht in seinem Elemente ist.

Auch Nicolo, der sich eines Abends hier eingefunden hatte, empfand dieses Mißbehagen und zog sich um den wilden Lärmen zu entgehen in den tiefsten Hintergrund des

Zimmers zurück. Hier überließ er sich ungestört seinen Phantasien, bis er plötzlich durch eine heißere, mißtönende Stimme, die ein Glas Bolpicell verlangte, aufgeschreckt wurde. Hastig wandte sich der Genuese und begegnete dem stechenden Blicke eines kleinen ältlichen Mannes, der sich ihm gegenüber gesetzt hatte. Seine aschgrauen Augen blitzten feindlich unter dem breiten weißen Sombbrero (Schattenhut) hervor, der schon ziemlich abgegriffen war; die lasurblaue, scharfgekrümmte Nase bog sich so weit über die dunkelrothe Unterlippe herab, daß beide einem Papagei glichen, der eine Kirsche in seinem Schnabel hält. Die eingefallene Wange hing schlotternd gleich einer vergelbten Pergamentrolle an dem emporragenden Backenknochen herab, und das magere Kinn mit einzelnen grauen Barthaaren besäet, war so stark gebogen, daß es mit der Nase eine Peripherie zu bilden schien. Die rohen, stark markirten Züge hatten etwas feindliches und sprachen eine unverschämte Arroganz aus. Seine zum Theil schmutzige Kleidung bestand aus einem Rocke von rhabarberbrauner Farbe, dessen altmodischer Schnitt genau mit den übrigen Spuren des Alterthums übereinstimmte. Die scharlachne Weste reichte bis auf die Knie und war mit einer Reihe von ungeheuren Knöpfen geziert, von welchen die einen bereits den Weg alles Zeitlichen gegangen, die andern aber blind waren. Kurze, blaßgrüne Beinkleider, weiße wollene Strümpfe, die aber, nachdem sie einigemal die Wäsche versäumten, die schwachtende Isabellfarbe angenommen hatten, und Schuhe mit großen Schnallen vollendeten einen Anzug, der vor

zwanzig Jahren als Gallakleidung gebient haben mochte. — Diese sonderbare Gestalt, über deren Scheitel wenigstens sechzig Jahre hinweggeeilt waren, verzerrte zu dem noch jeden Augenblick die Gesichtsmuskeln und murmelte mit halber Stimme die gemeinsten Flüche vor sich hin. Nachdem der verlangte Wein gebracht worden war, forderte der seltsame Gast mit der nämlichen grellen Stimme den Speisezettel, las mit großem Aufwand von Athem das lange Register herab und verlangte alsdann einen Teller Suppe und zwei Stückchen rohen Sellerie. Dieses Gericht, so schnell es bereitet worden war, wurde noch schneller verschlungen. Nach glücklich beendeter Mahlzeit, während welcher der Essende fortwährend seine Flüche zwischen den arbeitenden Zähnen hervorgestoßen hatte, ließ er seine Blicke wieder auf Nicolo gleiten, der noch immer kein Auge von der possirlichen Gestalt verwannte.

„Warum starrt Ihr mich an, Signorino!“ polterte endlich der Alte mit seiner mißtönenden Stimme hervor.
„Habt Ihr mich nie gesehen?“

„Könnte mich nicht entsinnen, die Ehre gehabt zu haben,“ versetzte Nicolo mit einer ironischen Verbeugung.

„Nicht entsinnen? gran sciocco! (Einfaltspinsel!) Könnt Euch nicht entsinnen? und ich habe doch in Eurem Concerte die Altvioline gespielt, Cospetto del diavolo! und habt meinen Namen nicht auch schon früher gehört?“

„Ich bedaure, nicht längst Eure interessante Bekanntschaft gemacht zu haben“ erwiderte Nicolo „vielleicht würde mir ein gefeierter Name genannt, wenn Ihr die Güte haben wolltet — — —“

„Schon gut, schon gut! Ich heiße Don Petrucca, Don Petrucca!“

„Don Petrucca?“ wiederholte der Genuese wie nachdenkend. „Ach nun entsinne ich mich, der Lampenpußer am teatro San Chrisostomo zu Venedig. — —“

„Lampenpußer?“ schrie der Alte wüthend und richtete sich stolz in die Höhe. „Ich war erster Violinist bei dem Kaiser von Rußland und bin jetzt Corpo di Sattanasso! erster Altviolinist am teatro San Carlo allhier.“

„Das ist etwas anderes, edler Don,“ fiel Nicolo ein. „Verzeiht und verschont mich zugleich mit Eurem wilden Fluchen!“

„Fluchen? Ah perzipizio! Mein Fluchen geht Euch gar nichts an!“

„Mich nicht? Sonderbar, ich sehe doch sonst niemanden im Zimmer, dem es gelten könnte.“

„Ihr seht niemanden? Ich sehe auch niemand, briccone, coglione und meine überhaupt auch nur alte Narren von Geigern.“

„Habt Ihr mir vielleicht ebenfalls die Ehre erwiesen und mich in dieses Register aufgenommen?“

„Seid Ihr ein Schüler vom großen Tartini?“ fragte der Geiger hastig.

„Wie könnt Ihr fragen!“ versetzte Nicolo verwundert. „Tartini war todt, ehe ich auf die Welt kam.“

„So, er war todt, war schon todt? Dann gehört Ihr auch zu den Narren.“

Nicolo wußte nicht, ob er lachen oder zürnen sollte.

Er bezwang sich jedoch und bat den Don um eine nähere Erklärung.

„Seht,“ begann der Geiger, vertraulich näher rufend. — „Seht es giebt nur einen Tartini und auch nur eine wahre Spielart. Was ist aber die wahre Spielart, was soll sie sein? — Gesang soll sie sein, der Gesang ist die Seele von allem. Wie soll aber dieser Gesang sein? — Lieblich hell soll er sein, sanft und einfach soll er sein und mit anmuthigem Passagenwerk, mit zierlichen Laufern und Trillern versehen sein, die auch regelmäßig nach den halben und ganzen Applicaturen gegriffen werden können. Und wer hat diese Manier besser verstanden, als der unsterbliche Tartini. Wer hat Liebliches und Regelmäßiges zu setzen gewußt als er? Aber jetzt — *Corpo di Christo nero*, wie ist es jetzt? — Von Gesang keine Rede, kein *Adagio*, keine ganze Note. — Ein wildes *tremuliren* und *arpeggiren*; und vollends die Passagen! — Gott und seine lieben Heiligen stehen uns bei! — Keine *Applicatur*, kein *Bogenstrich* — nichts als spannen und überspannen. Da springen sie wie vom Satan gepeitscht über das ganze Griffbrett und zerreißen die theuern Saiten mit spizigem *Bogenstrich*. — Kein *Aushalten*, kein *Portament*. — Und was machen die Zuhörer? — Die sind nârrisch geworden wie die Geiger. — Hat einer seine *Decimensprünge*, seine *Doppeltriller* bis an den Steg, seine *Arpeggien* in verminderten *Septimen*, seine drei *Octaven sopra una Corda*, seine *Staccato's* und *Contrastriche* hervorgequikt, dann folgt das *Geklatsch*, daß einer *Christenseele* die *Dhren* gellen.“

„Eure Berwünschungen gelten somit den gesammten Anhängern der neuern Schule?“ fragte Nicolo.

„Schule? Schwagt mir nicht von Schule! Santo diavolo! wo ist bei diesen Luftspringern Schule?“

„Allerdings ist bei ihnen Schule,“ versetzte Nicolo unwillig werdend, „und zwar eine Schule, die zu begreifen Euer ausgebranntes Hirn zu schwach ist, eine Schule, erbaut auf die Grundpfeiler der ältern, nur bei weitem ausgebildeter und umfassender, wie es schon die Natur der Sache mit sich bringt.“

„Die Natur der Sache? Gelehrter Herr! Eure Rede ist mir zu tieffinnig, ich kann sie nicht verstehn.“

„Das heißt, Ihr wollt sie nicht verstehen, aber dem ungeachtet werde ich mich näher erklären. Wenn wir von Schule reden, so kann darunter bloß der mechanische Theil der Kunst gemeint sein, und von diesem habe ich behauptet, daß es in der Natur der Sache liege, wenn er beständig im Vorwärtsschreiten begriffen ist, und daher wird auch kein wahrer Künstler anstehen, diesem Fortschreiten des Mechanismus zu folgen. Ihr allein seid zurückgeblieben und Eure Schuld ist es jetzt auch, wenn Ihr zurückgesetzt werdet. Wenn Ihr es denn nicht billigt, daß seit Tartini der Mechanismus der Violine so sehr vervollkommnet wurde, warum schmäht Ihr nicht auch über Euern großen Meister, der ja die Methode von Corelli am meisten erweitert, warum schmäht Ihr nicht über Nardini und Colli, die ebenfalls Tartini's Schüler waren und keinen Anstand nahmen, die Schule ihres Lehrers noch weiter auszubilden?“

„Ausbilden? Was konnten diese ausbilden, sie gingen ja noch mit mir in die Schule. Gott sei ihrer armen Seele gnädig. Wenn sie aber auch etwas mehreres hinzugethan hätten, so sind sie gewiß noch immer bei der guten alten Manier geblieben; diese Neuerer aber, diese Hunde haben erst —“

„Die Methode so weit ausgebildet, wie sie vielleicht schon bei Guern verehrten Meister in der Idee lag. — Seht, wie ungerecht und inconsequent Ihr seid. Ihr preiset die Leistungen Corelli's und Tartini's, Ihr wollt auch noch die Verdienste der Schüler von letzterem anerkennen, weil sie bei der Methode geblieben sein sollen, von den Bereicherungen aber die die Kunst unter den Nachfolgern Martini's, unter Fiorillo und Viotti, so wie unter den Schülern des letzteren, unter Bode und Kreuzer erhielt, davon wollt Ihr nichts wissen, und alle diese haben doch nur die alte ursprüngliche Methode weiter ausgebildet. Daß diese ununterbrochene Reihe von Lehrern und Schülern, durch eine Grundidee geleitet, der ursprünglichen Musik treu geblieben ist, könnte man leicht aus den Compositionen dieser Meister darthun, aus welchen sich zugleich erweisen ließe, daß das Höchste im Mechanismus noch bis jetzt nicht einmal erreicht ist, und daß hier noch gar manches unsern Nachkommen zu vervollkommen übrig bleiben dürfte. Alle Vortheile aber die man bis jetzt dem Instrumente abgewonnen hat, sind zweckmäßig und erlaubt, denn sie liegen nicht außer der Natur und dem Bereiche der Violine. Erst dann, wenn das Instrument mißbraucht wird, wenn seine Eigenthümlichkeit

durch das Unnatürliche unterzugehen droht, dann erst ist die wahre Spielart dahin, denn dann hat sich der Geist, die Seele des Vortrags verflüchtigt, und das dürre Scelett des Mechanismus hascht gierig nach den bunten Lappen, die ihm die geile Mode zur Verhüllung seiner häßlichen Blöße zuwirft."

„Trefflich gesprochen, mein süßer Junge, trefflich gesprochen, habt Eure Lektion gut auswendig gelernt! Fahrt nur weiter fort mit Eurem schönen Wortkram."

„Kann Euch das bisher Gesagte nicht bewegen, Eure alberne Ansicht aufzugeben, so halte ich es unter meiner Würde, noch etwas hinzuzusetzen," erwiderte Nicolo gereizt.

„So? Die Lektion ist also zu Ende? Nun, so laßt uns aufbrechen und nach Hause gehen. Corpo di Christo nero, es muß schon spät sein!" — Mit diesen Worten zog der Geiger eine Violinseite hervor, an welcher eine große Uhr in einem messingenen Gehäuse hing. — „Santo diavolo, es ist schon drei vorüber!" rief er hastig, steckte die Uhr ein und brach auf.

„Bedaure sehr, daß ich nicht noch länger das Glück Eurer Unterhaltung genießen kann," sprach Nicolo sarkastisch.

„Ihr bedauert? — Nun so bleibe ich noch länger," versetzte der Geiger und setzte sich wieder.

„Dann, werther Don," sprach Nicolo lachend, indem er sich von seinem Sitze erhob, „verzeiht, daß ich gehe."

„Habt Ihr es so gemeint?" rief der Geiger vor

Wuth zitternd, während sein aschfales Gesicht kirschroth ward und seine Mundwinkel krampfhaft zuckten. „Habt Ihr es so gemeint, Ihr hagerer Backfisch, den ich in das Futteral meines Geigenbogens stecken könnte? Corpo di Satanasso! Jetzt geht, geht, und schämt es Euch zum Glück, daß Ihr den größten Schüler des größten Meisters kennen gelernt habt.“

„Ich werde weder den größten Schüler noch den ältesten Narren vergessen!“ rief Nicolo lachend und verließ das Zimmer.

Mit grimmigem Gesichte, in welchem sich zugleich die ganze Beschränktheit des Geigers ausdrückte, starrte Don Petrucca dem Genueser nach, ließ alsdann das Haupt sinken, und lehnte sich, von seiner langen Schmäherede erschöpft, in den Sessel zurück. Von Zeit zu Zeit murmelte er unzusammenhängende Worte zwischen den Zähnen.

„Greifert Euch nicht, Maestro,“ sprach eine gedämpfte Stimme dicht hinter dem Geiger. „Greifert Euch nicht, und setzt Euch wieder ruhig an Euern Platz; es giebt noch Häufte genug in Neapel, die Euch gern einen solchen Ehrendienst leisten.“

Bestürzt wandte sich der Alte und begegnete dem sonnenverbranntem Gesichte des Lazzarone, den wir bereits auf dem Posilipp getroffen haben. Er hatte sich schon vor einigen Stunden in die Trattoria eingeschlichen, wo er im hintersten Winkel des Zimmers kauend einige Macaroni verzehrt, und auf diese Weise unbemerkt Nicolo's Gespräch belauscht hatte.

„Ach, Du bist es nur,“ versetzte der Alte mürrisch, indem er sich von seiner Bestürzung erholte, „Christo nero, wie Du mich erschreckt hast! — Doch es ist jetzt alles vorbei! Komm, Junge, setze Dich zu mir und erzähle mir, wo Du Dich bisher herumgetrieben hast. Morti di Dio, ich habe Dich ja schon gar zu lange nicht mehr gesehen. Du wirst doch seit der Zeit das Mandolinenspiel nicht auf die Seite gesetzt haben, das Du von mir lerntest?“

„Glaubt Ihr, ich verderbe meine Zeit mit solchen Pappalien?“ versetzte der Pazzarone mit Nachdruck. „Ich habe mich indessen auf eine weit edlere Kunst geworfen, auf eine Kunst, mit der man auch bisweilen einem guten Freunde einen Liebesdienst erweisen kann. Ich mache jetzt Musik mit Gift und Dolch, die klingen so lieblich, daß alle Wölfe Calabrien's zusammen heulen möchten!“

„Christo sagrato! Kreisch nicht so laut! Dort sitzt ja der ganze Tisch voll besoffenen Viehs,“ sprach der Alte mit unterdrückter Stimme und sah ängstlich um sich her.

„Wenn Euch so viel an diesen Bestien liegt,“ versetzte der Pazzarone nachlässig, „so laßt uns einen Gang durch die Toledostraße machen.“

„Gut gesprochen, Junge! Es will sich ohnedies für einen Mann von meinem Charakter nicht schicken, noch länger in einem Weinhause zu bleiben!“ Mit diesen Worten verließ der Geiger am Arme seines ehemaligen Schülers die Trattoria.

„Was wolltest Du doch vorhin von einem Liebes-

dienste sagen?“ begann endlich der Alte, nachdem sie einige Zeit schweigend die Toledostraße durchstreift hatten.

„Von einem Lieblingsdienste?“ versetzte der Lazzarone ausweichend. „Habe ich davon wirklich geredet, so möchte ich meine Bereitwilligkeit doch nur auf meine Freunde ausgedehnt wissen.“

„Versteht sich! Einem Freunde schlägt man keinen Liebesdienst ab, und ein gutes Wort wird auch einen guten Dolch finden.“

„Wollt Ihr mir etwa Geld geben, um einen solchen Kauf zu können?“

„Schweig, lieberliche Range!“ fuhr der Geiger auf, „bist Du mir nicht die Musiklectionen noch schuldig? Ein Dienst ist des andern werth!“

„Mit nichten, Maestro?“ entgegnete der Lazzarone mit Ruhe. „Warum habt Ihr mich damals mit Schimpf fortgejagt?“

„Santo diavolo! Hast Du vergessen, daß Du mir meine köstliche Violine auf die Erde warfst?“

„Heißt der Tischler dort unten am Largo del Castello, bei dem Ihr sie machen ließet, vielleicht Guarneri?“

„Schweig und ärgere mich nicht noch mehr als der Schurke von Genuesen. Ärgere mich nicht noch mehr, denn Du weißt, wenn man eine Saite zu hoch stimmt, so reißt sie!“

„Richtig, Maestro,“ versetzte der Lazzarone, „und wenn ich nicht irre, so wäre es Euch lieb, wenn dem Genuesen seine ab geschnitten würde.“

„Errathen, und Du Goldjunge wärst der Mann dazu, wenn Du Vernunft annähmest,“ erwiderte der Alte mit süßer Miene.

„Ihr meint, wenn ich Geld annähme.“

„Nun ja, Erzjude, auch Geld sollst Du haben. Ich gebe Dir zehn Piaster, wenn Du ihn aus dem Wege räumst.“

„Legt Ihr noch fünfse darauf?“

„Nein, keinen Carlino!“ versetzte der Geiger entschieden, „zudem sehne ich mich auch nicht so sehr nach dem Tode eines Menschen; ich bin ein tugendhafter Mann!“

„Niemand weiß dies besser als ich,“ sprach der Lazzarone mit einem zweideutigen Blicke. „Damit Ihr aber auch tugendhaft bleibt, so bedürft Ihr solcher Freunde, die ein etwas weites Gewissen haben und einem Laffen, der Euch heute und morgen und übermorgen einen alten Narren schilt, einige Zolle ihrer Dolche kosten lassen.“

„Berwünschter Bube, wenn Du mich denn doch nicht mehr aus Deinen Krallen läßt, so will ich noch zwei Piaster darauf legen, aber das sage ich Dir, ziele gut nach dem Stimmstock, denn Du weißt, ist dieser eingestossen, dann bricht das ganze Corpus zusammen.“

„Ich könnte mich nicht entsinnen,“ versetzte der Lazzarone mit unheimlichem Lächeln, „daß sich bis jetzt einer beklagt hätte, an dessen Rippen ich meinen Dolch gewetzt habe.“

„Ich glaube dies selbst,“ entgegnete der Alte mit

widerlichem Lachen. „Nimm Dich nur in Acht, daß Du nicht an den Unrechten geräthst. Du hast den Schurken doch gut in's Auge gefaßt?“

„Seid unbesorgt, er ist mir schon einmal in die Quere gekommen, und ich bin froh, daß ich ihm jetzt mit gutem Gewissen auf den Leib kann.“

„Schon einmal in die Quere gekommen?“ rief der Geiger hastig, „Schurke, warum hast Du mir das nicht früher gesagt? Dann ist es Deine Sache, Dich zu rächen. Ich zahle nichts!“

„Seid nicht zu hitzig, Maestro! Unser Streit war viel zu unbedeutend, um sogleich zum Dolche zu greifen.“

„Zu unbedeutend? Was war denn die Veranlassung?“

„Ein Weib!“ war die kurze Antwort.

„Ein Weib? Weißt Du nicht, Junge, daß dies für einen rechtschaffnen Mann von jeher die Hauptursache zum Gurgelabschneiden war?“

„Es mag sein!“ versetzte der Pazzarone mit Ruhe, „daß schon mancher blanke Degen aus der lebernen Scheide wegen einer von Fleisch und Blut gezogen wurde; ich lasse mich aber durch dergleichen Kleinigkeiten nicht so schnell in Harnisch bringen; zu dem arbeite ich auch nicht gern auf eigene Rechnung. Jetzt aber hat sich die Sache geändert; Ihr bezahlt mich und ich weiß, was ich meiner Kunst schuldig bin — leben und leben lassen!“

Bei diesen Worten verschwand das treffliche Paar in einer dunkeln Seitengasse.

6.

Süße Liebe denkt in Tönen,
Denn Gedanken steh'n zu fern.

Lied.

Schon oft war seit dem letzten Besuche Nicolo's die junge Sonne hinter den Bergen empor gestiegen und hatte mit rosigem Schimmer einen neuen Tag herauf geführt. An jedem hatte Bianca mit der Sehnsucht der Liebe einem Besuche Nicolo's entgegen geharrt, aber so oft sich die Sonnenstrahlen wieder ersterbend in das kühle Bett der crystallinen Fluth tauchten, sanken auch ihre getäuschten Hoffnungen wieder. Ihre Unruhe stieg mit jedem Tage höher, sie wurde immer verschlossener, und der herbe Gram hoffnungsloser Liebe folterte ihr armes Herz. Endlich erhellte ein Lichtstrahl das tiefe Dunkel. Die Violine Nicolo's wurde mit der Bemerkung gebracht: der Signor werde heute Abend die Ehre haben einen Besuch abzustatten. — Bianca hatte jetzt allen Gram vergessen; freudig setzte sie das Maroquinkästchen, das die Violine umschloß, auf das Pianoforte und begann die Stunden bis zum Abend zu zählen; je näher aber dieser rückte, desto ängstlicher schlug ihr Herz; ein unerklärliches süßes Bangen füllte ihren Busen und wollte sich nicht zurückdrängen lassen. Sie, die bis jetzt nur die Einsamkeit gesucht hatte, scheute sich jetzt vor ihr, und suchte ihr, die die Gefühle der bangenden Erwartung wach rief, zu entfliehen. Sie ließ Elviren zu sich bitten, um bei dem heitern Sinne der

Freundin sich zu zerstreuen, und die Stunden in traulichen Mittheilungen abzukürzen.

Bald darauf trat Elvira ein. Sie war heute wieder ganz das harmlose, lebensfrohe Mädchen, wie wir sie bereits kennen gelernt haben. Das schelmische blaue Auge bligte von Jugendlust und in den schalkhaften Mundwinkeln lachte Scherz und Laune, die jedoch diesmal durch einen leisen Zug von Sentimentalität gemildert waren.

„Dachte ich's doch!“ rief sie, der Freundin in die Arme eilend, „meine Bianca werde bald genug aus ihren Träumen erwachen und sich wieder nach der Freundin sehnen.“

„Wann hätte ich mich nicht nach Dir gesehnt?“ fragte Bianca mit Herzlichkeit.

„Du!“ drohte die Muthwillige mit aufgehobenem Finger. „Wie sehr magst Du Dich seit einem bewußten Concerte nach mir gesehnt haben, wo Du Dich mit keinem Auge bei mir blicken ließeßt. Weißt Du, wie lange dies ist?“

„Es werden etliche Tage sein,“ versetzte Bianca gleichgültig.

„Ja, etliche zehn,“ erwiderte Elvira, ihre Gleichgültigkeit karrikirend. „Ein Zeitraum, groß genug, um eine Reihe von Abentheuern zu umfassen, die eine irrende Dame in Gestalt Deiner Elvira bestand.“

„Wahrscheinlich warst Du seit der Zeit auf Ischia,“ versetzte Bianca, froh, den strengen Inquisitor auf einen andern Gegenstand übergehen zu sehen.

„Mit nichten; ich besuchte mit meiner Tante den Avernensee,“ erwiderte Elvira.

„Wirklich? Dies vermehrt allerdings das Abenteuer bedeutend,“ setzte Bianca mit Laune hinzu.

„Getroffen!“ fiel die Freundin scherzend ein. „Und damit Du dies um so besser beurtheilen kannst, so höre und staune! — Es mögen jetzt vier Tage sein, als wir die Reise mit dem frühesten Morgenrothe antraten, und den Dir wohl bekannten Posilipp bestiegen. Wir durchwanderten die fruchtbaren Fluren, die mit jungen Ulmen und Maulbeerbäumen umkränzt sind, welche dunkle Schattengänge bilden und uns einige Zeit Schutz vor der immer glühendern Sonne gewährten. Bald aber hatten wir die Felsenanhöhe erreicht, wo wir zum erstenmal den weiten Horizont wieder zu Gesicht bekamen. Der Hügel beherrschte das Meer und gewährte eine Aussicht über den ganzen Golfo, der sich unter unsern Füßen ausdehnte und dessen Rücken von zahllosen Fahrzeugen bedeckt war. Unten an den Felsenriffen erblickten wir Puzzuolo und weiter hinaus die Solfatara von Rauchwolken umhüllt. Auch hatten wir jetzt die Hügel des Avernus schon vor Augen und in grauer Ferne stiegen die Ruinen von Bajae mit wildem Strauchwerk bekleidet und das Vorgebirge von Misenum empor. Der Pfad wurde jetzt sehr steinig und wegen der langen Hügelreihe, die uns von dem Avernus trennte, noch viel beschwerlicher. Wir bestiegen die Maulthiere und setzten unsere Reise weiter fort. Die früher so milde Gegend wurde jetzt immer rauher. Steinigte Pfade mit dünnem Haidekraut bewachsen, zogen sich neben Klüften her und traurige Einöden wechselten mit niederem Gestrüpp. Eben hatten wir die dritte Anhöhe dieser langen

Hügelfette erreicht, als wir in dem Thale, das uns von der folgenden Anhöhe trennte, eine Schaar wilder Männer erblickten, deren Aeußeres genau mit dem Charakter der Gegend übereinstimmte. Sie hatten sich unter dem Schatten einer alten Steineiche um ein Feuer gekauert, über welchem ein Kessel hing und brüllten aus rauher Kehle ein wildes Kriegerlied. Unschlüssig, ob wir unsere Reise weiter fortsetzen oder umkehren sollten, hielten wir die Zügel an. Aber schon hatte die Horde uns erblickt und eilte mit lautem Geschrei auf uns zu. Flucht wäre unmöglich gewesen und an Vertheidigung war nicht zu denken, denn unsere ganze Begleitung bestand aus einer Dose und zwei Bedienten, während jene Schaar etwa dreißig Männer zählte. Ihre Kleidung war zerrissen und unordentlich, desto heller blitzten uns aber ihre Waffen in die Augen, die sie zwar nicht erhoben hatten, aber drohend genug in den Gürteln trugen. —

„Willkommen, willkommen edle Damen in unsern schönen Thälern!“ riefen sie mit grinsendem Gelächter auf uns zueilend, „Ihr wollt Euch gewiß in unseren Reihen anwerben lassen; kommt nur, Ihr könnt Fahnenjunker werden!“ — Mit diesen Worten hatten sie uns umringt, und einige faßten mich mit ihren derben Fäusten, um mich herabzuziehen. Ich rief mit der letzten Kraft der Verzweiflung um Hülfe, die Dose stimmte pflichtschuldigst mit ein, und die Bedienten drängten sich, gleich geängstigten Schafen an meine Seite. Aber schon hatten mich die Räuber mit ihren fennigten Armen erfaßt und auf die Erde gehoben, als sich plötzlich die beiden vordersten im

Nacken festgehalten fühlten. Schnell ließen sie mich frei um sich umzuwenden, aber in dem Augenblicke waren sie zu Boden gerissen. Ein junger Mann in feiner Jagdkleidung stand vor mir, der Zorn hatte über seine Wangen eine hohe Röthe gegossen, seine Hand hielt den Degen halb entblößt und mit einem schrecklichen Blicke schien er die Niedergeworfenen durchbohren zu wollen.

„Christo sagrato!“ donnerte er, „schützt man so wehrlose Frauen? Aus den Augen, Ihr Hunde!“ — Ehrerbietig wichen sie alle zurück, die Niedergeworfenen hoben sich langsam vom Boden auf, und schlichen zitternd hinter die andern. Der Fremde trat hierauf zu uns, die Stirne auf der sich der Unmuth gelagert hatte, glättete sich wieder; seine Züge wurden milder und mit gewinnender Artigkeit bat er für den unangenehmen Ueberfall um Verzeihung. Alsdann hob er mich wieder auf das Maulthier und erbot sich zu unserm Begleiter. Wir nahmen es gern an und setzten unter seinem Schutze unsere Reise fort; leider hatten wir aber den berühmten Avernensee, von dessen Synbille der alte Virgil so viel wissen soll, nur allzubald erreicht. Der Fremde empfahl sich kurz, und war im Augenblicke hinter dem Gebüsch verschwunden. Ich kann Dir wohl sagen, ich war recht böse, daß er uns so schnell verließ, denn er war sehr hübsch.“

„Hattest Du ihn früher noch nie gesehen?“ fragte Bianca.

„Ich konnte mich seiner trotz alles Nachdenkens nicht entsinnen; er selbst wick im Gespräche sorgfältig jeder Anbeutung aus, die über ihn einigen Aufschluß hätte geben

können; nur so viel fand ich, daß er in Neapel sehr gut bekannt ist, und somit bleibt mir noch immer die Hoffnung in kurzer Zeit zu erfahren, wer unser Begleiter war.“

Nicolo wurde gemeldet.

„Sieh, wie Du auf einmal so blaß wirst!“ rief Elvira.

„Bringe mich nicht außer Fassung und empfangen ihn, ich will indessen die Mutter rufen,“ sagte Bianca mit unsicherer Stimme und eilte in's Nebenzimmer.

„Verzeiht Signor,“ wandte sich Elvira zu dem Eintretenden, „wenn eine Fremde Euch empfangen muß. Die Damen des Hauses werden sich sogleich deswegen bei Euch selbst entschuldigen.“

„Irre ich nicht,“ versetzte Nicolo, „so finde ich jene Freundin der Marchesina wieder, die ich bereits am Fuße des Posilipp kennen zu lernen das Glück hatte.“

„Ihr täuscht Euch nicht,“ erwiderte Elvira, „ich hatte dafür später das Vergnügen —“

„Schon glaubten wir,“ unterbrach Bianca's Mutter an der Hand ihrer reizenden Tochter eintretend, „Ihr hättet, gegen Euern frühern Vorsatz, Neapel bereits verlassen. Wahrscheinlich haben Euch aber die schönen Sommertage, die Ihr zu Ausflügen in die Umgebungen unserer Stadt verwendet, so lange von uns abgezogen.“

„In der That,“ versetzte Nicolo, „ich nahm meine ganze Muße hierzu in Anspruch und nur die zauberische Gegend um Neapel vermag mich zu entschuldi-

gen, wenn ich Eure gütige Einladung so wenig benützt habe.“

„Wir freuen uns herzlich,“ nahm die Marchesin wohlwollend das Wort, „daß Ihr, den früher alle Schönheiten der Natur ungerührt ließen, jetzt ein warmer Verehrer derselben geworden seid. Die Natur, die Euer Herz für ihre Schönheiten aufgeschlossen hat, wird Euch auch bald für die Freuden der Gesellschaft empfänglich machen. Damit Ihr aber, während Ihr der Natur und der Menschheit ihre gebührenden Opfer darbringt, Eure Kunst nicht allzu lange vernachlässigt, so laßt sie uns heute mit Eurer Erlaubniß in Anspruch nehmen.“

Auf diesen Wink war Bianca an das Pianoforte getreten, und hatte es geöffnet. Nicolo nahm die Straduari aus dem Kästchen und überflog während des Stimmens mit schnellem Blicke die aufgelegte Sonate. —

„Noch einmal, Signor, habt Erbarmen und rechnet mir mein Vergehen nicht als Sünde an!“ rief Bianca, um durch einen Scherz ihre Aengstlichkeit zu beschwichtigen.

„Ich baue ganz auf Eure Kunst und die heilige Cecilia!“ rief Nicolo mit Laune, „so laßt uns denn unter ihrem Schutze beginnen.“

Bianca war, als sie die ersten Accorde anschlug, trotz der angenommenen Heiterkeit befangen. Die Silbertöne aber, die unter den Fingern des großen Meisters hervorströmten, gaben ihr wieder die nöthige Fassung; der hohe Genius, der aus seinem Spiele strahlte, das edle Feuer seines Vortrags begeisterte auch sie und zog sie zu sich mit

Allgewalt empor. Ihre Seelen berührten sich jetzt in einem harmonischen Einklange; eine Empfindung fesselte ihre Herzen mit dem magischen Bande der Töne und in einem Rhythmus durchzuckten ihre Pulse die glühenden Adern. Jetzt erst fühlten sie die unwiderstehliche Macht der ersten Liebe. Was die schüchterne Lippe nicht zu gestehen wagte, das sprach sich jetzt zart und innig, feurig und kühn in Tönen aus. Ihre Herzen hatten sich gefunden und das höchste Entzücken ihrer stillen Seligkeit feierte hier seinen begeisterten Triumph.

Die Musik hatte die Herzen Aller geöffnet. Die Fesseln der Convenienz sanken allmählig; die nun folgende Unterhaltung war ungezwungen und lebendig und ging zuweilen in Scherz und Laune über. Bianca's Mutter fühlte sich besonders zu Nicolo hingezogen, bei dem das Gemüth immer vorherrschend war, und erst spät entließ sie ihn mit dem Wunsche, der Künstler möchte ihnen recht bald wieder einen solchen genußreichen Abend gewähren.

7.

Nur langsam, Freund — es ist noch nicht zu spät!
Und wenn's den strengen Herrn gelüsten sollte,
Die Treppe rücklings Euch herabzuwerfen,
So ist's sogar noch viel zu früh! — —

Alte Comödie.

Die Nacht war schweigend hereingebrochen und hatte ihren schwarzen Schleier über die schlummernde Erde aus-

gebreitet. Immer stiller und stiller wurde es auf den Straßen und schon hatten sich die Bewohner Neapel's in ihre Wohnungen zurückgezogen, als noch eine dunkle Gestalt langsam, gleich einem Schatten durch die Straße Incoronata schwebte. Endlich nahte sie sich einer Laterne, ein matter Lichtstrahl fiel herab und beleuchtete mit falbem Schimmer das von der Sonne gebräunte Gesicht des Lazzarone, den wir noch vor wenigen Tagen in der Trattoria Perfetti's gefunden haben. Er zog den Mantel dicht vor's Gesicht, ging unentschlossen einige Schritte vorwärts und kehrte hierauf wieder zurück. Dann blieb er stehen und schien lange über etwas nachzusinnen; spähend blickte er nach allen Seiten und eilte alsdann entschlossen die Straße vollends hinab. Vor einem großen Gebäude, in welchem schon alle Lichter gelöscht waren, hemmte er endlich seine Schritte. Rings umher war alles still und öde, nur aus dem obern Stockwerke des Hauses zitterten noch sanft und mild die Klänge einer Violine durch die schweigende Nacht, die von einer Meisterhand mit der höchsten Vollendung aus dem Instrumente hervorgelockt wurden. Einige Zeit blieb der Lazzarone lauschend stehen, dann nahte er sich vorsichtig der Thüre und klopfte leise dreimal mit einem Schlüssel.

„Wer da?“ brummte eine tiefe Stimme im Innern des Hauses.

Der Lazzarone murmelte einige unverständliche Worte und alsbald wurde die Thüre leise geöffnet, durch die der Außenstehende behend hinein schlüpfte.

„Glücklich der Mann,“ begann er lächelnd, aber

mit gedämpfter Stimme, „glücklich der Mann, dem ein so wackerer Thürhüter zu Theil wird, der in jeder Stunde bereit ist einen guten Freund einzulassen, wenn er etwa noch einen Besuch zu machen hat.“

„Sagt lieber, den Teufel einzulassen, denn Eure Ankunft hat noch niemand Heil gebracht,“ versetzte der Thürhüter mürrisch, dessen Züge man in dem Dunkel, welches auf der Hausflur herrschte, nicht unterscheiden konnte.

„Nun, so bringt sie es doch wenigstens Dir,“ erwiderte der Pazzarone, und drückte dem Custode Geld in die Hand.

„Macht es kurz! Was wollt Ihr?“ fragte dieser noch immer knurrend und ließ das Geld langsam durch die Finger laufen. — „Ich bin ein ehrlicher Mann und mag zur Nacht und Unzeit mit niemanden etwas zu thun haben.“

„Ich möchte bloß gern wissen, mein lieber Mateo, wer im obern Stocke so schön geigt; Du weißt, ich bin ein großer Musikliebhaber.“

„Es ist der Nicolo aus Genua, ein gewaltiger Geiger, den die ganze Stadt kennt,“ versetzte Mateo trocken.

„Nun gut, so will ich ihn denn auch kennen lernen und ihm Colophonium bringen, um seinen Bogen zu streichen.“

„Probirt es,“ versetzte der Thürsteher wärmer werdend, „wenn Ihr wollt, daß ich Euch alle Rippen entzwei schlage.“

„Wie, das wagst Du mir zu sagen!“ rief der Pazz-

zaronone entrüstet. „Vergißt Du, mit wem Du redest? Glender Hund!“

„Nein, ich vergesse es nicht!“ versetzte Mateo mürrisch. „Ihr solltet aber einem ehrlichen Manne nicht zumuthen, sich in Eure Teufeleien einzulassen. Ihr wißt doch, daß ich weder zu nagen noch zu beißen hatte, ehe ich in dieses Haus kam. Der gute Tropf von Hauswirth giebt mir jetzt doch zu essen, und hat mir noch überdies eine Matratze in die Hausflur geworfen, wo ich meine müden Knochen ausrecken kann, wenn ich den Tag über gefaulenzt habe, und für alles dieses verlangt man nichts weiter von mir als die Thüre zu öffnen und zu schließen, und gewisse verdächtige Personen die Treppe hinunter zu werfen, wenn sie zudringlich werden sollten.“

„Glende, feige Memme, schäme Dich!“ versetzte der Lazzarone. „Pfui, Mateo, schäme Dich. Ein Kerl, der den Dolch führt, wie keiner in Neapel, liegt hier wie ein Kettenhund, und läßt sich füttern, um die Vorübergehenden anzubellen.“

„Alles gut,“ versetzte der Thürhüter, „ich könnte diesen Dienst auch nöthigenfalls aufgeben, ich habe das Hundeleben ohnedies schon lange satt, aber das kann ich Euch als ehrlicher Kerl sagen, der Genuese stellt seinen Mann!“

„Corpo di Christo nero! Ich stelle meinen Mann und einen Dolch!“ rief der Lazzarone. „Was kümmerst Du Dich um mich, glaubst Du, ich werde vor einem Geiger zittern? Behalte Deine Weisheit künftig für Dich und stelle Dich auf die Pauer, lehne die Hausthür zuvor

leise an und denke an meinen Rückzug. Sorge nicht, ich werde kurz angebunden sein.“ — Damit schlich der Lazzarone vorsichtig die Treppe hinauf. Endlich hatte er das obere Stock erreicht, öffnete leise die bezeichnete Thüre und befand sich hinter einer spanischen Wand, die ihn den Blicken des Genuesen entzog, indem sie das Zimmer in zwei Hälften theilte.

Die einzelnen Violinlänge, welche früher sanft und mild die Luft durchzitterten, waren schon längst verklungen, als der unberufene Gast eintrat und ein wildes, schauerliches Allegro raste, gleich einer Windsbraut, unter dem Bogen des unerreichbaren Künstlers hervor.

„Eine scharmante Musik!“ sprach der Lazzarone zu sich, „um einem braven Manne das Herz warm zu halten, wenn er einen kräftigen Stoß wagen will. Mach's nur so fort, guter Freund! Ich müßte keine Musik verstehen, wenn ich hier sogleich zugreifen wollte, ohne ein Concert anzuhören, wo keine Eintrittskarten abverlangt werden. — Wenigstens will ich lauschen, ob seine Geige nicht merkt, daß der Teufel auf der Bauer steht. —“

Und so schien es wirklich zu sein. Das Allegro wurde immer wilder und schauerlicher, grelle, schneidende Dissonanzen, unerhörte Sprünge, gleich Blitzen die schwarze Nacht erhellend, kreischende Arpeggiaturen, dann kurze cantabile Sätze, von einzelnen wunderlichen Accorden unterbrochen, in denen ein vom Schmerz zerissenes Herz mit bitterem Spotte die sanfteren Empfindungen zu verhöhnen schien. — Dann wieder abentheuerliche, bizarre Harmonienfolgen, tolle Läufe, die, wie vom Sturmwinde gepeitscht, durch

die Saiten braußten, und Triller, die sich in grotesken Doppelgriffen bis zur höchsten schwindelnden Höhe erhoben — dann grauenhafte unheimliche Tänze, in denen man den Geistertritt unterirdischer Wesen zu vernehmen glaubte — dann leises seltsames Geflüster — dann gelende Mistöne, die wie der wilde Hohn der Hölle an das Ohr schlugen und dann fiel wieder die rasende abentheuerliche Tanzmusik ein. —

Dieses schauerliche Phantasiegemälde (später unter dem Namen des Herentanzes um die Eiche von Benevento bekannt), erhellte von den düstern Flammen einer erhitzten Einbildungskraft, brachte in der mitternächtlichen Stunde einen furchtbaren Effect hervor. Entsetzt packte den Lazzarone beim Haar, kalte Schauer durchrieselten seine Gebeine und klappernd schlugen seine Zähne aneinander.

„Alle gute Geister loben den Herrn, und mögen mir in Gnade beistehen,“ murmelte er zwischen den Zähnen, während er sich den kalten Schweiß von der Stirne trocknete. „Nein, da möge mich Gott bewahren, daß ich um zwölf Piaster einem Manne zu Leibe gehe, der dem Teufel und seiner Großmutter bei ihrem nächtlichen Reigen die Tarantella aufspielen darf! Hu! Es wird mir ganz schauerlich und seltsam zu Muthe! Wie es mich rüttelt und schüttelt! Ich wollte, ich wäre tausend Schritte von diesem Höllengeiger, wo einem beim Tanzen die Zähne klappern und der kalte Todesschweiß auf der Stirne steht. Nein, lieber eine Nacht auf den Todtenknochen in den

Catakomben als noch länger in dieser Satanshöhle! —
Doch horch! — Was ist das?! — —“

Der Genuese hatte plötzlich die düstern Molltonarten verlassen und war in das klare liebliche a dur übergegangen. Zart und innig trug er jetzt ein Adagio mit einem schwärmerischen Ausdruck und einer Tiefe des Gefühls vor, wie es ihm selbst noch in keinem seiner Concerte, wo er sich seinen Empfindungen wenig überlassen konnte, gelungen war. Hier übertraf er sich selbst. Es war als hätten sich die Himmel geöffnet, um den Sterblichen die Wettgesänge der Engel belauschen zu lassen. —

Erschüttert und seinen Empfindungen nicht mehr mächtig, lauschte der Pazzarone diesen himmlischen Melodien!

„Beim allmächtigen Gott!“ rief er entzückt und begeistert. „Dies sind keines sterblichen Menschen Töne! Der steht mit Himmel und Hölle im Bund. Zuerst hielt ihm der Teufel die Geige und jetzt regieren die lieben Engelein seinen Bogen! Hier stehe ich und möchte heulen wie ein altes Weib; zum erstenmal zittert der Dolch in meiner entnervten Faust. Ich möchte weinen und lachen, und doch bin ich so überschwenglich selig, daß ich keines von beiden kann! — Nein, Freund, Dir soll kein Haar auf Deinem Kopfe gekrümmt werden! Ich müßte ja keine Musik verstehen, wenn ich nicht wüßte, was diese Töne werth sind. Aber ich weiß es, stolzer Genuese, ich weiß es! und ich, den Du nicht einmal eines Blickes würdigen würdest, ich will sie Dir lohnen, wie sie noch kein Fürst lohnte. — Sieh, ich schenke Dir Dein Leben, es war mir verkauft, Dein Spiel hat es wieder ausgelöst. — — —“

Doch jetzt habe ich lange genug umsonst hier herumgestanden, ich denke, ich mache mich aus dem Staube, sonst muß ich noch die Eintrittskarte bezahlen.“

Mit diesen Worten näherte er sich vorsichtig der Thüre, öffnete sie leise und wollte eben mit einem Sprunge über die Schwelle setzen, als Nicolo's Bedienter mit hastigen Schritten eintrat. Beide prallten heftig gegen einander und stürzten zugleich zur Erde. Schnell jedoch raffte sich der Lazzarone auf und wollte entfliehen, der Bediente aber klammerte sich fest um seine Füße und rief um Hülfe.

„Freund, laß mich los, oder ich stoße Dir mein Messer in die Kehle!“ flüsterte der Lazzarone.

„Für jetzt mußt Du schon noch ein wenig in meiner Gesellschaft bleiben!“ versetzte der andere und klammerte sich fester.

„Nun, so stirb denn!“ rief der Lazzarone und schwang den blitzenden Dolch.

„O, Herr Jesus, er bringt mich um!“ kreischte der Bediente verzweifelt als er sah, daß es blutiger Ernst ward.

In diesem Augenblicke stürzte Nicolo mit einem Richte herbei und ergriff den zum Todesstoße erhobenen Arm des Lazzarone. Rasch sprang der Bediente von der Erde auf, riß seinem betäubten Gegner den Dolch aus der Hand, die Nicolo noch immer fest hielt, und packte ihn an der Kehle.

„Jetzt Schuft, rühre Dich!“ rief der Bediente wüthend, mit der einen Hand ihn an die Wand drückend und mit der andern ihm den Dolch auf die Brust setzend.

„Rühre Dich, und ich stoße Dir das Messer bis an das Hest in den Leib.“

„Ha, Schurke, bist Du es?“ rief Nicolo, jetzt erst den Lazzarone erkennend, „auf mein Leben also war es abgesehen? Du sollst mir nicht zum zweitenmal entgehen. — Erfahren mußt Du, daß es in Neapel noch Galgen genug giebt.“

„Ich schwöre Euch bei Gott und allen Heiligen!“ rief der Lazzarone, „ich dachte nicht daran, Euch ein Leid zuzufügen; ich wollte bloß Euer Violinspiel belauschen, von dem die ganze Stadt so viel erzählt. Euer Bedienter selbst muß mir bezeugen, daß ich nicht kam, sondern wieder fortgehen wollte, als er mich traf.“

„So wirf den unbescheidenen Lauscher die Treppe hinab!“ befahl Nicolo.

„Hier ist meine Brust!“ rief der Lazzarone auf's äußerste gebracht, „stoßt mich nieder, dann sterbe ich ehrlich, aber diesen Schimpf ertrage ich nicht. Ich bin mehr als Ihr glaubt.“

„Ich kenne Dich Meuchelmörder und Straßenräuber,“ sprach Nicolo, „Du müßtest hängen, wenn ich nicht zu stolz wäre, mit einem Banditen vor Gericht zu treten. So aber will ich Deine alberne Lüge für Wahrheit nehmen und Dich nach dieser strafen lassen.“

„Ich sage Euch, der Kopf auf dem Blocke des Henkers ist sicherer als Euer Haupt, wenn Ihr dies thut. Nochmals schwöre ich Euch, ich schwöre bei der Ehre meines Vaters, ich wollte Euch bloß zuhören und hatte keine böse Absicht. Verzeiht mir deswegen oder stoßt

mich dafür nieder, nur beschimpft mich nicht, meine Rache würde fürchterlich sein!“

„Thue, was ich Dir befahl!“ deutete Nicolo den Bedienten, und zog sich auf sein Zimmer zurück.

„Wenn Du denn so gern Concerte hören willst,“ begann dieser, „so will ich Dich in's Parterre bringen.“

„Gieb Dir keine Mühe, ich bin die obere Gallerie schon gewohnt,“ versetzte der Lazzarone, gab seinem Gegner einen derben Stoß und wollte entweichen.

„Nicht so hitzig, Freund!“ erwiderte dieser und packte den Lazzarone fester. „Du mußt zuvor, wie mein Herr sagt, regelmäßig die ganzen und halben Positionen durchmachen;“ — Mit diesen Worten schleppte er ihn an die Treppe, gab ihm einen Tritt und rücklings stürzte der Lazzarone die lange Treppe hinab.

„Corpo di Satanasso! Ihr habt große Eile!“ rief ihm unten der Thürsteher entgegen. „Ich glaube, die Course sind gegenwärtig bedeutend im Sinken!“

„Halt Dein Maul, alberner Schwäger, und mache daß Du fortkommst!“ versetzte der Lazzarone, indem er sich aufraffte und zum Hause hinauseilte.

„Ich glaube selbst, daß dies das beste sein wird,“ entgegnete der Excustode, schloß die Hausthüre ab und warf den Schlüssel in den nahe stehenden Brunnen. „Hab ich nicht als ehrlicher Kerl es gesagt,“ fuhr Mateo fort, indem er mit seinem Freunde die Straße Incoronata hinaufging, „hab ich Euch nicht gesagt, daß der Genuese seinen Mann stellt? Ich dachte mir's gleich, daß Ihr schneller herab als hinauf kommen würdet.“

„Und ich sage Dir,“ versetzte der andere zähneknirschend, „daß ich eine Rache nehmen will, die diese Schmach tausendfach aufwiegen soll.“

8.

— — Diese Töne
Wie umstricken sie mein Herz,
Jede Kraft in meinem Busen,
Lösen sie in weichem Sehnen,
Schmelzen sie in Wehmuthstränen.

Schiller's Jungfrau von Orleans.

Niccolo's Aufenthalt in Neapel hatte sich bereits schon auf mehrere Wochen ausgedehnt. Täglich durchstreifte er die reizenden Umgebungen der Stadt und kehrte dann durch die Schönheiten der Natur erhoben und beseligt in den trauten Kreis seiner Freunde zurück. Er hatte dem allgemeinen Wunsche nicht widerstehen können und seitdem ein zweites Concert veranstaltet, in welchem er gleichen Beifall und gleichen Ruhm wie in dem ersten erndete; auch beschloß er, von allen Seiten aufgefordert, eine musikalische Academie zu errichten und den heranahenden Winter in Neapel zuzubringen, von welchem er sich ohnedies nur schwer hätte trennen können. Vor allem bewogen ihn zu diesem Entschlusse seine neuen Verhältnisse zur Familie des Marchese Ombrini. Die zarte Knospe der aufkeimenden Liebe hatte sich endlich zur glühenden Blüthe entfaltet. Der düstere Trübsinn, der früher

seine Seele umlagert hatte, war bereits vor den Strahlen einer schönern Morgenröthe gesunken, sein Herz schwelgte jetzt in dem höhern Weh der Sehnsucht, die seinen Busen mit Wonne und Schmerz durchbebte und geweckt von diesem belebenden Funken schloß sich eine neue Feenwelt voll duftiger lieblicher Gestalten vor ihm auf, ließ ihm ihre heiligen Geheimnisse, die aus dunkler Ferne heraufdämmerten schauen, und berauscht von dieser Seligkeit schmückte er die Kunst mit ihren glühendsten Farben. Seine Liebe, schweigsam wie die Gestirne der Nacht, hatte sich zwar vor der Geliebten noch nicht aufgeschlossen, aber seine Töne, beredter als Worte und Blicke, hatten das Geheimniß schon längst verrathen und ließen das süße Geständniß der Erhörnung ahnen. Jetzt erst warf er einen Blick auf seine Verhältnisse, und schauderte als er die heiß ersehnte Geliebte auf einer Höhe, die er nimmer erklimmen konnte, thronen sah. Ein heftiger Schmerz durchkrampfte seinen Busen, und der Schlummer floh seine thränenschweren Augen. Aber bald siegte sein hoher Geist und sein fester Wille, er errang die frühere Fassung wieder und gelobte, das Geheimniß in zerrissener Brust treu zu bewahren; wenn auch das Herz darüber brechen sollte.

Bianca's Aufmerksamkeit war indessen die Liebe Nicolo's seit ihrem ersten Entstehen nicht entgangen. Weit entfernt aber, den noch glimmenden Funken zu ersticken, fachte sie ihn vielmehr durch ihre eigene Leidenschaft zur verzehrenden Flamme an. Lange hatte sie ihre glühenden Gefühle für Achtung und Dankbarkeit gehalten, die sie

mit Recht dem gefeierten Künstler und ihrem Retter zollen zu müssen glaubte, und sah sie bisweilen auch in ihren Gefühlen mehr als bloße Zuneigung, so suchte sie sich durch Zweifel an ihrer eigenen Liebe zu täuschen. Endlich aber konnte sie es sich nicht mehr verhehlen, diese Empfindung, die ihren Busen so stürmisch bewegte, diese Sehnsucht, die nur nach ihm, dem Geliebten hinstrebte, sei das Feuer der innigsten Liebe und sie erbebte, als sie die weite Kluft vor sich gähnen sah, die sie von dem Geliebten trennte. Denn ihr Vater war ein rauher, unbeugsamer Mann, dessen Herz sich allein an dem eisernen Spiele des Kriegs ergößte, der zwar für die Freiheit des Vaterlandes glühte, und für sie die Waffen begeistert ergriffen hatte, für alle sanfteren Empfindungen aber unzugänglich war. Bianca sah mithin ein, daß sie das Ziel ihrer Wünsche nie erreichen konnte, und beschloß, ihre Liebe dem Geliebten bis zum Grabe im keuschen Busen treu zu bewahren, aber jeder Gelegenheit sorgsam auszuweichen, bei der es zwischen ihr und Nicolo zu einem Geständnisse kommen könnte. Bis jetzt war ihr dieses auch immer gelungen. Nicolo fand sie stets in Gesellschaft ihrer Mutter, und nur aus seinen Tönen hatte sie seine Liebe ahnen können. Um so verlegener wurde sie, als Nicolo eines Tages seine Violine zu einer Abendunterhaltung sandte, während die Mutter eine ferne Freundin besucht hatte, von welcher sie in einigen Tagen nicht zurückkehrte. Sogleich sandte Bianca, um dieser drohenden Gefahr zu entgehen, zu ihrer Freundin und ließ sie dringend auf den Abend zu sich bitten. Elvira war

nicht zu Hause, die Tante aber versprach, der Nichte sogleich nach ihrer Zurückkunft den Wunsch der Marchesina mitzutheilen, dessen Gewährung sie im Voraus zusagte. Bianca setzte sich nun beruhigt an das Pianoforte und spielte einige Sonaten, um sich auf den Abend hinlänglich vorzubereiten. — — —

Die herbstliche Sonne hatte indeß ihren Lauf vollendet, und der Abend zog mit vergoldetem Gewölk an dem azurnen Firmamente herauf. Bianca hatte das Pianoforte verlassen und harrte mit Bangen und Sehnsucht der Freundin entgegen. Noch immer zögerte Elvira mit ihrem Besuche, und je näher die verhängnißvolle Stunde rückte, desto ängstlicher und beklommener wurde Bianca, wenn sie sich die Möglichkeit dachte, diesen Abend allein mit Nicolo zubringen zu müssen. Noch einmal sandte sie zu Elvira, aber bevor das Mädchen zurückkehren konnte, trat Nicolo in das Zimmer. Er dünkte ihr heute schöner als je zu sein. Sein dunkles Auge hatte diesmal einen besonders schwärmerischen Ausdruck, seine sonst blasse Wange schmückte ein zartes Roth und um die Lippen schwebte ein stilles seliges Lächeln.

„Schön, Signor,“ rief ihm Bianca sich schnell fassend entgegen, „daß Ihr den heutigen Abend in unserer Mitte zubringen wollt, wir sahen ohnedieß gestern Eurem Besuche vergeblich entgegen.“

„Verzeiht, Marchesina, gestern feierte ich ein Fest süßer Erinnerung und vergaß leider dabei die Gegenwart.“

„Ihr habt vielleicht das Andenken an einen fernen Freund erneuert?“ fragte Bianca.

„Ihr irrt Euch!“ versetzte der Genuese, „ich bestieg zum erstenmal wieder, seit ich das Glück hatte, Euch kennen zu lernen, den Posilipp. Ich suchte die Stelle auf, wo ich beim Schimmer des freundlichen Mondes Euer holdes Antlitz zum erstenmal schauen durfte und ruhte auf dem Rasen, den Euer Fuß berührt hatte. Alle die seligen Stunden, die ich in Eurer beglückenden Nähe schon verlebte, zogen vor meiner trunkenen Seele vorüber, und nur den einzigen Wunsch vermochte ich noch zu denken, an dieser Stelle zu sterben, die die Quelle meiner unendlichen Seligkeit geworden war.“

„Haltet ein!“ rief Bianca in der höchsten Bestürzung, „ich weiß, was Eure Seele so sehr bewegt; ich beschwöre Euch aber davon abzubringen und von der Abwesenheit meiner Mutter keinen solchen Gebrauch zu machen.“

„Ist Eure edle Mutter abwesend?“ sprach Nicolo aufbrechend; „so verzeiht, wenn ich Eure Einsamkeit störte!“

„Bleibt!“ rief Bianca. „Ihr stört nicht. Ich habe bereits Elvira eingeladen, die uns mit ihrer heitern Laune den Abend so angenehm machen wird, als es immer sein kann. Bis zu ihrer Ankunft laßt uns die Musik zu unserer Gesellschafterin wählen, da ich ohnedies Euch nur schlecht unterhalten würde.“

Mit diesen Worten setzte sie sich an das Clavier und griff hastig in die Saiten. Die Zurückweisung verbeißend nahm Nicolo die Violine und accompagnirte. Er hatte

nie so zerstreut gespielt wie diesmal, und war froh als die Sonate beendigt war.

„Die Composition scheint Euch nicht besonders anzusprechen. Soll ich eines Eurer Lieblingsstücke hervorsuchen?“ fragte Bianca.

„Meine Kunst ist allein Eurem Dienste geweiht!“ versetzte Nicolo, „wählt nach Gefallen.“

Bianca legte nun eine Composition von F. Haydn auf. Nicolo hatte nach und nach die Quartette dieses großen Meisters, die er enthusiastisch verehrte, für Piano-forte und Violine arrangirt und trug sie bisweilen mit Bianca vor. Er spielte sie jedesmal mit besonderer Begeisterung, und wurde so sehr von ihnen ergriffen, daß er den übrigen Theil des Abends selten mehr an irgend einer andern Unterhaltung lebhaften Antheil nahm. Dies wußte Bianca wohl. Es lag ihr jetzt besonders viel daran, ihn durch die Musik zu fesseln und seine Phantasie auf einen andern Gegenstand zu lenken, sie legte daher eines dieser Quartette auf, das er wenige Tage vorher gebracht hatte. In der That spielte er auch mit weit mehr Interesse als früher, sei es nun, daß die Composition ihn wirklich alles andere vergessen ließ, oder daß er den leisen Vorwurf Bianca's fühlte und ihm jetzt auszuweichen suchte.

„Bravo!“ rief Bianca, am Schlusse des Allegro in die Hände klatschend, „nicht wahr, ich habe den Talisman gefunden, der allen Unmuth von Eurer Stirne scheucht und Euch unwillkürlich in seine Zauberkreise bannt. Setzt erst das Adagio, und Ihr seid für immer gefesselt.“

Es war dies das unerreichbare Adagio in E dur, „Petrarca's Thränen,“ in welchem der große Dondichter die Klagen des unsterblichen Sängers, seine hoffnungslose Liebe, seine heiße Sehnsucht, seinen Schmerz, seine Verzweiflung und seine ruhige Ergebung in den Willen höherer Mächte auf das ergreifendste geschildert hatte.

In Bianca's Augen zitterten Thränen. Sie schwieg lange, die tiefe Rührung verbergend, die sich ihrer bemächtigt hatte, endlich aber, um die peinliche Pause zu unterbrechen, wandte sie sich zu Nicolo. Doch dieser blickte noch immer starr und regungslos auf das Notenblatt, alles Blut war aus seinen Wangen gewichen, Bogen und Violine waren seiner Hand entsunken, sein Haupt senkte sich allmählig wie das eines Sterbenden auf die Brust, seine Knie zitterten — er mußte sich an einen Stuhl halten.

„Gott, was ist Euch?!“ rief Bianca, bestürzt auf ihn zueilend.

„Die Klage brach sein Herz! War es nicht so?“ sprach er mit der Kälte der Verzweiflung dumpf vor sich hinstarrend.

Bianca schwieg betroffen.

„Und seine Laura starb in den Armen eines Andern!“

„Er duldete und schwieg!“ lächelte Bianca.

„Bis das Grab seine Klagen erstickte!“

„Sie leben noch heute in seinen Sonetten und Canzonen,“ sprach Bianca mit Nachdruck.

„Um als Muster von Versen zu dienen!“ lachte

Niccolo wild auf. „Nein,“ rief er, „ich will nicht klagen!“ Seine Gestalt richtete sich bei diesen Worten höher empor, sein Auge blitzte ein begeisterndes Feuer, und in seiner Seele schien ein kühner Gedanke zu reifen. „Ich will nicht klagen! ich will kämpfen, erringen, oder sterben! So wisse denn,“ rief er, vor ihr niedersinkend, „angebetetes Wesen! — ich liebe Dich!“ —

„Großer Gott! was macht Ihr!“ rief Bianca, ihrer nicht mehr mächtig.

„Dich liebe ich! und keine Macht der Welt soll mich von Dir trennen!“ fuhr er in der höchsten Begeisterung fort, „O, nur ein Blick aus Deinem Auge, nur ein Wort von Deinen Lippen und ich bin überschwenglich glücklich!“

„Du weißt es ja längst, wie sehr ich Dich liebe!“ lächelte Bianca, in seine Arme sinkend.

„Sie liebt mich!“ rief er auffpringend. „O, all' ihr Himmel steigt herab in meinen Busen und fühlt meine Seligkeit! — O, all' ihr Welten, laßt euch umfassen und meine Wonne an euch ausweinen! — Sie liebt mich!“

„Ja, ich liebe Dich!“ sprach Bianca, sich fassend, „ewig liebe ich Dich, aber nie kann ich die Deinige werden!“

„Nie? — wer wird zwischen uns treten?“

„Die Verhältnisse,“ seufzte Bianca.

„Glaubst Du, ich werde vor ihnen zittern und als ein Opfer ihrer Grausamkeit fallen, wie jener unglückliche Sänger? Nein, ich will kämpfen und siegen! Es gab eine Zeit, wo ich mir gelobte zu dulden und zu schwei-

gen. Als aber die Klagen Petrarca's aus weiter Ferne zu mir herüber klangen und meine Brust durchkrampften, da fühlte ich erst wie grenzenlos unglücklich der sanfte Dulder gewesen war, da erkannte ich, daß alles Edle erkämpft werden müsse, und fest steht mein Entschluß, ich will es erringen oder untergehn."

„Willst Du gegen meine Eltern kämpfen?“ fragte Bianca mit einem Vorwurfe.

„Wird Deine edelmüthige Mutter dem Flehen der einzigen Tochter widerstehen können, wird sie, die mich so sehr liebt, mein ganzes Lebensglück zertrümmern wollen?“

„Ach, Du vergiffest meinen harten, unerbittlichen Vater!“

„Ich fühle eine ganze Welt in meinem Busen,“ rief Nicolo. „Deine Liebe giebt mir Riesenkräfte und ich soll vor einem Manne erzittern?“

„Du magst thun, was Dir gut dünkt,“ sprach Bianca mit Hoheit, „aber nie werde ich dem Gegner meines Vaters die Hand reichen.“

„Du spielst grausam mit mir! Doch es sei, Dein Wille sei mein Gesetz. Sagtest Du nicht; dulde und schweige? — So laß uns denn den schwereren Kampf bestehen, laß uns dulden und schweigen. Treue geht über das Grab und bald wird eine Zeit kommen, wo unsere Liebe frei und fessellos vor die Welt treten darf, und die Palme des Sieges verliehen wird.“

„Du edler Mann!“ rief Bianca, „wie sehr liebe ich Dich jetzt erst! Du hast das Bessere gewählt! Ja,

laß uns den schwereren Kampf kämpfen, laß uns dulden und schweigen. Mit Dir fühle ich mich stark, und nichts soll mich von Dir trennen! Ewig, ewig bin ich Dein!“ — Sie sank an seine Brust, drückte einen glühenden Kuß auf seine Lippen und verschwand durch die Seitenthür.

9.

— — — Es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu,
Der Gute räumt den Platz dem Bösen
Und alle Laster walten frei.

Schiller's Glocke.

Es ist jetzt nothwendig, den Faden unserer Erzählung auf wenige Augenblicke zu verlassen, um unsere Aufmerksamkeit auf die stürmischen Ereignisse zu richten, die zu jener Zeit mehr als jemals Neapel zerrütteten.

Durch die italienischen Feldzüge, welche unserer Geschichte kurz vorangingen, war Neapel, welches sich schon zu Anfang des Kriegs den Allirten angeschlossen hatte, mehreremal von den französischen Truppen bedroht worden. Die weite Entfernung der Besitzungen des Königs beider Sicilien bewirkte jedoch, daß sein Eigenthum noch immer verschont blieb, als die übrigen italienischen Staaten schon längst unterjocht waren. Als aber Napoleon Italien verlassen und die Expedition nach Egypten angetreten hatte, brach endlich der lang verhaltene Kampf los. Doch schon

im ersten Treffen wurden die neapolitanischen Truppen unter General Mack gänzlich geschlagen, die königliche Familie floh nach Sicilien, Neapel wurde vom General Macdonald im Besiz genommen und erhielt durch die Revolutionstausche den Namen einer parthenopäischen *) Republik. Nun erhoben sich aber die Lazzaroni. Einige Nobili, die mehr Muth und Entschlossenheit als die andern besaßen, oder nicht wie diese so bereitwillig waren sich unter eine demokratische Verfassung zu fügen und vor ihre Titel das fatale Ci-devant zu setzen, stellten sich an ihre Spitze und führten längere Zeit den Krieg gegen die Franken mit glücklichem Erfolg.

Bald jedoch sollten sie wieder von der fremden Zwingherrschaft befreit werden. Macdonald räumte Neapel. Ferdinand IV. nahm wieder Besiz von seinem Königreiche, und die parthenopäische Republik war verschwunden.

Indessen kehrte Napoleon von Egypten zurück, fiel in Italien ein, errang bei Monte-bello und Marengo vollständige Siege, und dictirte den Frieden von Luneville. Neapel, das durch Hülfe Oestreichs von dem Feinde befreit wurde, und daher im letzten Feldzuge verpflichtet war, Oestreich beizustehen, war in diesem Frieden nicht mit begriffen. - Es stand jetzt verlassen da, und die königliche Familie mußte gewärtig sein, sobald es den

*) Diese Benennung wurde von dem ältesten Namen der Parthenope (Antlitz der Jungfrau) der später in Neapolis (neue Stadt) verwandelt wurde, entlehnt.

Franzosen gefiele, vertrieben und ihrer Länder beraubt zu werden. In dieser kritischen Lage faßte die Königin den kühnen Entschluß, am russischen Hofe Hülfe zu suchen. Im strengsten Winter begab sie sich dahin und bat Paul I. um seine Verwendung für ihren Gemahl, und für seine Staaten bei dem ersten Consul. Paul hierdurch geschmeichelt, sandte eine Gesandtschaft nach Paris, und Napoleon, der sich dem russischen Hofe verbindlich machen wollte, gewährte die Bitte. So war das drohende Gewitter von Neapel wieder abgewälzt. Murat, der bereits mit 10,000 Mann angerückt war, um Neapel zu züchtigen, mußte sogleich zurückkehren und die königliche Familie blieb für den Augenblick verschont.

Einige Jahre später hatte sich aber an den europäischen Höfen vieles anders gestaltet. Napoleon hatte sich zum Kaiser gekrönt, Paul der Erste war gestorben, Friedrich Wilhelm von Preußen hatte Frankreich den Krieg erklärt und sich mit Alexander dem Nachfolger Paul's verbunden. Während sich diese Mächte in Deutschland zu bekämpfen begannen, sandte England und Rußland ein bedeutendes Geschwader nach Neapel, um auch dort den Feind zu beschäftigen. Ein Jahr vorher hatte Neapel mit Frankreich die Convention geschlossen, eine strenge Neutralität zu beobachten. Sobald aber die britischen und russischen Truppen das Ufer betraten, wurden sie mit offenen Armen empfangen und gegen den Vertrag mit Frankreich unterstützt. Dies war ein erwünschter Vorwand für Napoleon, um den König der beiden Sicilien seiner Besitzungen zu berauben. Joseph Bonaparte fiel in

Neapel ein, die königliche Familie flüchtete nach Sicilien, die wenigen Truppen, die man den Franken entgegen stellen konnte, wurden zerstreut, und Joseph Bonaparte nahm Besitz von dem Königreiche. Zum zweitenmal ergriffen die tapfern Lazzaroni die Waffen. Graf Roger von Damas, der Herzog von Calabrien, Marchese Ombrini und einige andere Nobili stellten sich an die Spitze der größern Masse; zogen sich in die wildesten Gegenden Calabriens zurück und beunruhigten von hier aus den fremden Usurpator. Kleinere Truppen von Lazzaroni's wählten aus ihrer Mitte die tapfersten zu Anführern, lagerten sich in Wäldern und Schluchten, wo sie bei günstigen Gelegenheiten den Feind angriffen, oder sie blieben in der Stadt, fielen Nachts aus ihren Verstecken über einzelne Truppen her, machten sie nieder und zerstreuten sich alsdann in den engen Gäßchen. Die französische Regierung wandte alle Mittel an, um diesen verderblichen Feind zu vernichten. Die Nobili, die sich in Calabrien befanden, wurden proscribirt, General Regnier ausgesandt, um sie zu bekämpfen, und die Lazzaroni, die man bei ihren Ueberfällen gefangen nahm, wurden hingerichtet. Durch diese strengen Maßregeln ließen sich diese jedoch nicht einschüchtern, sie machten noch immer die Gegenden unsicher, erregten in den Straßen der Stadt manchen ernsthaften Auftritt und hegten noch immer die Hoffnung, die Franken dereinst aus dem Königreiche zu vertreiben. —

Dies war der Zustand Neapels zu jener Zeit, in welche unsere Erzählung fällt. Manches hatten wir zwar

schon früher angedeutet, wir fühlten uns aber verpflichtet den Leser noch tiefer in die Geschichte dieser Periode einzuführen, von der wir jetzt wieder zu unserer Erzählung zurückkehren.

Noch immer setzte Nicolo seine Besuche bei der Familie des Marchese Ombrini fort. Bianca's Mutter war längst wieder zurückgekehrt, und das Geheimniß der Liebenden, das sie schon früher geahnt hatte, stellte sich ihr immer klarer dar, so sehr diese auch bemüht waren, es zu verbergen. Sie erbebte, als sie die Gewißheit dieser Entdeckung zu haben glaubte, denn sie sah wohl ein, daß ihre Wünsche nie erreicht werden könnten, und diese Liebe alsdann nur die Quelle von Gram und Schmerz werden müßte. Bald glaubte sie jedoch zu bemerken, daß die Liebenden das nämliche fühlten, denn die Liebe, die aus ihren Blicken sprach, äußerte sich nie in Worten, auch suchten sie nie eine Gelegenheit zu solchen Aeußerungen. Dies beruhigte die Mutter, sie hoffte, ihre stille Liebe werde nach und nach in Freundschaft übergehen, und die Zeit diese Leidenschaft mehr als das Dazwischentreten eines Dritten mildern. Sie ließ daher die Liebenden gewähren, und empfing noch immer mit derselben Traulichkeit den Virtuosen, der die meisten Mußestunden in ihrer Gesellschaft zubrachte.

Eines Abends hatte er länger als gewöhnlich bei seinen Freundinnen verweilt. Still und menschenleer waren die Straßen als er sich nach Hause begab. Der Mond von Wolken umschleiert, warf nur bisweilen einen matten Schimmer auf die Soldaten, die schweigend die Stadt

durchzogen. Nicolo hatte sich bereits dem Teatro San Carlo genähert, und wollte von da in den Vico del Sergente einbeugen, als er in dieser ziemlich dunkeln Quergasse ein wildes Getöse vernahm. Eben wollte er umkehren, um mit Vermeidung dieser Straße auf einem Umwege seine Wohnung zu erreichen, als eine Truppenabtheilung, durch den Lärm aufmerksam gemacht, herbeieilte, und Nicolo, der sich noch am Ende der Straße befand, unwillkürlich mit sich hineindrängte. Hier trieb sich eine bedeutende Anzahl Lazzaroni's wild durch einander, und drang, als sie die herannahende Patrouille erblickte, mit dem blutdürstigen Gebrüll: „Nieder mit den Frankenhunden! — Tod und Verderben über sie!“ auf sie ein. Mit der heftigsten Erbitterung stürmte sogleich der Anführer des Gesindels auf Nicolo. Während dieser den Degen zog um sich zu vertheidigen, faßte er seinen Gegner schärfer in's Auge. Es war der Lazzarone, den er vor wenigen Tagen die Treppe hatte hinunterwerfen lassen.

„Kennst Du mich noch?“ rief er Nicolo entgegen. „Beim Blut des heiligen Januarius! lebendig sollst Du mir nicht entkommen! Auf, Mateo! versperre dem verfluchten Genuesen den Rückzug! — Er muß sterben, und wenn ihn Himmel und Hölle beschützten!“

Mit diesen Worten griff er Nicolo an. Dieser vertheidigte sich lange mit Muth und Entschlossenheit, bis er eine Blöße erspähte, die sich sein Gegner gab, der während des Gefechtes immer wüthender geworden war, und sich hinlänglich zu decken vergessen hatte.

„Corpo di Satanasso!“ rief dieser, „der Kerl

hat mich verwundet! Stoß ihn nieder, Mateo! — Er darf uns nicht entgehen!“

Der Lazzarone, der sich immer in der Nähe bei den Kämpfenden gehalten hatte, drang jetzt auf Nicolo ein. Ehe sich dieser zu seinem neuen Feinde wenden konnte, hatte der Lazzarone schon den Arm, womit Nicolo den Degen führte, festgefaßt und schwang in der andern Hand einen Dolch. Schnell riß Nicolo mit der ihm frei gebliebenen Linken eine ähnliche Waffe hervor und verwundete den Lazzarone. Betäubt taumelte dieser zurück, der Stoß, der zwar nicht tief gegangen war, weil er nicht mit der gehörigen Kraft geführt werden konnte, hatte das ganze Gesicht gestreift und mit heftiger Erbitterung drang nun Nicolo von diesem Feinde befreit auf seinen ersten Gegner wieder ein. Das Klirren der Waffen, das Geschrei der Kämpfenden zog bald eine zweite, stärkere Truppenabtheilung herbei, die der ersteren, die schon der Wuth der Lazzaroni erliegen wollte, zu Hülfe eilte und mit gefälltem Bajonette anrückte.

„Au nom du roi! allez vous en!“ rief der Anführer, indem er zwischen Nicolo und seinen Gegner trat und auf den letztern eindrang.

„Spacca Nota! (Notenklauber) Du sollst mir nicht entgehen, und wenn Du Dich in den Schoos der heiligen Jungfrau flüchtest!“ rief der Lazzarone zähneknirschend aus, verlor sich unter seinen Genossen, die sich fechtend vor den französischen Truppen zurückzogen und nach und nach in ihre Schlupfwinkel krochen. In wenigen Minu-

ten war die Straße leer, und Nicolo eilte ungefährdet nach Hause.

10.

Ich hör' wie die Trompeten blasen,
Und die Kanonen schrecklich rasen;
Mein Liebster steht auch dabei,
Der liebe Gott ihm gnädig sei.

Volklied.

Im geschmackvoll ausgeschmückten Boudoir der Marchesina Bianca, unterhielt sich diese im traulichen Gespräche mit Elviren, die nach langer Zeit ihre Freundin wieder besucht hatte. Alles was bis dahin in ihrem Leben sich so entscheidend gestaltet, hatte sie Elviren bereits vertraut, und dieser lächelnd versichert, daß wenn auch alles auf sie einstürme, sie doch sich an die Zuversicht halten werde, daß ihr in ihr eine Freundin bleibe, die sie trösten und aufrichten könne, als diese scherzend erwiederte:

„Nimm Dich in Acht! Nimm Dich in Acht, daß Deine letzte Hoffnung nicht am ersten vernichtet wird. Ich werde Dich zwar nimmer verlassen, sollte ich Dir aber einmal durch einen kühnen Räuber entführt werden, dann wirf die Schuld nicht auf mich.“

„Entführt werden?“ scherzte Bianca, „läßt sich auch ein Schmetterling fesseln?“

„Ich denke es,“ versetzte Elvira, „wenigstens hat mir meine Freundin einen Beweis hiervon gegeben.“

„Ach, nun errathe ich!“ fiel Bianca ein. „Ge-

wiß hält jetzt der schöne Jäger, der lezthin so schnell entschlüpfte, den Schmetterling in engem Gewahrsam.“

„Getroffen!“ versetzte Elvira, „nur möchte das leztere unnöthig sein, da der Schmetterling an keine Flucht mehr denkt!“

„So ist es denn Dein Ernst?“ fragte Bianca.
„Hast Du den Fremden seit jener Zeit wieder gesehen?“

„Gesehen und gesprochen, und zwar oft genug, um befürchten zu müssen, daß ich nimmermehr entfliehen kann. Er begegnete uns jüngst auf einem Spaziergange unter den Eichen längs dem Gestade des Meeres. Wir erkannten ihn sogleich wieder, meine Tante knüpfte, während er uns eine Strecke begleitete, ein Gespräch mit ihm an, und lud ihn ein, uns zu besuchen. Bald darauf erfüllte er ihren Wunsch, und sezt seitdem seine Besuche fort.“

„Nun errathe ich auch die Ursache Deines langen Ausbleibens,“ fiel Bianca ein. „Wer ist denn Dein Ritter?“

„Er läßt sich Antonio nennen, ist Anführer einer Truppe, die für das Vaterland kämpft, und soll sich schon öfters durch große Tapferkeit ausgezeichnet haben. Ueber seinen eigentlichen Stand hat er bis jetzt geschwiegen. Während seiner Besuche lernte ich ihn immer näher kennen und fühlte mich immer mehr zu ihm hingezogen. Seine edle Gestalt, seine lebhafteste Theilnahme an allem, sein feuriger Geist und seine energische Aufopferung für das Vaterland gewannen ihm mein Herz, und — der Bund unserer Liebe ward geschlossen!“

„O, Du Glückliche! rief Bianca, „kein neidisches Geschick wird Dich von dem Geliebten trennen!“

„Ach, Du kennst meinen Gram nicht,“ seufzte Elvira, „der wilde Krieg, der täglich seine Schlachtopfer dahinrafft, droht er nicht jedem Augenblick mein Glück mit blutiger Hand zu vernichten? Ach, schon oft habe ich zu Antonio gefleht, sein Leben zu schonen und sich nicht in die schrecklichsten Gefahren hineinzustürzen, dann aber flammt sein Blick von einem düstern Feuer. — „Meinen Racheschwur,“ ruft er, „löst nur Frankenblut und über ihre Leichen führt der Weg zu meinem Glücke und zu Deinem Besitze!“ — Wenn ich gleich den Sinn dieser dunklen Worte nicht ganz verstehe, so steigern sie doch meine Angst und meine Besorgnisse nur noch mehr.“

„Dein Geliebter befindet sich wohl schon lange bei dem Heere?“ fragte Bianca.

„Einige Zeit war er bei der Armee des Cardinal Ruffo; seitdem diese aber aufgelöst ist, befehligt er eine einzelne Abtheilung, und führt bisweilen dem Heere Verstärkungen zu. Gewöhnlich aber hält er sich in den Umgebungen Neapel's auf, wo er den Feind beunruhigt und dadurch seine Aufmerksamkeit theilt und seine Streitkräfte schwächt.“

„Kennen möchte ich ihn wohl, den Mann, der das Herz meiner Elvira zu fesseln vermochte.“

„O, Du würdest ihn gewiß schätzen,“ rief Elvira, „aber wie dieses anfangen? Seine Besuche werden immer seltener, und sie voraus zu bestimmen, vermag ich jetzt am wenigsten, wo der Krieg alle seine Thätigkeit in

Anspruch nimmt. Ihn hieher zu bringen geht noch weniger. Doch, ich habe es! Schon längst beschlossen wir mit der Tante einen Ausflug zu machen. Antonio befindet sich so eben in der Stadt. Wie, wenn Du, von Deinem Mädchen begleitet, die Stelle meiner Tante vertreten wolltest? Die Jahreszeit ist jetzt am angenehmsten; wir könnten einen Tag in der schönen Natur zubringen."

„Herrlich!“ rief Bianca, „auch Nicolo soll uns begleiten; die Gesellschaft wird dadurch größer und die Unterhaltung mannigfaltiger. Wir wählen alsdann den Besuch zum Ziele unserer Wanderung.“

„Wie Du willst. Noch heute wird uns Antonio besuchen, ich werde ihm unsern Vorschlag mittheilen und ihn auf morgen einladen. Er wird unsere Lustpartie nicht ausschlagen, auch von Nicolo hoffe ich es nicht.“

„Laß dies meine Sorge sein,“ lächelte Bianca.

„Nun, noch eins,“ sprach Elvira, „laß Nicolo nichts von meinem Begleiter wissen, ich will Antonio den Deinigen verschweigen; sie werden alsdann beide überrascht.“

„Immer mußt Du necken! Doch ich will Deiner Laune nachgeben. Laß mich aber jetzt Vorkehrungen zu morgen treffen, und meine Mutter für unsern Plan gewinnen.“

„Vergiß den Genuesen nicht!“ rief Elvira scherzend vor der Thüre und die Freundinnen trennten sich.

11.

Daß Du es bist, hier werf ich hin mein Pfand
Dir's zu beweisen bis zum letzten Hauch
Des Menschen Athems.

Shakespeare's Richard II.

Der Schimmer der freundlichen Morgenröthe hatte die Schatten der Nacht zerstreut und umsäumte jetzt mit mildem Glanze das Vorgebirge von Sorrento. Schon füllten die geschäftigen Einwohner die Straßen der Stadt um für die Bedürfnisse des Tags in den schönen Morgenstunden zu sorgen, oder sie folgten andächtig dem freundlichen Rufe der Glocken, die die Frühmesse einläuteten, als sich ein junger Mann auf der Ponte della Maddalena einfand, der irgend jemand zu erwarten schien.

Er stand in der ersten Blüthe der Jugend, ein dichtes schwarzes Haar umwallte die Stirn, das dunkle Auge glühte von wildem Feuer, die kühne Nase zeigte Energie und Muth, sein Wuchs war schlank und kräftig und seine Haltung fest und imponirend.

Seine Kleidung war die Uniform der neapolitanischen Officiere, nur daß ein breiter Sombbrero das ausdrucksvolle von der Sonne gebräunte Gesicht überschattete, um den glühenden Sonnenstrahl aufzuhalten. Erwartungsvoll schweifte sein Blick von Zeit zu Zeit nach der Stadt, während seine Hand ungeduldig mit der Degenquaste spielte. Endlich traten zwei Damen aus den Thoren der Stadt; der Krieger ging ihnen einige Schritte entgegen, es waren Bianca und Elvira.

„Schön, Signor Antonio,“ rief die letztere, „daß Ihr Euer Wort so gut gelöst habt; wir hoffen übrigens nicht, Eure Geduld allzu lange auf die Probe gestellt zu haben.“

„Keineswegs,“ versetzte der Angeredete, „ich traf nur wenige Minuten vor Euch ein, und würde gern, wenn es dessen bedurft hätte, Euch noch länger erwartet haben.“

„Ihr seid sehr zuvorkommend; doch laßt uns keine Zeit verlieren! Hier habe ich das Vergnügen Euch Marchesina Bianca, meine Freundin, vorzustellen, die sich freuen wird, Euch bei dem heutigen Ausflug zu unserm Begleiter zu haben — und nun laßt uns aufbrechen! Seht Ihr dort den rauchenden Gipfel des Vesuv's in dämmernder Ferne? Die Sonne wird schon hoch stehen, bis wir ihn erreicht haben werden.“

Die Damen traten nun von Antonio begleitet, die Wanderung an. Nicolo war bereits voraus geeilt, um den Empfang der Gesellschaft vorzubereiten. Sie wandelten längs den blumigten Ufern des Golfo über dessen crystallene Spiegelfläche sich dem Auge eine entzückende Aussicht eröffnete. Die lichten Gewölke entwandten sich so eben dem Schooße der Gebirge und schwangen sich golden der Sonne zu, die majestätisch an dem tiefblauen Azur heraufschimmerte; ein heiliger Morgenschauer durchbebte die weite Natur und Verklärung strömte von dem glänzenden Himmelsgewölbe auf Fluren und Wälder herab.

Bald nahm das liebliche Portici, erbaut auf den Trümmern des verschütteten Herculanium, die kleine Ge-

sellschaft in seine Mauern auf. Von hier gelangten sie an den Fuß des Vesuv's, wo sie die bereitstehenden Maulthiere bestiegen um die steile Anhöhe zu erreichen. Mühsam kamen sie über die harten Lavaplatten und die schwarzgebräunten Felsenblöcke, die von dem rauchenden Schlunde des Vesuv's ausgespien, jetzt wie Riesen auf ihren Bäuchen umherlagen und ihr starres Haupt auf die verschränkten Arme gedrückt in festem Schlummer ruhten. Nach wenigen Stunden als schon die Strahlen der Sonne mit erdrückender Gluth an die Felsenwände prallten, erreichte die Gesellschaft die Eremitage San Salvatore, wo Nicolo ihrer harrete.

„O, Ihr Glücklicher!“ rief Bianca erschöpft dem herbeieilenden Freunde entgegen, „der Ihr hier oben im erquickenden Schatten ruhen konntet, während die sengende Hitze uns beinahe verschmachten ließ.“

„Mir ward dagegen die Pein, so lange aus Eurer beglückenden Nähe verbannt zu sein,“ sprach Nicolo leise, hob die Dame von dem Maulthier herab und begleitete sie in die kühle Grotte, wo bald auch Elvira mit ihrem Freunde ankam.

„Signor Nicolo!“ begann diese, „Ihr habt mir durch Euer Vorseilen bis jetzt das Vergnügen entzogen, Euch unserm Gefährten, Signor Antonio vorzustellen, der die Ehre hat eine Abtheilung der königlichen Truppen zu befehligen.“

Während dieser Worte hob Nicolo das Haupt, um nach dem Angeedeuteten zu schauen. Die breite Krämpe seines Hutes hatte ihm bis jetzt das Gesicht des Begleiters

entzogen. Sein Blut erstarrte, als er in dem Gesellschafter seiner Geliebten und ihrer Freundin seinen erbittertsten Feind erblickte. Die furchtbare Ueberraschung bleichte seine Wangen, Born und Ingrimme röthete sie wieder. Seine Lippe bebte krampfhaft, aber sein Auge sprühte Tod und Verderben auf den verhassten Gegner. Schnell jedoch raffte er sich zusammen und sprach mit kalter Verachtung:

„Ich hatte schon früher die Ehre, den Signor Antonio, wie Ihr ihn nennt, kennen zu lernen; auch von seinem rühmlichen Heldenmuth und der Tapferkeit seiner Krieger erhielt ich die glänzendsten Proben.“

„Bei Gott, es sollen nicht die letzten gewesen sein,“ rief Antonio trozig, „ich will Euch das nächstemal eine Fackel dazu anzünden lassen, bei der Euch die Augen übergehen sollen!“

„Ihr wißt, ich bedarf ihrer nicht,“ sprach Nicolo mit Mühe an sich haltend, „ich hatte schon vorher so gut gesehen, daß es mich wundert Euch hier zu treffen.“

„Heilige Jungfrau, was soll dies!“ rief Elvira bestürzt, „die Herren belieben seltsam unter sich zu scherzen. Wir ersuchen sie geziemend, in einer Sprache sich auszudrücken, die uns allen verständlich ist und zugleich die Achtung nicht vergißt, die man Damen schuldig ist.“

„Dieser Achtung Marchesina müßt Ihr es verdanken,“ versetzte Nicolo mit Nachdruck, „wenn meine Rede bis jetzt Euch dunkel blieb. Sie soll dereinst aber an ein Licht treten, das mit seinem grellen Schimmer Eure Augen blenden wird.“

„Ich werde nicht ermangeln,“ rief Antonio, „den Commentar zu dieser Rede mit meinem Degen zu liefern.“

„Gott, was beginnt Ihr!“ fiel Bianca ein, „ich befehle Euch, Signor,“ fuhr sie zu Nicolo sich wendend und mit Hoheit fort, „von diesem Gespräche sogleich abzubrechen und Damen nicht zu zwingen, die Zeugen eines verhassten Zwistes abzugeben.“

„Wenn Ihr es befiehlt,“ sprach Nicolo bitter, „dann bleibt mir freilich nichts übrig, als abzubrechen, obgleich Ihr mir schlechten Dank dafür wissen werdet.“

Eine peinigende Pause trat jetzt ein. Bianca und Elvira knüpften zwar ein gleichgültiges Gespräch an, aber nur mit Zwang konnte es fortgeführt werden, und bald stockte es wieder. Eine qualvolle Beklemmung hatte sich jeder Brust bemächtigt, und füllte sie mit düstern Ahnungen. Antonio verharrte noch immer in seiner drohenden Stellung, Nicolo durchschritt schweigend die Grotte. Wenn seine Züge auch ruhiger geworden waren, so wogte der Sturm um so heftiger in seiner Seele, und dem feurigen Genuesen, dem es nicht so leicht ward seine Gefühle zu verbergen, wurde die verhasste Nähe seines Gegners immer unerträglicher. Er verließ die Gesellschaft, und stürmte hinaus in die Einsamkeit, bald darauf wollte Antonio folgen, Elvira hielt ihn zurück.

„Bleibt, Signor,“ sprach sie mit Ernst und Würde, „und wagt es nie, den heutigen Auftritt mit Signor Nicolo zu erneuern, oder wohl gar gegen ihn den Degen zu ziehen, den Euch das Vaterland zu einem an-

bern Zwecke anvertraute, sonst ladet Ihr mein höchstes Mißfallen auf Euch, und sollt, bei der heiligen Jungfrau und ihrem gebenedeiten Kinde, Euch zum letztenmal in meiner Nähe befunden haben!“

Dieser energischen Rede vermochte Antonio nicht zu widerstreben, er brachte eine nichts sagende Entschuldigung vor und blieb in der Grotte. Nur die drohende Gefahr, vor der Elvira zitterte, hatte ihren bebenden Lippen einen solchen Nachspruch erpressen können, der sonst nicht in ihrem Character gelegen hätte. Sie knüpfte von neuem eine Unterhaltung an, in die sie absichtlich Antonio mit hineinzog, um den herben Eindruck des frühern Zwistes in seiner Seele nach und nach zu verwischen. So entschwanden einige Stunden. Man hatte beschlossen nur wenige Minuten in der Eremitage zu verweilen, und alsdann bis zum Krater hinauf zu steigen; das eingetretene Mißverhältniß hatte jedoch dieses Vorhaben vereitelt. Bianca und Elvira blieben daher, so lange der glühende Sonnenstrahl ihre Heimreise beschwerlich gemacht hatte in der Grotte, und verließen sie erst, als der Abend heraufzudämmern begann. Als sie in das Freie traten, bemerkten sie Nicolo unter dem Schatten eines Baumes. Sein Haupt, von der Hand gestützt, starrte er reglos zur Erde, seine Züge waren düster und auf seinen Wangen brannte noch immer die dunkle Gluth des Zornes. Bei dem Geräusche der Nahenden erhob er sich schnell von seinem Sitze, geleitete Bianca zu ihrem Maulthiere, und trat in ihrer Gesellschaft den Rückweg an. Elvira war mit Antonio vorausgeritten, absichtlich hielt

Bianca die Zügel an, um ihnen einen größeren Vorsprung zu lassen. Lange hoffte sie, Nicolo werde endlich das Stillschweigen brechen und ein Gespräch anknüpfen. Als sie aber bemerkte, daß er ihrem Wunsche nicht entgegen kommen werde, begann sie mit milder Stimme:

„Wir freuten uns gestern so herzlich auf den heutigen Tag, und nun sind leider alle Erwartungen getäuscht worden.“

„Es schmerzt mich sehr,“ versetzte Nicolo mit Ruhe, „daß ich die Ursache dieser Störung werden mußte, es war aber unmöglich ihr auszuweichen.“

„Ihr hättet doch Antonio mit mehr Glimpf behandeln sollen.“

„Diesen Buben!“ rief Nicolo aufbrausend, „beim Himmel! hätte ich ihn allein getroffen, die Sonne wäre nicht mehr über seinem verruchten Haupte aufgegangen.“

„Um Gotteswillen!“ rief Bianca erschrocken, „laßt Euch nicht zu einer vorschnellen Handlung hinreißen. Zwischen Euch und Antonio waltet entweder ein furchtbares Geheimniß ob, oder ein Irrthum hat den heutigen Zwist herbeigeführt.“

„Seid versichert, das letztere war nicht der Fall.“

„Dem ungeachtet bin ich überzeugt,“ fuhr Bianca fort, „daß er Eure beißenden Anspielungen nicht verdient hat. Der nähere Umgang, dessen die tugendhafte Elvira diesem Antonio würdigt, ist mir Bürge für seinen edlen Character. Ich lernte ihn zwar erst heute kennen, aber ich muß gestehen, seine Unterhaltung war geistreich

und anziehend, und zeigte von einem sehr gebildeten Verstande.“

„Die Schlange läßt ihre glänzenden Farben nie schöner im Strahle der Sonne schillern, als wenn sie die Beute an sich locken will,“ sprach Nicolo dumpf vor sich hin.

„Sei dem wie ihm wolle,“ fuhr Bianca fort, „ich bin überzeugt, daß mir mein Geliebter kein Geheimniß vorenthalten wird, das mich so nahe angeht und mich schon so sehr beunruhigt hat.“

„Glaubt das nicht,“ versetzte Nicolo, „die Schmach, die wir heute durch die Gesellschaft dieses Unwürdigen erlitten haben, sollt Ihr nie in ihrem ganzen Umfange kennen lernen. Ich habe geschworen, nie mehr vor Euer Antlitz zu treten, bis dieser Frevler seine Schuld mit dem Blute bezahlt hat, dann seid Ihr gesichert diesen Schimpf nicht zum zweitenmal erdulden zu müssen.“

„Gott, was beginnst Du?“ rief Bianca zitternd, „willst Du meine Freundin zur Verzweiflung bringen? Wisse, sie liebt ihn unaussprechlich, er ist ihr Verlobter, sein Tod würde sie an den Rand des Grabes bringen.“

„Herr des Himmels, das ist zu viel!“ rief Nicolo erbleichend, „Bianca, es kann nicht sein, es darf nicht sein.“

„Und doch ist es so!“ versetzte sie.

„Doch so? Nein, dann kann ich freilich nicht länger schweigen! Wehe Deiner armen Freundin, aber Rache über ihren schändlichen Verführer! — Bianca!“ fuhr er ruhiger fort; „laß einmal die Bilder der Vergangenheit

vor Deiner Seele aufsteigen, wirfst Dir keines derselben die Gestalt dieses Menschen zurück?“

„Keines!“ versetzte Bianca, „ich sah ihn früher noch nie.“

„Gedenke jener Dir so grauenvollen Stunde, die den Keim meiner künftigen Seligkeit in sich trug.“

„Ich fasse Dich nicht!“ sagte Bianca erblaffend.

„Sieh, wie dort in neblichter Ferne die Felsenmassen des Posilipp heraufdämmern.“

„Gott, meine Ahnung,“ rief Bianca zusammenschauernd und ihr Gesicht verhüllend, „Antonio!“

„Ist jener Lazzarone, der Dich und Elviren anfiel,“ sprach Nicolo mit Festigkeit.

„Er ist es nicht!“ rief Bianca verzweifelnd, „ich beschwöre Dich, nimm Deine Worte zurück — er ist es nicht!“

„Und wenn sich die Pforten der Hölle vor diesen Worten öffneten, er ist es!“

„Du irrst Dich gewiß, Du irrst Dich! Es wäre mir unmöglich, jenen Lazzarone wieder zu erkennen, obgleich ich in sein finsternes Gesicht blickte, um wie viel weniger kannst Du es, da er doch sogleich floh als Du Dich ihm nahtest, und zudem die Schatten der Nacht schon herabgesunken waren?“

„Hätte ich ihn bloß damals erblickt,“ versetzte Nicolo, „dann wäre es allerdings mehr als gewagt, eine solche Behauptung zu vertheidigen, aber noch an demselben Abende sah ich ihn als er dicht bei mir stand, und seine höhnischen Züge mich angrinzten, die ich nie mehr verges-

sen konnte. Bald darauf schlich er sich in meine Wohnung ein, wo er von meinem Diener ergriffen und die Treppe hinabgeworfen wurde; und erst vor wenigen Tagen traf ich ihn zum viertenmale, als er mich mit seiner Bande anfiel und zu ermorden suchte. Ich verwundete ihn, der Stoß meines Degens kann noch nicht vernarbt sein.“

„So hättest Du denn die furchtbare Wahrheit vierfach verbürgt! O, meine arme Freundin, wie konntest Du dies ahnen? Wer hätte hinter der Larve eines Vaterlandvertheidigers einen solchen Verbrecher gesucht!“

Eine Pause trat ein. Endlich schien in Bianca's Seele ein Entschluß zu reifen.

„Du erlaubst es mir doch, Deine Entdeckung meiner Freundin mitzutheilen?“ fragte sie Nicolo.

„Thue, was Dir gut dünkt!“ versetzte dieser „Deine Freundin mag handeln wie es ihr Pflicht und Ehre gebieten, oder sie mag es unterlassen, in jedem Falle wird mein Benehmen gegen diesen Glenden unabhängig von dem ihrigen sein, und keine Macht soll mich abhalten meinen Schwur zu lösen.“

Während dieses Gesprächs hatten sie sich dem Weichbilde der Stadt genähert. Elvira und Antonio erwarteten Bianca mit ihrem Begleiter, um in ihrer Gesellschaft die letzte Strecke des Wegs zurückzulegen. Die Sonne war bereits hinter die Berge gesunken als unsere Wanderer die Stadt erreichten. Elvira trennte sich an dem Mercato von der Freundin und eilte von Antonio begleitet nach Hause. Nicolo geleitete Bianca durch das lärmende

Treiben, das sie allenthalben um so mehr umgab, als der kühle Abend die zahlreichen Bewohner aus ihren Wohnungen gelockt hatte. Endlich erreichten sie den Palast des Marchese, wo sie sich trennten.

12.

Glender, sprich! was hast Du zu bekennen,
Als Lasterthaten, Schande, Sünde?
Dein Thun liegt klar! — — —

Crabbe.

In ihrem einsamen Gemache saß Elvira düster und trauernd und senkte das trostlose Auge starr und theilnahmslos zur Erde. Der Zwist Nicolo's mit ihrem Geliebten hatte bange Ahnungen in ihrer Seele erregt, arglistig war Antonio jeder nähern Erklärung ausgewichen, und hatte dadurch ihre Zweifel noch vermehrt. An Bianca's Unruhe und Beklemmung entdeckte sie, daß das unselige Geheimniß, das über ihrem Geliebten waltete, auch ihr bekannt sein müsse. Lange drang sie mit bebenden Lippen in die Freundin, Bianca zauderte, suchte sie mit Vermuthungen vorzubereiten und endlich sprach sie die traurige Entdeckung aus. — Entsetzen und Verzweiflung beraubten die Arme ihrer Sinne. Keine Klage, kein Schmerzenslaut entfloß ihren blassen Lippen, ihr Herz war jetzt gebrochen, und ihre Brust von unsäglichem Kummer zerrissen. Allmählig erhob sie sich aus der dum-

pfen Betäubung; jetzt erst überblickte sie ihr grenzenloses Unglück in seinem ganzen Umfange und ein Thränenstrom, den sie am Busen der Freundin ausweinte, erleichterte ihr gepreßtes Herz. Bianca tröstete und richtete sie auf, sie weinte mit ihr und goß milden Balsam in ihre Wunden. Mit zarter Schonung theilte sie Elviren noch das Herbeste, den Entschluß Nicolo's mit, in dem Blute Antonio's die erlittene Schmach zu rächen, doch gegen ihr Erwarten wurde Elvira dadurch nicht erschüttert und Nicolo's Entschluß schien mehr einen wohlthätigen Eindruck auf sie hervorzubringen. Sie glaubte, die Verbrechen Antonio's würden dadurch wieder gesühnt, und sie dürfe ihm alsdann ihre Liebe wie einem fleckenlos Dahingeschiedenen wieder weihen. Jetzt erst fühlte sich Bianca erleichtert, nachdem sie der Freundin, wie sie glaubte, das Schrecklichste mitgetheilt hatte und diese dadurch mehr gehoben als niedergeschlagen worden war. Doch der Leidenskelch war noch nicht bis auf die Reige geleert. Nach wenigen Stunden traf die Nachricht ein: der Marchese Dmbrini habe den Heldentod auf dem Schlachtfelde erlitten. Bianca, obgleich sie den harten Vater nie zärtlich hatte lieben können, vermochte doch diesen unvermutheten Schlag des Schicksals nicht zu ertragen; noch weniger ihre betagte Mutter, welche diese schreckenvolle Nachricht auf's Krankenlager warf. So seufzte denn die Familie, bei der Elvira allein hätte Trost finden können, jetzt selbst unter der schweren Hand des Schicksals, und mithin war ihr nun die letzte Stütze entzogen.

So finden wir Elviren am dritten Tage in ihrem Ge-

make. Ermattet und kraftlos ruhte sie auf der Domanen; von ihrer frühern Heiterkeit war auch die letzte Spur dahin. Endlich erhob sie sich. Ein neuer Lebensstrahl durchzuckte ihre Atern und eine schwache Röthe überflog ihre Züge.

„Nein!“ rief sie, „ich will nicht klagen! soll ich mich vom Grame niederbeugen lassen, wo ich standhaft dulden soll? Soll ich nicht dem Himmel danken, der mich vor diesem drohenden Abgrunde bewahrte? Bin ich so tief gesunken, daß ich um ihn jammere, den alles verabscheut? Nein, keine Thräne beneze ferner mein Auge! er sei vergessen und verachtet, bis Nicolo seinen Schwur gelöst und die Rache vollendet hat. Dann — —

„Signor Antonio wünscht Euch sprechen zu dürfen!“ unterbrach das eintretende Mädchen die Rede Elviren's.

„Ich bin für ihn nicht zu Hause!“ rief diese.

„Diesmal müßt Ihr für mich schon zu Hause sein, und sei es auch nur auf wenige Minuten,“ fiel Antonio ein, der der Jofe gefolgt war.

„Wie! Unwürdiger, Ihr habt noch die Frechheit vor mich zu treten?“ rief Elvira in der höchsten Entrüstung.

„Warum nicht? würdet Ihr mich zum erstenmal mit Eurer Gegenwart beglücken?“ sprach Antonio mit der höchsten Ruhe.

„Wahrlich, Eure Unverschämtheit geht zu weit! Glaubt Ihr noch nicht entlarvt zu sein? Haltet Ihr

meine Freunde für so gewissenlos, mich in einen Abgrund stürzen zu lassen, an den Ihr mich gezogen habt?"

„Das Gewissen Eurer Freunde geht mich wenig an,“ versetzte Antonio, „was aber das meinige betrifft, so ist es noch immer zart genug um jeden niedrigen Betrug zu verachten.“

„Das ist zu viel! für lasterhaft mußte ich Euch halten, nie aber hätte ich Euch so verworfen geglaubt, daß Ihr Eure Verbrechen auch noch mit der Maske der Tugend zu bedecken sucht. Geht, Ihr seid tiefer gesunken als Eure Laster; verlaßt mein Gemach, und wagt nie es wieder zu betreten.“

„Uebereilt Euch nicht, Marchesina,“ sprach Antonio mit unerschütterlichem Gleichmuth, „Ihr habt meine Ankläger nur allzugeneigt angehört. Ist es unbillig, wenn ich von jemand verlange, der mich so oft seiner standhaftesten Liebe versicherte, daß auch die Vertheidigung des Beklagten vernommen werde.“

„Wie? Ihr wollt Euch rechtfertigen,“ rief Elvira befremdet, „bekennt Ihr Eure Schuld noch nicht?“

„Ich bin nicht hieher gekommen, um zu wiederholen, was Euch beredtere Zungen schon längst zugeflüstert haben, sondern um Euch die innern Gründe, die mich bei meinen Handlungen leiteten, darzulegen, denn nur nach ihnen dürft Ihr urtheilen. So wißt denn, daß mein Geschlecht aufgezeichnet in dem goldnen Buche der Republik Venedig, so alt und edel wie je eins in Italien ist. Mein Vater, der Nobile Albini verließ in der frühesten Jugend

seine Geburtsstadt und trat in die Dienste des Königs von Sardinien. Als der Krieg mit Frankreich ausbrach, war er General einer Heeresabtheilung. Ihr wißt selbst, welche unglücklichen Resultate die Schlachten bei Montebotte, Miliesimo und Dego für Sardinien hatten. Unsere Truppen mußten weichen. Auf dem unseligen Rückzuge wurde mein Vater bei Mondovi von einer Kugel zerschmettert und sterbend nach Turin gebracht. Die raubsüchtigen Feinde erklärten ihn als Hochverräter und confiscirten seine Güter. Meine Mutter verzehrte der Gram, ich wurde aus dem elterlichen Hause getrieben und als ein Bettler hinaus in die Welt gestoßen. Auf dem Grabe meiner Eltern schwur ich ihren Mördern und den Räubern meiner Ehre Rache, ich gelobte mein ganzes Leben ihrer Vertilgung zu weihen und bei Gott! ich habe bis jetzt treu mein Wort gehalten. Ich mußte nun als zwölfjähriger Knabe Turin verlassen. Nichts war mir geblieben als die Documente meiner Abkunft und der Siegelring meines Vaters, den er mir sterbend mit seinem Segen übergeben hatte. Sorgfältig verbarg ich diese Reliquien der früheren Macht unseres Hauses, ich bewahrte sie bis jetzt, und werde sie dereinst noch geltend zu machen wissen. Hülflos mußte ich damals durch Italien's reiche Provinzen irren, bis mich endlich der Zufall nach Neapel führte. Ueberall erzählte ich mein trauriges Geschick; ich wimmerte vor den Palästen der Reichen um Hülfe, ich klopfte an die Thüren der Armen um Brod, aber kalt und scheu wandten sich die einen von mir ab, und mitleidig zuckten die andern die Achseln. Ich war elender als ein Bettler.

Endlich zog ich die Aufmerksamkeit eines Pazzarone's auf mich, er nahm mich in seine zerfallene Hütte, die selbst dem Armen zu arm war, er hüllte mich in seine Lumpen, und überließ meine Erziehung dem Erzieher der Wölfe und Raben. So erreichte ich endlich das sechzehnte Jahr; ich glaubte die Zeit zur Erfüllung meines Schwures sei gekommen, ich trug mich zum Kriegsdienste an, und erhielt durch die Zeugnisse meiner Geburt leicht eine Stelle bei der Armee. Ich kämpfte in den Schlachten bei Montebello und Marengo, und verließ seitdem das Heer nicht. Zugleich strebte ich mit Eifer, wenn die Waffen ruhten, mir jene höhere Bildung anzueignen, die mir leider früher versagt worden war. So verstrich ein bedeutender Zeitraum, in welchem ich, wie Ihr selbst wißt, nicht ohne Ruhm focht, bis sich endlich Neapel's Truppen nach Calabrien zurückziehen mußten. Ich folgte ihnen auch dahin, und rettete in einem blutigen Treffen dem Marchese Ombrini das Leben. Mit Spott und Verachtung rief er aus, nachdem die Gefahr vorüber war: „Wie? war kein Besserer im Heere als dieser Hund! Ich habe den Schurken, der sich jetzt erfrecht an meiner Seite zu stehen, oft genug mit Obstkörben durch die Straßen der Stadt schleichen sehn.“ — Dieser grenzenlose Hohn empörte mich! Meine Abkunft und meine Tapferkeit durften sich mit der seinigen messen; ich hatte mein Leben für ihn eingesetzt, und er schämte sich das seinige mir verdanken zu müssen. Ich beschloß, seinen stolzen Sinn zu beugen, und der Zufall begünstigte mich. Bald darauf ward ich zum Anführer der Truppen in der Umgegend

Neapel's ernannt. Ich ließ die Tochter des Marchesen nicht aus den Augen, und als sie einst noch spät auf dem Posilipp verweilte, glaubte ich, die Zeit zur Ausführung meines Plans sei gekommen. Ich überfiel sie, um sie auf einige Zeit ihrer Familie zu entziehen; bald aber fühlte ich, wie tief mich meine Rachsucht hatte sinken lassen. Scham und Reue bewogen mich durch die strengste Zucht meine Truppen vor ähnlichen Excessen zurückzuhalten; ich glaubte durch diese Bemühung meinen eigenen Irrthum zu sühnen, und diesem Beweggrunde habt auch Ihr Eure Rettung zu verdanken. Dem Genuesen konnte ich mich nur verpflichtet fühlen, daß er mich von einer übereilten Handlung abhielt, deren Folgen ich bald hätte bereuen müssen. Ich hegte daher so wenig Groll gegen ihn, daß ich sogar, als ich ihn eines Abends in seinem Zimmer auf der Violine phantasiren hörte, alle andere Rücksichten vergaß, und von meiner Musikkiebe dahingerissen es wagte, in sein Zimmer zu treten, wo der Niederträchtige mich, dem Wehrlosen, durch seinen Diener beschimpfen ließ. Diese Schmach durfte ich als Officier nicht ungerächt lassen. Ich forderte ihn, als ich ihn bald darauf im Vico del Sergente traf, zum Zweikampf auf, aber schon nach wenigen Gängen drangen französische Truppen in die Straße, und hinderten die Fortsetzung unseres Kampfes. — Nun kennt Ihr meine Schicksale und die Triebfedern meiner Handlungen, urtheilt nach ihnen, und wenn Ihr könnt, so verzeiht meinen Vergehungen."

„Ich muß gestehen,“ sprach Elvira außer Fassung von einem Entschluß zum andern schwankend, „ich bin

bestürzt — ich bin seltsam ergriffen — Ihr habt vieles gelitten, armer Antonio — Ihr habt aber auch oft gefehlt. — Doch ich habe Euch sehr verkannt, vergebt meinem Irrthum.“

„Himmliches Mädchen!“ rief Antonio, vor ihr niederstürzend, „Du verzeihst mir! Du liebst mich wieder!“

„Steht auf, Signor!“ sprach Elvira, sich zusammenraffend, „ich habe noch nie aufgehört Euch zu lieben, aber nimmer werde ich unser früheres Verhältniß fortsetzen. Geht hin, Antonio! Das Vaterland ist hart bedrängt und bedarf tapferer Männer, geht und erkämpft Euch Ehre und Ruhm, macht die Ansprüche Eurer Geburt wieder geltend, und zeichnet Euch durch ein Betragen aus, das Eure frühern Verirrungen vergessen läßt. Dann kehrt zurück, gerechtfertigt und sieggekrönt, und die Liebe, die ich Euch treu im Busen bewahrte, soll Euch für alle Aufopferungen lohnen“

„Angebetetes Wesen!“ rief Antonio, „Cherub des Himmels, Du strömst Muth und Begeisterung in meine Brust und ziehst mich mit Dir empor zu den Sternen! Ja, ich will kämpfen, kämpfen und siegen! Zwei schöne Ziele winken mir vereint, Deine Liebe und die Erfüllung meines Schwurs. Siegreich werde ich aus dem Kampfe hervorgehen, denn Dein Segen ruht auf mir, Deine Liebe begeistert mich und Dein holdes Bild wird mich in das Getümmel der Schlacht begleiten — zum Sieg oder zum Tod.“

„Euer Entschluß ist edel und Eurer würdig, und ich

hoffe mit Gott, Ihr werdet ihn ausführen. Nun aber noch eine Bitte, die Ihr mir nicht versagen könnt. Ihr habt den Genuesen tödtlich beleidigt, er schwur Euch Rache; versprecht mir, sobald als möglich die Stadt zu verlassen, und ihm keine Veranlassung zur Ausführung seines blutigen Vorhabens zu geben, und sollte er in Eure Hände fallen, seiner großmüthig zu schonen.“

„Edles Mädchen, Du bist sein schützender Genius! Dein Wille sei mir heilig, und nicht zum zweitenmal sollen Deine Thränen fließen. Und jetzt — auf zum Kampf für ein edles Gut! Laß mich aus Deinen Armen in Deine Arme eilen, laß mich kämpfen und erringen! Bald, bald kehre ich zurück, um meine Lorbeeren zu Deinen Füßen zu legen und mich nie wieder von Dir zu trennen. Leb' wohl, meine Elvira! und gedenke bisweilen des armen Antonio!“

„Leb' wohl, Geliebter!“ flüsterte Elvira.

„Und vergiß mein nicht!“ grinzte der Razzaroni-Hauptmann im Weggehen höhniſch vor sich hin.

13.

Hier in dem Schatten alter dunkler Linden
Magst Du die neue Mähre mir verkünden!
Sprich immerhin! — Wir werden nicht gestört
Und was Du sprichst — ich hab' es nicht gehört,

Ritterſpiel.

Es war am 30. October des Jahres 1806 als an einem
schönen Nachmittage ganz Neapel nach der Villa Belvedere

strömte. Diese prachtvolle Villa bleibt den Lustwandelnden das ganze Jahr hindurch verschlossen, und wird bloß an den Donnerstagen des Octobers geöffnet. Man kann sich den Andrang der Neapolitaner in diesen Tagen nicht denken, selbst wenn man weiß, wie zahlreich die Einwohner sind, und wie tief der Hang nach Lustbarkeiten und Müßiggang in ihnen wurzelt. Dennoch war dieser Andrang diesmal größer als je, weil es der letzte Donnerstag des Octobers war, und somit das Belvedere vor einem Jahre nicht wieder geöffnet ward.

Zwar war jetzt der Abend hereingebrochen, doch die zahllosen Scharen die sich in die Villa gedrängt hatten, vermehrten sich noch immer. Viele Einwohner waren bis jetzt von den Geschäften des Tages zurückgehalten worden, viele, namentlich aus den höhern Ständen wollten sich der Sonnenhitze nicht aussetzen, die zu dieser Jahreszeit in Stalien noch immer brennend genug ist. Alle diese verließen jetzt, als der milde Abend freundlich hernieder sank, ihre Wohnungen, und eilten den Anlagen zu. — Unter ihnen befand sich auch Nicolo. Der hohe Ernst und die Schwermuth, die diesmal aus seinen blassen Zügen sprach, mochte sich von dem wilden Treiben abgestoßen fühlen. Lange irrte er durch die weiten volksbewegten Schattengänge, bis er endlich in dem dunkeln Bosquet, das die Statue der Vesta umgab, die ersehnte Einsamkeit fand.

Diese Rotunda auf dem höchsten Punkte des Hügel gelegen, ist von Palmen, Cactus, Agaven und Oleanderbäumen dicht umkränzt. Ein mittelhohes Geländer

läuft am Rande der Balustrade durch niedriges Gestripp, und gestattet dem Auge in einem prachtvollen Panorama die ganze Küste, Sorrent, Castell a mare, die Punta Sant Angelo, die Punta di Posilippo, das Cap Minerva bis hinter die Somma und den Vesuv zu überblicken.

Gerade sank die Sonne hinter die Gebirge und färbte zum letztenmal den grünenden Hügel mit glühendem Purpur. Lange weilte der schwermüthsvolle Blick des Genuesen auf ihren ersterbenden Strahlen, und schien sehnsüchtig empor zu ihnen zu streben. Semehr sich aber diese Strahlen verloren, desto wehmüthiger wurde der Künstler, desto bleicher seine Wange, desto düsterer sein Auge, bis ihm endlich eine Thräne entquoll, und die bebende Lippe in die Worte ausbrach:

„ Sie sinkt hinab — hinab in die unendlichen Fluthen des Oceans! — Noch ein Blick und ihr letzter Strahl ist verglommen! — So bist Du denn dahingeschieden, strahlende Göttin! So mußttest auch Du den letzten Schimmer Deiner frühern Pracht verglimmen sehen! — O, weine nicht! Bald, bald ist es überstanden, bald bist Du eingegangen in Deine stille Kammer, und bald werde auch ich Dir folgen! — Ja, ich fühle es an dem bangeren Schlage meines Herzens, auch ich werde bald hinabsinken, hinab in die traurige Grabesnacht, und was ich erkämpfte, was ich erstrebte in einer langen Reihe von Jahren voll Mühe und Anstrengung, zerfliehet wie eine Seifenblase! — Wie eine Seifenblase? — und sei es auch wie ein sinkender Stern! — Es zerfliehet, und die träge Vergessenheit bedeckt seine Trümmer mit bleier-

nem Gefieder. Es zerfliehet? — — — nein, es darf nicht zerfliegen! gleich einem Phönix soll es sich strahlend aus der Vernichtung erheben und sich empor zu den flammenden Räumen des Lichtes schwingen! — Donnern nicht die brausenden Wogen des Oceans der Gottheit ihren Choral, jauchzt nicht das freundliche Abendroth seine Hymnen, jubelt nicht die heilige Waldnacht ihre Lobgesänge, lispelt nicht das zitternde Laub, die schwankende Aehre, der perlende Thautropfen sein Halleluja, und ich der Meister der Töne, der klar und begeistert ausspricht, was die ganze Schöpfung nur stammelt, ich allein soll zerfliegen? — Meine Töne allein sollen verhallen? — Nein, sie verhallen nicht, sie, das Princip der Gottheit — — —

Ein Rauschen im Gebüsche brach plötzlich den Monolog des aufgeregten Genuesen ab, der, wie es schien, in seine frühere trübe Gemüthsstimmung zurückzusinken drohte. Unwillig wandte er sich nach dem Orte, von dem das Geräusch gekommen war, als Bianca am Arme Elviren's hervortrat.

„Sagte ich's doch,“ rief die letztere, „wir würden Euch nur in der tiefsten Einsamkeit auffuchen können.“

„Wenn meine Freundin an dem Treiben der guten Lazzaroni's sich mehr ergötzt, so beneide ich sie nicht im mindesten darum,“ sprach Nicolo etwas unmuthig.

„Laßt uns keine Zeit verlieren,“ nahm Bianca das Wort, „wir durchstreiften das Belvedere schon seit einer Stunde, um Euch aufzufinden. Jetzt ist die Nacht hereingebrochen und drängt uns nach Hause zu eilen. Wir

kommen bloß, um Euch auf heute Abend zu uns einzuladen.“

„Marchesina, Ihr kennt meinen Schwur!“ versetzte Nicolo.

„Leider kenne ich ihn,“ sprach Bianca, „und sah voraus, daß Ihr der Einladung durch einen Diener nicht Folge leisten würdet; ich war daher genöthigt, diesen Auftrag selbst zu übernehmen und eilte hieher wo ich Euch vermuthete.“

„Ich muß mich hierdurch sehr geehrt fühlen, obgleich ich deswegen nicht bestimmt werden kann ein Gelübde zu brechen, das am meisten geeignet ist, mich zur schnellen Ausführung meines Plans anzufeuern.“

„In wiefern dieser Plan jetzt noch auszuführen ist,“ versetzte Bianca, „laßt uns später erwägen; wir erwarten Euch übrigens in zwei Stunden in unserm Casino, *) das wir absichtlich gewählt haben, damit Euer Gelübde nicht geradezu gebrochen werde. Wir hoffen, Ihr werdet so viel Anstand besitzen, und einer Dame, die Ihr zu schätzen vorgebt, keine Bitte abschlagen; oder glaubt Ihr, eine Dame, die sich sogar herabläßt, ihren Ritter selbst aufzusuchen, werde sich ungestraft einer Grille nachsetzen lassen?“

Dieses legtere sprach Bianca etwas bitter und gereizt und wandte sich schnell, um die Rotunda zu verlassen.

*) Der Name der Sommerhäuser, die die Italiener in ihren Gärten errichten, und meistens mit vielem Aufwand erbauen lassen.

Nicolo, der die mit Recht aufgebrachte Freundin besänftigen wollte, eilte ihr nach, und begleitete sie nach der Stadt. —

„Das soll also solchergestalt ein kleines Stell Dich ein abgeben?“

„Nocturno tempore (bei Nacht und Unzeit),“ ergänzte der Andere der zwei Männer, die jetzt hinter dem nahen Gebüsch hervortraten. An ihren Strohhüten und ihren kurzen Mäntelchen erkennen wir sogleich Paglietti, und an der beleibten Gestalt des Einen und der hageren des Andern unsere alten Bekannten vom Posilipp.

„Ein sonderbarer Heiliger,“ fuhr der Hagerer fort, „der die Einladung eines schönen Weibes ausschlägt.“

„Er wird sie so wenig ausschlagen,“ versetzte der Beleibte, „als Ihr die Sporteln von Guern Clienten.“

„Sagt lieber,“ erwiderte der Hagerer, „so wenig als Ihr eine Flasche Lacrymae Christi unberührt stehen lasset. Beim rosenfarbenen Blute des Erlösers! Die Marchesina Ombrini ist kein gewöhnlicher Fang.“

„Sagt mir einmal, Manelli,“ fragte der Andere zutraulich, „wer war die andere Dame, und der Signer?“

„Bei den Sandalen des heiligen Vaters, ich kannte sie so wenig als Ihr, obgleich ich meine Augen mehr dabei anstrengte, als je beim Corpus juris. Doch halt! Kommt hier nicht unser Freund? — Sie müssen ihm begegnet sein — der kennt jede Klaue in Neapel.“

„Unser Freund?“ versetzte Bancello, indem er

den Nahenden schärfer in's Auge faßte — Euer Freund wollt Ihr sagen. Ich möchte wissen, was ein guter Neapolitaner mit einem Spürhunde der Franken zu thun hat."

Während dieser Rede trat Antonio spähend in das Gehölz. Er hatte das Letztere noch vollkommen gehört und näherte sich dem saubern Brüderpaare.

„Sieh da, mein würdiger Freund!“ begann er, „wer hätte geglaubt, solche werthe Männer bei Nacht und Nebel in dem Belvedere noch in gelehrte Gespräche vertieft zu finden.“

„Ach, geschätztester Freund,“ nahm der Beleidigte das Wort, „Ihr glaubt nicht wie viel ich von meinem Collegen erdulden muß. Alles Sträubens ungeachtet hat er mich bis jetzt in diesem Irrgarten festgehalten, um mir einen neuen Criminalfall mitzutheilen.“

„Ich bedaure Euch sehr, Signor Bancello,“ sprach Antonio faustisch, „Eure schwächliche Gesundheit —“

„Ach ja — meine schwächliche Gesundheit,“ sprach der Beleidigte kläglich, „seht, mein geehrter Antonio —“

„Sagt doch einmal, Freundchen,“ unterbrach der Hagere mit Hast, „seid Ihr vorhin nicht einem Signor und zwei Damen begegnet?“

„Ich glaube mich entsinnen zu können,“ sprach Antonio lauernd, „es war, glaube ich, die Marchesina Combelli unter ihnen.“

„Nein, nein!“ fiel der Hagere ein, „ich meine jene Gesellschaft, in welcher sich die Marchesina Ombrini befand.“

„Ich habe nicht die Ehre, diese Dame zu kennen,“ sprach Antonio zurückhaltend.

„Was wolltet Ihr doch vorhin sagen, Geehrtester,“ nahm der Beleidigte schmunzelnd das Wort, „es war von meiner schwächlichen Gesundheit die Rede.“

„Ich wollte sagen,“ versetzte Antonio, „daß ich Euch eben deswegen ein Fäßchen Bordeaux zusenden wolle, das ich lezt hin den Franken abnahm. Ihr habt mir ohne dies schon manchen Freundschaftsdienst unter der Hand erwiesen.“

„Und werd' Euch auch noch manchen erweisen, wenn Ihr nämlich die Weinlieferungen nicht einstellt,“ fiel der Hagere sardonisch ein.

„Auch von Euch, werthester Freund, erhielt ich schon manchen unschätzbaren Wink,“ fuhr Antonio fort, „und wenn ich wüßte —“

„Laßt das,“ unterbrach ihn hastig der Hagere, „und schenkt mir dafür morgen das Vergnügen, mich in meiner Wohnung zu besuchen.“

„Ich werde nicht ermangeln, von Eurer Einladung Gebrauch zu machen, und Euch zugleich eine Augenstärkung mitbringen, damit Ihr die Combelli künftig nicht mehr für die Ombrini haltet.“

„Ich bin zwar ein alter Anhänger des Hauses Ombrini,“ erwiderte der Hagere, „und sollte nichts zu seiner Unehre reden, seit aber der Marchese todt ist, schere ich mich nicht mehr darum wer dort Koch oder Kellner ist; und ich kann Euch schwören, daß es die Ombrini war,

die Ihr vorhin gesehen habt; fragt nur Signor Bancello darüber.“

„In der That, Antonio,“ erwiderte der Beleidete, „ich habe sie genau in's Auge gefaßt, und sogar gehört, wie sie ihren Galan zu einer Zusammenkunft in ihrem Casino einlud.“

„Was geht das mich an,“ sprach Antonio rauh, „ich bin des Königs von Neapel ergebenster Hauptmann.“

„Ihr scherzt,“ fuhr der Beleidete fort, „es ist schon mancher guten Dame ein artiges quid pro quo gespielt worden, und ich denke, Ihr würdet etwas der Art ebenfalls nicht verschmähen, wenn Ihr auch zu gewissenhaft seid, einem ehrlichen Manne ein Bein unterzuschlagen.“

„Ich hoffe,“ fiel Antonio zurückweisend ein, „Ihr werdet mir zutrauen, daß ich gegen eine edle Dame wie Marchesina Combelli oder Ombrini die gehörige Achtung nie aus den Augen setze.“

„Ich sage Euch aber,“ versetzte der Hagere mit Nachdruck, „der Signor wird ihr seine Aufwartung machen, ehe zwei Stunden verflossen sind. — Doch dies geht Euch ja nichts an“ setzte er gleichgültig hinzu.

„Ihr habt diesmal vernünftig gesprochen,“ gab Antonio zurück, „und wollt Ihr auch vernünftig handeln, so werden Eure Augen die Marchesina Combelli oder Ombrini so wenig gesehen haben, als Euer Mund mit mir davon sprach.“

„Ihr seid ein kluger, junger Mann,“ versetzte der Beleidete, „mit dem ein friedliebender Paglietti auch ein Wörtchen im Vertrauen reden darf. Seid unbesorgt,

wir werden stumm wie ein Kal sein. Vergeßt mir nur die Flaschen nicht!“

„Ihr sollt sie haben, eh' die nächste Sonne hinter die Berge sinkt!“ sprach Antonio aufbrechend.

„Vergeßt auch nicht, mich morgen zu besuchen!“ rief der Hagere dem Dahineilenden nach, und folgte ihm langsam am Arme seines wackern Gefährten.

14.

— — Ich will Dir sagen, Freund,
Die Ratter ist er in dem Wege mir,
Wohin nur immer meinen Fuß ich setze
Liegt sie vor mir. — Verstehst Du mich?

Shakespeare Richard II.

Schweigend wie die lauernde Sünde, mit flüchtigem leisen Tritte, gleich einem Gespenste der Nacht, durcheilte Antonio die Villa Belvedere und wandte sich nach der Stadt. Finstere Gedanken wälzten sich durch seine Seele, und woben ihre verderbenschwangern Pläne mit teuflischer Gewandtheit zusammen. Bisweilen schimmerte der Mond durch das zerriffene Gewölk und beleuchtete das Antlitz des Unheilsinnenden, das von einem höhnischen Grinsen gräßlich verzerrt, die schwarzen Gedanken seiner Seele errathen ließ.

„Seid unbesorgt, schöne Elvira,“ murmelte er spöttisch zwischen den Zähnen, „ich werde Euren gestrengen Befehlen treulich nachkommen, und ehe der Tag anbricht,

Neapel verlassen haben, um mir Ruhm und Lorbeeren zu sammeln. Hegt keine Besorgnisse wegen des Amorofo Curer Freundin, ich werde ihm kein Haar krümmen, wenn aber dennoch ein kühles Eisen den Weg zu seiner verruchten Brust finden sollte, dann meßt mir keine Schuld bei. — — — — Doch halt, Antonio, sei kein Narr! — Was will ich denn eigentlich? — Einen armen Teufel, während er ein verliebtes Abenteuer bestehen will, ein Bein unterschlagen, weil er mich die Treppe hinunterwarf, was ihm unfehlbar auch begegnet wäre, wenn er sich bei mir hätte treffen lassen? — Und doch gerade da steckt der Knoten! Ich begreife selbst nicht, welche feltne Großmuth mich seit einiger Zeit anwandelt! Schon so manchem habe ich, ohne den geringsten Scrupel zu bekommen, das Lebenslicht ausgeblasen, bloß weil er mich schief angesehen hat, und dieser Genuese wandelt noch immer unter den Lebenden! Aber sonderbar, so oft ich an Mord denken will, tönt mir sein wunderbares Adagio in den Ohren, und es ist als spräche aus diesen Himmelslauten ein versöhnender Engel zu mir: Du sollst nicht tödten! — — Und doch, es muß sein!“ fuhr er fort, indem er mit hastigen Schritten in die Straße Incoronata einbeugte. — „Antonio, sei kein Kind, es muß sein! — Er oder ich! — Was ich beginne, wohin ich mich wende, er ist die Schlange, die mir überall im Wege liegt. Ich bin verloren, wenn diese nicht weggeräumt wird. — — Doch horch! Sind das nicht die Klänge einer Violine? — Nein, ich täusche mich nicht, der Genuese phantasirt! — Nun gut, dies kommt zur gelegenen

Stunde," fuhr er fort, indem er stehen blieb. „Jetzt, Genuese, will ich Dir zeigen, daß ich edler bin als Du. Du hast mich tödtlich beleidigt und meine Ehre fordert blutige Rache, aber sieh, ich Dein erbitterter Feind, trete jetzt zurück, und Deine innigste Freundin, die Musik, das Princip und der Leitstern Deines Lebens, sie soll Richterin sein zwischen mir und Dir!“

Nach dieser Rede eilte er der Wohnung des Genuesen zu, vor der er lauschend stehen blieb. Klar und bestimmt drangen jetzt die Töne der Violine in die Ohren des Lazzaroni-Hauptmanns und rauschten ihm ein wildes abentheuerliches Allegro entgegen. Bizarre Harmonien, tolle Säufe, grotesque Melodien und frappante Wendungen wechselten in seltsamer Verbindung, aber von einer Meisterhand hervorgezaubert, mit einander ab. Immer wilder, immer schauerlicher wurde die Musik, die aus den Abgründen der Hölle hervorgeholt zu sein schien und die Brust mit Grausen und Entsetzen füllte. Antonio's Gesicht verzerrte sich gräßlich, das Blut wich aus seinen Wangen, die Augen traten hervor, der Mund preßte sich convulsivisch zusammen und wilder Hohn sprühte aus seinem Blicke. Wie von den Furien gepeitscht floh er mit schwankendem Schritte von dannen und eilte dem Largo del Castello zu. —

„Du bist gerichtet!“ rief er, als ihm die Schauer-töne nicht mehr in's Ohr drangen, „Genuese, Du bist gerichtet! Deine Musik selbst hat Dich verdammt! Ich mußte Petrucca's Schüler nicht gewesen sein, wenn ich nicht sogleich Tartini's Teufelsonate wieder erkannt hätte.

— Aber ich will Dein Blut nicht vergießen,“ fuhr er fort, indem ihn ein leichter Schauer überflog. — „Nein, ich will Dir nicht zu nahe treten, aber sterben mußt Du, der Würfel ist geworfen, Deine Töne selbst haben ihn gelenkt, und Neapel hat außer dem meinigen noch Dolche genug.“

Unter diesen schwarzen Gedanken hatte er den Largo del Castello erreicht. Lange durchstreifte sein scharfes Auge jeden Winkel dieses geräumigen Platzes. Nachdem er vergeblich nach dem gesuchten Gegenstande gespäht hatte, eilte er durch eine enge Gasse dem weiten Molo zu, und als er auch hier den gesuchten Gegenstand nicht gefunden, betrat er den Mercato. Hier näherte er sich der Capelle Santa Maria del Carmino, die Margaretha von Oestreich, die Mutter des unglücklichen Conradin hatte erbauen lassen, und hier blieb Antonio vor einer beinahe zerfallenen Barake stehen, in der ein Lazzarone halb sitzend eingeschlafen war.

„Mateo, Teufelstäufling — verfluchter Bastard — hörst Du nichts? — schämst Du Dich nicht, gleich einem Dachse, beim hellen lichten Tage in Deine Höhle zu kriechen,“ rief Antonio durch den angestregten Gang noch mehr aufgereizt.

Bei diesen Worten richtete sich der Angeredete langsam auf. Es war eine stark gebaute Gestalt. Seine Züge waren derb und abstoßend; eine halbgeheilte Wunde, die von der Stirne bis an den linken Mundwinkel lief, machte sie noch abschreckender. Das schwarze stark gekräuselte Haar drängte sich in dichter Fülle um

Scheitel, Mund und Kinn, und wild funkelten die schwarzen Augensterne aus den aschfarbenen Wangen hervor. Seine Kleidung war schmutzig und zerrissen, und ein verrosteter Dolch stach nachlässig im Gürtel.

„Hörst Du nichts?“ rief noch einmal Antonio mit starker Stimme, und rüttelte den Halberwachten unsanft aus dem Schlafe.

„Ich höre,“ sprach der Lazzarone langsam, „wie ein dummer Junge einem ehrlichen Manne eine Stunde Schlaf mißgönnt. — Tod und Dopperment, die Nacht ist schon seit zwei Stunden eingebrochen, und ein Paffe will mich noch den lichten Tag sehen lassen.“

„Du hast Recht, lieber Mateo,“ sprach Antonio ruhig, „und fast hätte ich Dich nicht erkannt, wenn nicht ein kleiner Zug —“

„Hölle und Teufel; erinnert mich nicht daran,“ rief der Lazzarone aufspringend, „den verfluchten Genuesen werde ich noch mit meinen Füßen zerstampfen — und nun macht es kurz, was wollt Ihr? Ihr wißt, ich bin in der Nacht außer dem Schlafe zu wenigem aufgelegt.“

„Ich kam bloß um Dir zu sagen,“ versetzte Antonio mit Ruhe, „daß ein ehrlicher Mann keinen Unterschied zwischen der Nacht und dem lichten Tage kennen sollte, wenn es etwas christliches zu thun giebt.“

„Setzt redet Ihr einmal vernünftig,“ entgegnete der Lazzarone, „und sollt mich auch zu allem bereit finden. — Schickt mich hin, wohin Ihr wollt, nur nicht in die Kirche!“

„Gerade dahin mußt Du jetzt!“

„Nimmermehr!“ rief der Lazzarone mit Hast, „ein ehrlicher Mann trennt keine Borden von einem geweihten Rocco.“

„Du sollst weder Borden trennen,“ versetzte Antonio, „noch Dich mit goldenen Kelchen bekannt machen, sondern Gevatter stehen.“

„Ach, nun verstehe ich,“ rief der Lazzarone, „der Täufling soll wahrscheinlich morgen früh in des Teufels Küche seine Cioccolata trinken.“

„Errathen, und Du sollst ihm deswegen die Abendkost versalzen.“

„Und wer ist denn unser Täufling?“

„Der Genuese!“ erwiederte Antonio mit Nachdruck.

„Der Genuese! Tonino, Herzensfreund laß Dich umarmen, laß Dich küssen; es ist nicht möglich!“

„Wie ich Dir sage,“ fuhr Antonio fort, „er will heute noch einen kleinen Besuch machen. Schleiche Dich in den Garten des Marchese Ombrini, die Thür wirst Du offen finden. Dieser Genuese will dort eingehen. Verstecke Dich nahe am Casino, und wenn der zärtliche Täufer zu seinem Täubchen einfliegen will, so fühle seine Brust durch einen kleinen Ueberlaß.“

„Alles Recht,“ sprach der Lazzarone zurückhaltend, „ich habe aber von einem Affen gehört, der für andere die Castanien aus der Asche ziehen mußte, und sich dabei die Pfoten verbrannte.“

„Richtig!“ gab Antonio zurück. „Der Affe bist Du. Ein ehrlicher Mann, der sein Handwerk recht gelernt hat, sollte sich doch schämen —“

„Schon gut,“ fiel der Lazzarone ein, „ich gehe; der Sohn Eures Vaters giebt aber sonst kein Geld aus, wo er ohne Gefahr selbst welches verdienen kann, und ich glaube, es giebt wieder Geschichten wie lezthin die Extrapost die Stiege hinunter.“

„Mit Deinem albernen Geschwätze!“ rief Antonio und stampfte ungeduldig mit dem Fuße. — „Der Schurke hat keine halbe Stunde mehr übrig, und verliert seine Zeit mit abgedroschenem Wize.“

„Sagt was Ihr wollt!“ fuhr der Lazzarone mit unerschütterlicher Gleichmuth fort, „ein ehrlicher Mann aber, der sein Handwerk gut gelernt hat, will auch für seine Arbeit bezahlt sein.“

„Nun in's Teufels Namen!“ rief Antonio, ihm Geld gebend, „so nimm denn und eile so sehr Du kannst. In einer Stunde werde ich nachsehen, ob Du das Feld rein gemacht hast.“ — Mit diesen Worten eilte er dahin und verschwand bald in einer Seitengasse.

„Der verbrennt sich gewiß noch die Finger!“ murmelte der Lazzarone bedächtig vor sich hin, indem er den Dahineilenden nachschaute, „denn er treibt das Handwerk gar zu sehr in's Große! Morte di Dio, wer das geglaubt hätte als der Junge gleich unser einem barfuß herumliefe, daß er den Officierrock noch auf den Leib bekommen werde! Und jetzt giebt er sich gar noch für einen venetianischen Nobile aus. Meinetwegen mag er sich für den Nachkommen des heiligen Januarius ausgeben, er bleibt doch der größte Schuft in Neapel. Ein ehrlicher Mann bleibt bei seinem Handwerke, der aber verkauft seinen Dolch,

plündert die Beute auf offenen Straßen, hält heimlich mit den Franzosen zusammen, geht in keine Kirche und lügt Gott und die Welt an. Doch was kümmert mich das, mir gilt es gleich, wer meinen Dolch bezahlt! Ich bin ein ehrlicher Mann!“

15.

Und aufgeschreckt von seinem heulenden Wächter
Dem Wolf, gleich einem Nachtgespenste geht
Mit groß — weit — ausgeholten Räuberschritten
Der Mord an sein entsetzliches Geschäft.

Schiller's Macbeth.

Die Glocken der Thürme Neapel's hallten dumpf durch die schweigende Finsterniß, und verkündeten mit ihren letzten Schlägen die nahende Mitternacht. Die schwarzen Wolken, die schon am Abende den Horizont umschleierten, hatten sich jetzt zum Gewitter zusammengeballt und drohten mit Ungestüm sich zu entladen. Eine dumpfe unheimliche Stille hielt die Erde erwartungsvoll umschlungen, und laue Lüfte durchstreiften, gleich unheilbringenden Vorboten die kalten Nachtschauer. Endlich brach der lang verhaltene Grimm der Elemente los. Donnernd braußte die See, wild schäumend bäumten sich ihre Wogen zischend zum Himmel empor und peitschten zornig das zitternde Ufer. Heulend gleich den Ungethümen der Wüste kam der Sturmwind geflogen, der Vesuv öffnete sich, und seine glühenden Rauchsäulen stiegen in die schwarze

Nacht hinauf, prasselnd stürzte der Plazregen auf das vom Sturme gefegte Pflaster nieder. Bald jedoch legte sich die Wuth der Elemente wieder, ermattet sank die gebeugte Erde in Schlummer und der bleiche Mond blickte düster durch das zerrissene Gewölk.

Der matte Schimmer einer Lampe zitterte jetzt zwischen dem feuchten Laube und beleuchtete magisch das vom Regen niedergedrückte Gebüsch des Gartens, der hart an dem Palast des Marchese Ombrini stößt. In schmalen Streifen leuchtete das weiße Gewand Bianca's bisweilen durch die lichtereren Zwischenräume, und bewegte sich hastig nach dem Casino, wo die Geliebte dem Ersehnten entgegenharrte. Hier setzte sie die Lampe nieder, öffnete ein Fenster und blickte lange in die schweigende Nacht hinaus.

„Welch' ein Gewitter war das!“ begann sie endlich.
 „Die ganze Natur schien im Aufruhr zu sein, und wollte den Geliebten hemmen in die Arme der Freundin zu eilen. Doch die schwarzen Wolken, die meine Hoffnung zu vernichten drohten, haben sich wieder verzogen. Der Friede senkt seine Fittige über das Thal, und der freundliche Mond leuchtet dem Geliebten auf seinem Pfade. — Er wird jetzt in die Arme der Liebe eilen, um nie mehr zu entfliehen. — — Wie wird er überrascht sein,“ fuhr sie selig lächelnd fort, „wenn er hört, daß ich heute der Mutter unsere Liebe entdeckte, daß sie unsern Bund segnen will. — Ach, noch vermag ich das Uebermaß der Seligkeit nicht zu fassen, das meinen Busen zu zersprengen droht. — Aber nie, nie soll er erfahren, wie viele

Thränen, wie viele Bitten es mich kostete, bis ich meine Mutter dazu bewegen konnte. Es ist ja jetzt vorüber, meine Liebe brachte gern dieses Opfer. — Jetzt gilt es allein, ihn von dem unseligen Gedanken, sich an Antonio rächen zu wollen, loszureißen. Wird seine Seele wohl einen Rachegeanken fassen können, wenn sie in der Wonne der beglückten Liebe schwelgt! Nein, er wird verzeihn, und nichts mehr kann alsdann unser Glück hemmen. — Er kömmt, er kömmt!“ rief sie freudig, ihr weißes Tuch in den Lüften schwingend. „Geliebter, eile, eile in meine Arme!“

Eine hohe Gestalt, dicht in den Mantel gehüllt, schwebte langsam durch den dunkeln Schattengang und näherte sich dem Casino; bei dem Freudenrufe Bianca's wandte sie sich schnell und wollte sich zurückziehen, aber in dem Augenblicke stürzte der Lazzarone aus dem Gebüsch und — der Verhüllte sank zur Erde.

„Corpo di Satanasso! Du führst einen guten Stoß,“ stöhnte Antonio, sich in den letzten Todeszuckungen krümmend.

„Seid Ihr's, Tonino? Buon prò vi faccia! (Wohl bekomm's Euch!) Sagte ich's doch immer, Ihr würdet Euch noch die Finger verbrennen.“

„Geh — zur — Hölle!“ hauchte der Sterbende.

„Ich bin ein ehrlicher Mann und werde Dir trotz Deines christlichen Wunsches morgen eine Seelenmesse lesen lassen. Sei nur froh, daß Du eines so ehrlichen Todes gestorben bist. — Das verfluchte Weib kreischt

aber so gewaltig, daß noch Hanf für mich gedreht wird, wenn ich mich nicht schnell auf die Socken mache.“

Bianca hatte die Schauer Scene aus dem Fenster gesehen. Der furchtbare Schreck lähmte auf einen Augenblick ihre Sinne, aber bald rief die Verzweiflung das Bewußtsein wieder zurück. Mit der angestrengtesten Kraft schrie sie um Hülfe, stürzte aus dem Sommerhause und klammerte sich krampfhaft an den Lazzarone, der sich so eben davon machen wollte.

„Nein, Du darfst mir nicht entfliehen,“ rief sie verzweifelnd, „Du darfst mir nicht entfliehen, und sollte es auch mein Leben kosten. Hülfe — Mörder — Hülfe!“ —

„Verwünschtes Weib! wenn Du es denn nicht anders willst, so stirb!“ — Mit diesen Worten zuckte er das bluttriefende Messer.

„Halt, Verruchter!“ donnerte Nicolo mit schrecklicher Stimme, der in dem Augenblicke athemlos herbeistürzte. Bliczend schwang er den Dolch und holte zu einem furchtbaren Stoße aus; doch schnell warf sich der Lazzarone zur Erde und unaufhaltbar fuhr das Eisen durch Bianca's Brust.

„Gott! — ich sterbe! —“ seufzte Bianca und sank leblos auf den Rasen.

„Bianca! — Allmächtiger Himmel! sie stirbt!“ — schrie Nicolo verzweifelnd, und taumelte besinnungslos zur Entseelten nieder.

Der Lazzarone war indessen einige Schritte auf der Erde fortgetrohen und erhob sich alsdann plötzlich um zu

entfliehen. Seine Flucht wurde aber bald durch eine französische Truppenabtheilung gehemmt, die gerade die Runde machte und durch das Hülfserufen Bianca's herbeigezogen, in den Garten gedrungen war.

„Restez, vous êtes arrêté!“ herrschte der Officier dem Pazzarone zu, der bei der Ankunft der Soldaten in das Gebüsch schleichen wollte.

„Laßt mich fort!“ rief er, „um Gotteswillen laßt mich schnell fort, ich bin ein ehrlicher Mann und muß nach einem Arzt laufen. Unserer Dame ist etwas Menschliches begegnet.“

Statt einer Antwort faßten ihn die Krieger noch fester und drängten ihn willenlos mit sich vorwärts, bis sie an dem Schreckensorte anlangten.

Nicolo lag noch immer besinnungslos neben dem Leichnam der Geliebten und in einiger Entfernung von ihnen war der entseelte Antonio hingestreckt. Schweigend schlossen die Krieger einen Halbkreis und blickten nicht ohne Theilnahme auf die traurige Gruppe, die der fahle Mondenschein und das spärlich hervorbrechende Licht der Lampe aus dem Casino schauerlich matt beleuchtete. Endlich richtete sich Nicolo auf; sein Kleid war vom Blut bedeckt und die Hand hielt noch immer krampfhaft den besprigten Dolch. Seine Haare hingen wild in die Stirne herein, sein Auge war eingefallen und starrte schrecklich hinter den hervorgequollenen Wimpern. Leben und Ausdruck war aus seinen Zügen gewichen, seine blassen Lippen bebten, seine Knie schlotterten, und der Wahnsinn verzerrte convulsivisch sein Gesicht. Mit todttem stieren Blick durch-

lief er lange den Kreis, und schlug plötzlich ein grimmiges klangloses Gelächter auf.

„Was steht Ihr da und starrt mich mit hohlen Augen so wild an? Wollt Ihr den Hochzeitreigen führen? — Nun tanzt, um Gotteswillen tanzt — der Mond grinz ja so freundlich aus seiner Augenhöhle dazu. — — Tanzt, tanzt, um Gotteswillen tanzt, aber nicht weiter als bis an das schwarze Kreuz. — Heiße, wie sich das lustige Gefindel so rasch bewegt und der todte Mond so hell dazu scheint — so hell, ich möchte hinaufsteigen, ihn herunterreißen und zerstampfen. — — Tanzt — tanzt — laßt Eure verfaulten Knochen nicht so rasseln — schön — herrlich — so recht — wie sie das Requiem so lustig singen und mit dem weißen todten Knochen die Geige streichen! — Gebt Acht auf den kleinen Hügel, er sinkt zusammen — bleibt von dem Sarge weg, es liegt eine weiße Rose darin, es ist Bian — — —“

Bei diesen Worten stürzte der Unglückliche besinnungslos zur Erde. Mitleidig hoben ihn die Krieger wieder auf, lange hing er erschöpft und ermattet in ihren Armen. Er holte tief Athem und stützte sein Haupt mit der Hand als wenn er über etwas nachdächte, dann richtete er sich wieder auf. Seine Haltung war fester und sein Blick ruhiger geworden.

„Wie ist mir?“ sprach er mit schwacher Stimme, „wo bin ich? — Ich habe geträumt, meine Stirne bedeckt kalter Schweiß, und meine Hände sind mit Blut gefärbt. — Was gafft Ihr mich an,“ fragte er mit stärkerer Stimme, „glaubt Ihr, ich sei wahnsinnig? D,

wäre ich's, ich wäre glücklich und könnte mein grenzenloses Unglück nicht fühlen. Aber nein, ich bin nicht wahnsinnig, ich weiß, Ihr kommt, um mich auf den Rabenstein zu führen. So eilt denn, die Nacht ist hell und schon führen sie dort drüben in ihren langen weißen Sterbegewändern den lustigen Reigen. — Doch nein, haltet, laßt mich zuvor noch beten, vor diesem Altare laßt mich beten! —“ Er sank am Beichname Bianca's nieder, faltete die Hände und hob sein Auge betend zum Himmel empor. Lange blieb er in Andacht versunken und kein Athemzug der erschütterten Krieger unterbrach die feierliche Stille. Endlich erhob er sich wieder: Sein Antlitz strahlte, von sanfter Röthe überflogen in himmlischer Verklärung, und aus seinem dunklen Auge bligte das Feuer der höchsten Begeisterung.

„Habt Ihr gesehen,“ rief er mit erhöhter Stimme, „wie sich die Pforten des Himmels öffneten und zahllose Welten in unendlichen Accorden ihr dreifaches Halleluja herniederströmten. Habt Ihr gesehen, wie sie aus dem strahlenden Meere des Lichts und der Töne hervorschwebte, das Haupt von Sternen umglänzt, den Lilienstengel in der Hand und die Rosen im Haare? Habt Ihr gesehen, wie sie verklärt und versöhnt mir zulächelte und Verzeihung läspelte, und dann wieder in das strahlende Lichtmeer zurück sank, wie dann vom tausendstimmigen Chore der Engel die Sphären erzitterten, wie die Flammen der Harmonien zum Throne des Ewigen emporschlugen, und jauchzend die Myriaden Sterne erklangen, und wie dann alles zu einem unaussprechlichen „Heilig,“

zu einem seligen Accorde zusammenschmolz? — — Ja, Urquell der Töne, so mußte es kommen! Ich habe nur in Dir gelebt, heilige Tonkunst, Du warst der strahlende Leitstern meines Lebens, und hier an den Marken meiner Tage, wo die irdischen Töne verklungen sind, öffnest Du die Himmel und läßt Deine Harmoniewelten zu der entzückten Seele herabsteigen. Aber ach, auch diese Töne sind wieder verklungen, und so ist denn jetzt alles dahin! So kommt denn! Laßt uns fliehen von diesem Schreckensorte! Was steht Ihr denn da und gafft? Ihr hört ja, es ist alles dahin, alles, alles; die zarte Rose ist geknickt, der schöne Traum ausgeträumt, die Himmel geschlossen und der letzte Ton — verklungen!

Er stürmte hinaus in die wüste Nacht, schweigend folgten ihm die Krieger; eine schwarze Wolke bedeckte den blassen Mond und eine unheimliche Stille spannte über die Leichen ihre dunklen Fittige aus.

Die Kirche zum Glas Wasser.

Nacherzählt

von J. F. Castelli.

An einem brennenden Sommerabend des Jahres 1815 kam der alte Pfarrer von San Pietro, einem kleinen Dörfchen, einige Meilen von Sevilla, sehr ermüdet in sein ärmliches Haus zurück, wo ihn Sennora Margarita, seine würdige siebenzigjährige Haushälterin erwartete. Obschon man bei den spanischen Priestern gewohnt ist Kermlichkeit und Glend zu sehen, so fiel doch die Nacktheit dieser Mauern, und der schlechte Zustand dieser Meublen ganz besonders auf. Donna Margarita bereitete für ihren Herrn ein olla - Potrida, in welcher sich ohngeachtet des glänzenden Namens doch nur Ueberbleibsel des Mittagmahles befanden, welche durch die Kochkunst und eine darangegebene Sauce so viel als möglich verbessert waren.

Der Pfarrer schlürfte den Geruch des Gerichtes in sich und sprach: „Ei, Margarita, das ist einmal eine olla - Potrida, bei welcher einem das Wasser in den Mund läuft. Beim heiligen Pietro, Kamerad, Du darfst dem Schick-

sal danken, das Dich eben heute hieher geführt hat; denn nicht alle Tage hat es Dein Wirth so gut.“

Bei dem Worte Camerad erhob Margarita die Blicke und gewahrte einen Fremden, welchen der Pfarrer mit sich gebracht hatte. Ihre Züge veränderten sich plötzlich und nahmen einen Ausdruck von Unmuth und Widerwillen an. Der Blick, welchen sie auf den Unbekannten warf, brannte wie ein Blitzstrahl und prallte dann auf den Pfarrer zurück, welcher die Augen niederschlug und mit der Furchtsamkeit eines Kindes, welches die Verweise seines Vaters fürchtet, sprach: „Ah, bah! wenn für zwei zu essen da ist, so ist auch für drei genug. Und Du wirst doch nicht wollen, meine gute Margarita, daß ich, ein Christ, meinen Bruder verhungern lassen soll, der schon zwei Tage nichts gegessen hat.“

„Bruder!“ murmelte Margarita, „schöner Bruder, das! ja ein Räuber,“ und mit diesen Worten ging sie aus der Stube.

Der Gast blieb während dieses unfreundlichen Gespräches unbeweglich an der Thürschwelle stehen. Es war ein Mann von hohem Wuchse, halb mit Lumpen bedeckt, dessen schwarze struppigen Haare, funkelnde Augen, und der Carabiner, den er über die Schulter hängen hatte, wenig geeignet waren Mitleid zu erwecken und Vertrauen einzulösen.

„Soll ich wieder gehn?“ fragte er barsch. „Nein,“ antwortete der Pfarrer, „wer unter mein niederes Dach eingeht, soll nicht unerquickt wieder hinausgehen. Legt Euern Carabiner ab, setzt Euch nieder und Gott segne es!“

„Meinen Carabiner,“ versetzte der Fremde, „laß ich nie von mir, er ist mein bester Freund, ich will ihn zwischen meinen Knien halten. Denn wenn auch Ihr, braver Mann, mich in Eurem Hause behalten wollt, so giebt es doch andere, die mich vielleicht wider meinen Willen daraus verjagen könnten, wenn ich nicht auf meiner Hut wäre. Auf Euer Wohlsein, mein edler Wirth!“

Der Pfarrer von San-Pietro war ein Mann von gutem Appetit, allein er staunte als er den Heißhunger des Fremden sah, welcher die olla-Potrida mit einer außerordentlichen Gier verschlang und dabei von einem Brode von zehn Pfunden nichts übrig ließ. Während dem warf er unruhige Blicke um sich, er zitterte bei dem kleinsten Geräusche, und als der Wind etwas heftig eine Thüre zuschlug, sprang er auf und spannte seinen Carabiner, gleichsam als wollte er sein Leben theuer verkaufen. Bald aber überzeugt, daß keine Gefahr drohe, setzte er sich wieder zu Tische und fuhr fort zu essen.

„Setzt,“ sprach er endlich mit noch vollem Munde, „bitte ich Euch, mein barmherziger Samaritan, Eurer Wohlthat die Krone aufzusetzen. Ich bin in der Hüfte verwundet und seit acht Tagen ist meine Wunde nicht verbunden. Gebt mir einige alte Lumpen, dann sollt Ihr von mir befreit werden.“

„Ich verstehe etwas von der Wundarzneikunst,“ erwiderte der Priester, „und will Euch selbst verbinden, kommt, Ihr sollt zufrieden sein und nicht viel Schmerzen dabei haben.“ Mit diesen Worten nahm er aus einem Schranke ein Kästchen mit einem vollständigen Verband-

zeuge, und streifte die Aermel auf um das Werk der Barmherzigkeit zu beginnen. Die Wunde, von einer Kugel herrührend, war tief, und man sah wohl, daß es dem Manne übermenschliche Anstrengung kosten und große Schmerzen verursachen mußte zu gehen.

„Ihr könnt heute nicht wieder fort,“ nahm der Pfarrer das Wort, „Ihr müßt die Nacht hier bleiben, und Euch Kräfte sammeln, dadurch wird sich auch die Entzündung vermindern, und das böse Fleisch absondern.“

„Ich muß noch heute fort, und zwar zur Stunde,“ antwortete der Fremde, und mit einem tiefen Seufzer fügte er hinzu: „Es giebt Leute, die mich erwarten. Haben Sie den Verband vollendet? Gut! Jetzt fühl' ich mich erleichtert, und so frisch als wenn ich gar nicht verwundet wäre. Geben Sie mir noch ein Brod und nehmen Sie mit meinem Danke dies Goldstück. Leben Sie wohl.“ Der Pfarrer wies das Goldstück zurück. Der Fremde sprach trocken: „Wollen Sie es nicht? Gut, so verzeihen Sie und leben Sie wohl!“ Er nahm das Brod, welches Margarita auf Befehl ihres Herrn, freilich etwas brummend, herbeigebracht hatte, und bald sah man die hohe Gestalt unter den dichten Bäumen, welche die Pfarrwohnung umgaben, verschwinden.

Eine Stunde nachher vernahm man ein lebhaftes Musketenfeuer und der Fremde erschien wieder in der Brust verwundet, blutend am Pfarrgebäude. „Nehmt,“ sprach er mit matter Stimme, „nehmt dieses Gold — meine Kinder! — meine Kinder — draußen im Hohlweg — gleich am kleinen Bache. —“ Er fiel ohnmächtig zu Bo-

den. In diesem Augenblicke kamen spanische Soldaten herbei und banden den Fremden ohne Widerstand. Sie erlaubten hierauf dem Pfarrer einen Verband auf die breite Wunde des Unglücklichen zu legen, allein nicht achtend auf dessen Erklärungen, daß es mit Gefahr des Lebens verbunden sei, den schwer Verwundeten weiter zu bringen, legten sie ihn doch auf einen Karren und führten ihn mit sich fort, indem einer von ihnen grausam lächelnd zu dem Pfarrer die Worte sprach: „Ob er an seinen Wunden oder durch den Strang stirbt, ist ja doch einerlei, wißt ehrwürdiger Herr, das ist der berühmte Räuber José.“

José dankte dem Pfarrer durch eine schwache Kopfbewegung, dann beehrte er ein Glas Wasser, und als der Pfarrer sich zu ihm hinneigte um es ihm zu reichen, da er selbst nicht Kraft dazu besaß, lispelte er ihm mit sterbender Stimme zu: „Um Gotteswillen! draußen am Hohlweg!“ und der Pfarrer antwortete ihm durch ein Zeichen, daß er ihn verstanden.

Als der Zug sich entfernt hatte, ging der Pfarrer, ohngeachtet der Bemerkungen Margarita's, daß es gefährlich sei, jetzt in der Nacht in den Wald zu gehen, mutig hinaus, lenkte seine Schritte zu dem Hohlwege und fand dort neben dem Leichnam einer Frau, welche eine Kugel getödtet hatte, einen Säugling und einen Knaben von vier Jahren, der seine Mutter am Arme zog, um sie zu erwecken, indem er glaubte, sie schlafe.

Man kann sich Margarita's Erstaunen denken, als sie den Pfarrer mit zwei Kindern zurückkehren sah. — „All ihr Heiligen im Himmel!“ rief sie, „was wollt

Ihr denn mit den beiden kleinen Wesen anfangen? Wir haben selbst kaum zu leben, und Ihr bringt noch zwei Mäuler mehr? Ich werde also wohl von Thüre zu Thüre betteln müssen für uns und sie? Und wer sind diese Kinder? Sprößlinge eines Landstreichers, eines Räubers. —“ Der Säugling fing in diesem Augenblicke erbärmlich zu schreien an — Margarita fuhr fort: „Und wie wollt Ihr den Säugling ernähren? Eine Amme können wir nicht bezahlen. Wir könnten es freilich auch beim Wasser empor bringen, aber wie viele schlaflose Nächte würde mich das kosten? O, mein Himmel, er scheint ja kaum einige Monate alt zu sein. Glücklicher Weise hab ich etwas Milch hier, ich will sie wärmen, damit das Kind doch seinen Durst löscht.“ Und trotz ihres Verdrusses, nahm sie das Kind von den Armen des Pfarrers in die ihrigen, beschwichtigte es durch Schaukeln und Küsse, kniete sich dann mit ihm am Feuer nieder und setzte die Milch dazu.

Nachdem der kleinere gestillt und eingeschlafert war, kam die Reihe an den größeren. Margarita gab ihm zu essen, kleidete ihn aus, brachte auch ihn in ein schnell zubereitetes Bett, und deckte ihn mit dem Mantel des Pfarrers zu. Dieser erzählte ihr, wo und wie er die Kinder gefunden habe.

„Das ist alles recht gut und schön,“ sagte Margarita, „aber das Nöthigste, ist zu wissen, wie wir uns und sie ernähren werden?“ Der Pfarrer schlug sein Evangelium auf und las ihr folgende Stelle laut vor. „Wahrlich ich sage Euch, wer immer dem Mindesten meiner Schü-

ler auch nur ein Glas kaltes Wasser reichen wird, dem soll es nicht unvergolten bleiben!“ — „Amen!“ antwortete Margarita.

Am andern Morgen ließ der Pfarrer den Leichnam der gefundenen Frau begraben und sprach die Todtengebete dabei.

Zwölf Jahre nachher sonnte sich der Pfarrer von San Pietro, der jetzt schon siebenzig Jahre alt war, im Freien vor seinem Hause. Es war Winter, und zum erstenmal brachen heute die Sonnenstrahlen durch den kalten Nebel. An der Seite des Pfarrers las ihm ein Knabe von beiläufig zwölf Jahren sein Brevier vor und warf von Zeit zu Zeit einen neidischen Blick auf einen großen kräftigen Jüngling von sechzehn Jahren, welcher in dem kleinen angrenzenden Pfarrgärtchen arbeitete. Margarita, welche blind geworden war, saß daneben und hörte zu.

In diesem Augenblicke ließ sich das Gerassel eines Wagens vernehmen und der Knabe schrie freudig: „Ach sieh! den schönen Wagen, den schönen Wagen!“

Wirklich kam ein prächtiges Fuhrwerk auf der Straße von Sevilla daher und hielt vor dem Pfarrhause. Ein reich gekleideter Diener näherte sich dem Pfarrer und ersuchte ihn um ein Glas Wasser für seinen Herrn.

„Carlos!“ sagte der Pfarrer zu dem jüngeren Knaben, „hole ein Glas Wasser für den fremden Herrn, und bringe zugleich auch ein Glas Wein dazu, wenn er es annehmen will. Spude Dich!“

Der fremde Herr ließ den Wagenschlag öffnen und stieg heraus, es war ein Mann bei fünfzig Jahren. „Sind diese Knaben Eure Neffen?“ fragte er den Pfarrer.

„Mehr als das, gnädiger Herr,“ antwortete der Pfarrer, „meine Kinder sind es, meine lieben Adoptiv-söhne.“

„Wie das?“

Und der Pfarrer erzählte ihm die ganze Geschichte der Kinder, und fragte ihn, was er aus den beiden Jungen machen solle, und wie er ihr Glück begründen könne.

„Brave Officiere in der Garde des Königs sollt Ihr aus ihnen machen,“ antwortete der Fremde lächelnd, „und damit sie dann ihrem Stande gemäß leben können, so geben wir jedem einen jährlichen Unterhaltsbeitrag von tausend Ducaten.“

„Ich habe um einen Rath gebeten, Sennor, und hoffte keinen Spott.“

„Dann,“ fuhr der Fremde, ohne auf diese Worte zu achten fort, „dann müßt Ihr auch Eure Kirche neu und schöner aufbauen, und daneben einen recht bequemen neuen Pfarrhof. Ein eisernes Gitter soll das alles umschließen. Seht, ich habe den Plan dazu schon in meiner Tasche. Seht ihn an, Herr Pfarrer, gefällt er Euch? — Und dem neuen Gotteshause, mein' ich, sollten wir den Namen geben: Kirche zum Glase Wasser.“

„Was soll? — ach, mein Gott! — wäre — wenn ich nicht irre — diese Züge — diese Stimme — Was soll das alles bedeuten?“

„Das soll bedeuten, mein lieber, ehrwürdiger

Freund, daß Iosé de Ribeira vor Euch steht, der vor zwölf Jahren noch der Räuber José genannt wurde. Ihr wart mein Wirth und Wohlthäter und der Vater meiner Kinder. Ach kommt in meine Arme meine Kinder, und umarmt Euern Vater." Er preßte die beiden Kinder in seine Arme, und als er sie zum öftern betrachtete, und mit Freudenthränen geküßt hatte, reichte er dem Pfarrer die Hand, fragend: „Nun, Alter! nehmt Ihr die Kirche zum Glas Wasser nicht an?"

Und der Pfarrer wandte sich zu Margariten und sprach bewegt und andächtig: „Wahrlich ich sage Euch, wer immer dem Mindesten meiner Schüler auch nur ein Glas kaltes Wasser reichen wird, dem soll es nicht unvergolten bleiben!" — „Amen!" sagte die Alte weinend vor Freude über das Glück ihres Herrn und ihrer Pflege söhne, aber bald darauf weinte sie bitter über den Abschied von den Letzteren.

Ein Jahr nachher wohnten Don Iosé de Ribeira und seine Söhne der Einweihung der neuen Kirche von San Pietro: zum Glas Wasser, einer der schönsten Kirchen in der Umgegend von Sevilla, bei.

Sommernachts = Phantasie.

Von

Amalie Krafft.

Die Sonne war eben im Sinken, tausendfarbig brach sich ihr Strahl in den Tropfen, welche zitternd an den Blättern und Blüthen hingen, die ein vorüberziehender Regen sanft erquickt hatte. In glühender Farbenpracht erhoben meine Schwestern stolz sich empor und begrüßten glänzend mit Cristallperlen geschmückt, den leise dämmernden Abend. Flüsternd neigte sich der Zephyr schmeichelnd mit süßen Liebesworten zu Allen, und Alle neigten ihr stolzes Haupt, sich sehnsuchtsvoll hingebend seinem flüchtigen Kuß. Nur ich, vom jüngsten Morgenstrahl erst aus der Knospe in das Leben gelockt, verbarg mich schüchtern unter dem schützenden Laubdach, welches meine Schwestern, hoch über mir prangend, über mich ausbreiteten. Noch hatte ich nur den Himmel von der Sonne beleuchtet gesehen; sie ging jetzt unter, und erwartungsvoll schaute ich nach dem immer dunkler werdenden Himmelszelt, da ich mich unendlich freute, auch die glänzenden Sterne zum erstenmale zu begrüßen. Schon ver-

glühte hinter den fernen Bergen die letzte goldumsäumte Wolke, schon jubelte mein Herz frohlockend dem ersten hervorkommenden Stern entgegen, als meine Aufmerksamkeit von dem Himmel abgezogen und der Erde zugewendet wurde. Aus einem düster melancholischen Laubgang trat eine Frau, weiß wie die Lilie mir gegenüber. Ihr Gesicht umzogen Locken so dunkel wie ich noch nichts gesehen, und ihr Auge blau wie das Veilchen, das der Sonnenstrahl, der mich in's Leben gelockt, getödtet, sah so freundlich auf mich herab, daß ich wünschte, sie möchte mich brechen, um an ihrem Herzen vergehen zu dürfen. Sie setzte sich mir gegenüber, gleich mir harrend der aufgehenden Sterne. Zwei Kinder, schön wie der erste Strahl der Morgensonne, spielten zu ihren Füßen.

„Sieh Dmar, die schönen Rosen!“ sagte die kleine Zaide zu dem Knaben, welcher ihr Blumen brachte; „Rosen erfreuen mich doch am meisten,“ setzte sie leise und zögernd hinzu.

„Mutter!“ sagte schmeichelnd Dmar, „Zaide bittet. Darf ich von Deinen Lieblingen für sie brechen?“

Die schöne Frau nickte bejahend mit dem Haupte und im Augenblick lag ich von meinem Stamme getrennt in Zaiden's Schooße.

Die Freude der beiden Kinder war unbegrenzt. Auch ich vergaß der Sterne; leuchteten doch Dmar's und Zaiden's Augen wie sie, ach! ich glaubte vor Seligkeit zu vergehen, doch die nächste Secunde entschied anders über mich. Dmar, flüchtig in seinen Neigungen, fand bald

keinen Gefallen mehr an mir; andere, schönere Rosen wollte er holen, ich sollte den Rest meines Daseins im Sande verschmachten. Zaide wollte nicht lassen von mir, doch der wilde, feurige Knabe hatte bald mich erfaßt, warf mich zur Erde und sein Fuß trat mich in den Staub. Sterbend sah ich noch Zaiden's thränenenerfülltes Auge, hörte noch ihre Klagen; sie beugte sich zu mir herab, aber meine Sinne schwanden immer mehr und mit leisem Fittig war meine Seele entflohen.

Vermählt mit den leichten Abendwinden schweifte ich nun fessel- und ziellos umher; bald umwehte ich fühlend die Stirne des müden Wanderers, bald legte ich mich schmeichelnd an ein brechendes Herz es mit neuen Hoffnungsträumen erhebend; oder ich ergoß mich als leiser Schauer durch eine ahnungserfüllte Seele. So zog ich von Land zu Land. Viele reizende Blumen und Blüthen sah ich langsam vergehen oder durch schnelle Stürme zerknickt. Alles in der Natur ist einem vergänglichem Wechsel unterworfen, nur sie, die alles belebt und zerstört, ist ewig — wie der Allmächtige, der sie aus bodenlosem Nichts hervorrief. Auch meiner Bestimmung war ein neues Ziel gesetzt und ich sollte wieder an ein irdisches Dasein gebunden werden. Eine Ahnung meiner Zukunft mochte mich erfassen, denn ich konnte, als einst in einer sternenhellen Nacht viele Blumengeister mit mir vereint durch die Stille eines Haines zogen, mich nicht gleich ihnen freuen, die leise scherzend die Träume der schlafenden Rosen und Viole belauschten. Bewegt durch drü-

stend schwüle Luft senkte ich mich hernieder, in den Kelch einer einsamen Lilie; immer lautloser schien mir die Natur; immer dunkler wurden die Sterne meinem Blicke. Ich fühlte mich immer schwerer werdend, und ein tiefes Weh, wie damals als ich mein irdisches Dasein als Rose geendet, durchzuckte mein ganzes Wesen. Meine Gedanken zerflossen in fliehende Träume, in verschwimmende Bilder, bis ich endlich in gänzliche Bewußtlosigkeit versank.

Nur leise, langsam dämmerte wieder ein neues Bewußtsein in mir auf; doch die Vergangenheit lag völlig abgeschlossen, erinnerungslos hinter mir. Ich fing wieder an die Gegenstände, welche mich umgaben, zu unterscheiden, ich lernte urtheilen, Ideen zusammenreihen, lieben, fürchten und hassen. Noch hatte ich die Welt nicht gesehen; meine Freiheit beschränkte sich auf einen schönen Hofraum rings von einem Säulengang umgeben, durch welchen man zu den Gemächern des Hauses gelangte. In der Mitte desselben war ein erfrischender Springquell, der die Hitze des Tages milderte und durch sein sanftes Rauschen mich oft in stillen Nächten erfreute. Saide, die Tochter des Hauses, ein Mädchen von zwölf Jahren, brachte mir täglich meine Nahrung, streichelte und küßte mich, und nannte mich immer ihr geliebtes weißes Reh. — Auch Omar ihr funfzehnjähriger Bruder kam oft mit ihr. Ich lernte sie lieben, harrete mit unendlicher Sehnsucht ihren Schritten entgegen, und bald war ich der unzertrennliche Gefährte von beiden. Oft durchzog ich mit ihnen

die dunkeln Haine, die blühenden Wiesen, bis wir vereint ruhten im Schatten eines großen Baumes, welcher schützend seine Aeste ausbreitete über duftende Rosenbüsche. Hier weilte ich am liebsten, war immer zuerst am Plage und lauschte ihrem süßen Geplauder, bis ich, den Kopf auf Zaiden's Schoos gelegt, entschlief.

Einst kam auch die Mutter meiner Beschützer mit ihnen, mich zum Abendgange abzuholen. Ich folgte schüchtern, denn die Nähe dieser ernststen Frau legte meinem frohen Jugendmuthes Fesseln an.

„Mutter!“ bat Zaiden, als wir an dem gewöhnlichen Ziel unserer Wanderungen vereint, im Grase ruhten, „Du hast uns die Geschichte von den Rosen dort, schon lange nicht mehr erzählt, und ich höre sie doch so gern.“

„Ja, ja Mutter! von den Rosen erzähle uns einmal wieder,“ bat auch Dmar.

„Es sind nun bereits funfzehn Jahre,“ begann die hohe Frau ihre Erzählung, „gerade einige Tage ehe Dmar das Licht der Welt zum erstenmal erblickte, als ich in einer schönen Sommernacht hier lustwandelte. Ich hatte lange keine Nachricht von Guerm Vater, welcher damals bei dem Heere sich befand, das ausgezogen war, gegen den Feind des Vaterlandes zu kämpfen. Von Sorgen und trüben Ahnungen gequält, ließ ich mich hier nieder und versank in einen wachend träumenden Zustand, der meine Seele wie gefesselt hielt und mich mit sonderbaren Bildern erfüllte. Unter jenem Rosenbaum saß ein wunderlieblicher Knabe mit weißen, leuchtenden Flügeln

an den Schultern, schöner noch als der Fittig des Schwanes, wenn er die blaue Fluth des See's durchsegelt. Er spielte in kindischer Freude mit einer eben erblühten Rose, und schien unendliche Wonne zu empfinden über ihren Besitz, bis sein Blick neue Rosen wahrte, welche in herrlicher Schönheit an dem Baume sich entfalteten. Gleichgültig warf er die erste zur Erde, langend die schönern Schwestern. Und immer neue Rosen brechend, trieb er das Spiel so fort, nicht gewahrend, daß der Baum seines Schmuckes beraubt, trauernd die Blätter senkte. Nur einige Knospen prangten noch zwischen dem gelbwerdenden Laube; auch diese verschonte seine Hand nicht, und der Baum stand verdorrt, als ein Bild des Todes. Verwelkt und entblättert lagen die Blumenköniginnen zu seinen Füßen. Träumend schaute der Knabe auf die Trümmer seines Glückes; eine innere Unzufriedenheit mochte sein Gemüth ergreifen, denn er spannte die Flügel um diesem Anblick zu entfliehen. Doch diese schienen die Uebung ihrer Schwungkraft verloren zu haben, und er sank nach kurzem Versuch ermattet zu Boden. Und eine graue Schlange wand sich leise, leise heran, den Knaben langsam umstrickend, der immer bleicher werdend, endlich von ihren Stichen getödtet, zur Erde fiel."

„Der arme Knabe!“ seufzte Saide nach einer Pause.
 „Der Tod durch eine Schlange muß schmerzvoll und schauerhaft sein.“

„Hätte er nicht versuchen können, sie zu tödten?“
 fuhr Dmar aus tiefen Sinnen auf.

„Mein Kind!“ sprach die Mutter, „es war die

Schlange der Reue, diese hat noch kein Sterblicher besiegt.“

„Und einige Tage nach diesem Traum, kam Dmar zur Welt?“ fragte Zaide weiter.

„So ist es!“ entgegnete die Mutter. „Sittah befränzte seine Wiege mit den ersten Rosen jenes Baumes, welcher damals noch sehr klein war. Er ist seitdem kräftig empor gewachsen, und ich glaube immer einen sterbenden Wehlaut zu hören, wenn ein Zweig von seinem Stamme gebrochen wird.“

Auch mir wurde jener Rosenbaum noch einmal so werth, und eine geheime Sehnsucht trieb mich immer zu ihm, wenn auch Dmar und Zaide ihre Schritte anderwärts lenkten, bis der Ruf meines Gebieters auf die rechte Bahn mich führte.

Einst, an einem schönen Morgen, als ich schon mehrere Tage meinen geliebten Baum nicht gesehen hatte, verließ ich, von mächtigem Verlangen ergriffen, mein stilles Lager, und trat allein den Weg zu demselben an. Meiner Freiheit mich erfreuend sprang ich sorglos durch die blühenden Fluren, nicht gewahrend, daß ich mich verirrt hatte. Erst als ein dunkler Wald mit seinen Schatten mich umfing, bemerkte ich mit Angst, daß ich weit mußte abgekommen sein von dem rechten Wege. Jetzt hörte ich etwas rauschen, in athemloser Erwartung horchte ich; es schwirrte durch die Luft — und ein Pfeil durchbohrte meine Brust. Meine Sinne schwanden mit dem strömenden Blute; da tönten bekannte Laute wie

aus weiter Ferne an mein Ohr; noch einmal versuchte ich mein brechendes Auge aufzuschlagen und begegnete den thränenerfüllten Blicken Dmar's und Zaiden's, welche sich schmerzvoll über mich beugten.

Und abermals dämmerte langsam ein neues Bewußtsein in mir auf. Glänzende Pracht herrschte, wohin mein Auge traf; ich ruhte auf seidenen Polstern und der Boden meines Gemaches war mit kostbaren Teppichen belegt. Fedore, meine Wärterin, war das erste Geschöpf, welches den Funken der Liebe und Dankbarkeit in meinem Herzen erweckte. Jeder Athemzug ihres Lebens war meiner Pflege geweiht, und ich hätte nicht schlafen können, wäre sie mir nicht schützend zur Seite gewesen, meine Hand in der ihrigen haltend. Selten nur sah ich meinen Vater. Fedore sagte mir: große Geschäfte hielten ihn von mir entfernt; das Wohl vieler, vieler Menschen hinge nur von ihm ab, und er müsse seinem Herrn Land und Leute regieren helfen. Einstmals, es war stürmisches Wetter und die Nacht brach früher als gewöhnlich herein, trat mein Vater in das Gemach als ich eben auf Fedoren's Schoose unter einer Menge Märchen, die sie mir erzählte, in Schlummer versank. Aufgeschreckt durch sein schnelles Eintreten fing ich zu weinen an; er aber beruhigte mich, nahm mich auf den Arm und sagte: daß er auf längere Zeit verreisen, bei seiner Rückkehr aber viele Blumen und Perlen mir mitbringen würde; ich sollte ihm sagen, was ich besonders wünsche. Aber ich spielte lange mit seinen Locken, ohne daß mir

etwas einfallen wollte. Endlich bat ich um einen redenden Hund, wie Prinz Achmet in Fedoren's Märchen einen hatte, der seinen Herrn warnt, wenn böse, falsche Menschen sich ihm nahen. Mein Vater lächelte trübe über die Wahl meines Wunsches, küßte mich und ging.

Es verflossen viele Tage, und jeden Abend fragte ich Fedoren, wenn mein Vater zurückkehren würde, und jedesmal erhielt ich zur Antwort: bis ich wieder erwachte, würden die lieben Engel ihn hergeleitet haben. — So wurde ich abermals von Versprechungen in den Schlaf gewiegt, und mochte kurze Zeit von Blumen, Perlen und dem redenden Hund geträumt haben, als ein ungewöhnlicher Lärm mich erweckte. Thüren wurden in hastiger Eile zugeschlagen; es war, als ob alle Bedienten des Hauses in verwirrter Bewegung durcheinander rannten. Ich hörte viele klagende Stimmen, mein Vater sprach lange zu ihnen, worauf alles ganz stille wurde. Endlich stürzte Fedore bleich und athemlos herein, riß mich von meinem Lager auf, hüllte mich in warmes Pelzwerk und eilte mit mir die Treppe hinab. Ein Wagen mußte schon bereit gestanden haben, denn ich fühlte augenblicklich die pfeilschnell fortrollende Bewegung desselben. —

Als ich aus tiefem Schlummer erwachte, graute der Tag; mein Vater saß mir gegenüber — sorgenvoll hinaus blickend in die aufsteigenden Morgennebel, als fürchte er mit den hervorbrechenden Strahlen der Sonne, einen nachsetzenden Feind. Zum erstenmal in meinem

jungen Leben traf mich der schneidende Hauch des Ostwindes; Fedore, welche mit den Armen mich umfaßt hielt, suchte so viel wie möglich jeden Luftzug von mir abzuwenden; aber dennoch fühlte ich das ungewöhnte Ungemach dieser eiligen Reise äußerst lebhaft. Erst, als die Sonne hoch am Himmel stehend, ihre belebenden Strahlen erwärmend über die Erde ergoß, versöhnte ich mich mit dem Wechsel meines Geschickes und fand Gefallen an den Bäumen und Bergen, welche an mir vorüber zu fliegen schienen.

So waren viele Tage hingegangen; wir verließen endlich den Wagen und setzten unsern Weg zu Pferde fort, welches mich sehr erfreute. Und immer wärmer schien die Sonne, immer felsiger wurde der Pfad; und als wir an einem schaurig gähnenden Abgrund vorüber waren, sagte mein Vater: Nun sind wir außer aller Gefahr! Langsam setzten wir unsere Reise fort, bis wir in ein herrliches Thal kamen, welches das Ziel derselben sein sollte. Wunderlich, meinem Auge fremdartig gekleidete Menschen umgaben uns; ich konnte nicht verstehen, was der Vater mit ihnen sprach, aber endlich schienen sie einig zu sein und wir wurden in eine geräumige Hütte geführt, welche mit den angrenzenden Feldern und weidenden Heerden nun unser Eigenthum war.

Jahre reihten sich an Jahre; ich war groß geworden in meiner neuen Heimath, und die Erinnerung an mein eigentliches Vaterland lag wie ein Traum der Kindheit hinter mir. Unsere Hütte zeichnete sich wenig von denen

anderer Landbewohner aus; nur mein Gemach, das keines Fremden Fuß betrat, war geschmückt mit verschwenderischer Pracht. Auch meine Kleidung, wiewohl nach der Sitte des Landes, ließ eine höhere Abkunft ahnen, da mein Vater alles, was das Leben an irdischen Gütern ihm gelassen hatte, über mich, sein einziges Kind, ausschüttete. Fedore besorgte die Wirthschaft, ein alter Diener bestellte das Feld; und ich hörte oft meinen Vater sagen: daß er, seit seine Feinde am Hofe, welche seine Abwesenheit benutzte ihn zu stürzen, und er nur durch schleunige Flucht, harter Strafe entronnen, erst fühle, was das Leben sei.

Es war ein schwüler Abend! ein unnennbares Etwas füllte meine Brust, und meine Seele verlor sich in Träumen. Ich ging zur Quelle im Marmorbecken; das Spiel ihrer cristallhellen Wellen konnte mich nicht erfreuen wie sonst! es trieb mich fort, und immer weiter entfernte ich mich von der Hütte, bis der Schatten eines Waldes mich umfing. Mein Fuß hatte ihn früher nie betreten, und dennoch tauchten dunkle Erinnerungen in mir auf, als sei ich schon einmal hier gewesen. Ich suchte vergebens den Ausgang; die Bäume schienen immer dichter zu werden. Das süße Klagelied einer Nachtigall tönte in mein Ohr! diesem Schalle folgend gelangte ich endlich auf einen freien Rasen von hohen Rosenbüschen umgeben. Ein leiser Schauer der Erinnerung rieselte durch meine Gebeine, ich fühlte: nicht zum erstenmal sah ich diesen Ort. Ich nahte mich einem der schönsten Rosenbäume und streckte

die Hand aus, um einen blühenden Zweig mir zu brechen. Ein Ausruf des Schmerzes entfuhr meinen Lippen, denn die Dornen hatten mich blutig gerigt. Ein Mann, welcher im Schatten geruht, sprang empor und betrachtete mich mit freundlichen Blicken. Auch ich stand sprachlos in sein Anschauen versunken, denn eine Welt neuer, namenloser Gefühle that sich mir auf.

Mancher schöne Mann war schon durch unser Gebirgsthäl gezogen, keiner hätte den Vergleich mit diesem ausgehalten. Groß und schön gebaut, stand er im Sommer seines Lebens, als ein Bild der majestätischen Eiche, welche brechen, aber nimmer sich beugen kann in den Stürmen der Erde. Aus den bleichen Lilien seines Gesichtes glänzten zwei dunkle Sterne, von schwarzen Bogen umwölbt; und sein Lächeln, voll herzgewinnender Freundlichkeit, zeigte zwei Reihen der reinsten Perlen. Sein Anzug war reich und glänzend; ein kostbarer Stein hielt die Reiherfeder seines Turbans, und auch sein Gürtel war mit schimmernden Steinen geschmückt.

Lange stand ich ihm gegenüber; seinen Blick nicht ertragend, senkte ich den meinen zu Boden.

Er fragte mich endlich in den schönsten Klängen, welche jemals mein Ohr berührt, ob ich mich verirrt hätte und erbot sich, als ich dies leise bejahte, mich nach meiner Hütte zu geleiten. Auf dem Wege dahin fragte er nach meinem Namen, meinem Vaterlande und wie ich hieher gekommen.

Er nannte sich Omar, war der Besitzer von allen umliegenden Ländereien, und hatte seine Jugend auf Rei-

fen zugebracht. Erst seit Zaide, seine Schwester gestorben, war er zurückgekehrt in sein väterliches Erbe, wo Nobire, seine alte Mutter noch lebte.

Träumend trat ich in die Hütte; Omar's Bild füllte meine ganze Seele. Tausendmal wiederholte ich in Gedanken alle seine Worte, forschend, ob keine höhere Deutung seinen einfachsten Reden unterzulegen sei, und es erfaßte mich Trauer wie Freude bei den Stimmen, welche in meiner Brust erwachten. Der aufgehende Morgen wiegte mich erst in den lange vergebens gewünschten Schlummer, und beseligende Bilder zogen am Rosenhimmel meines neuen Gefühles vorüber. Nach einigen Stunden Schlafes erwachte ich, um mit Sehnsucht dem kommenden Abend entgegen zu sehen. Ob auch er meiner gedächte, ob ich ihn wieder an derselben Stelle finden würde, waren meine einzigen Gedanken. Die untergehende Sonne fand mich auf dem Wege nach dem Rosenhaine. Mein Herz pochte hörbar, doch unendliche Freude zog in denselben ein, als ich Omar an derselben Stelle fand. Er begrüßte mich schon in der Ferne, gesellte sich zu mir und folgte meinen Schritten. Er war freundlich, doch sprach er weniger wie den ersten Tag; seine Gedanken schienen sich mit etwas zu beschäftigen. Als ich in der Ferne meine Hütte erblickte, sah ich Fedoren vor derselben sitzen; ich nahm also früher Abschied und er verschwand in dem Dunkel des Waldes.

Mit Trauer erfüllt fand mich die Nacht auf meinem

Lager. Konnte Dmar gleiche Gefühle gegen mich hegen, da er auch mit keinem Worte, die Hoffnung mich wieder zu sehen aussprach? Nein! es war Zufall, Neugierde vielleicht, daß ich ihn den zweiten Tag meiner wartend fand, nichts anderes! — Ich nahm mir vor, nicht mehr hinzugehen; um meinem Vorsatz treu zu bleiben, verließ ich nicht einmal die Hütte. Neun Tage lang hatte ich die Schwelle nicht mehr verlassen, und mein Gemüth hatte sich in dieser Zeit beruhigt. Am zehnten Tage beredete mich Fedore, die Schönheit des Abends im Freien zu genießen; ich trat hinaus, die Sonne war im Scheiden, glühend schien sie auf den fernen Bergen zu ruhen, um noch einmal die Erde zu überschauen und dann hinab zu sinken, den Antipoden Licht und Wärme zu spenden. Die Luft war schwül und drückend; Schatten suchend, ging ich dem Haine zu, das Glück des nächsten Augenblicks nicht ahnend. Kaum war ich unter die ersten Bäume getreten, erblickte ich Dmar. Sein Gesicht überflog ein Ausdruck von freudig erfüllter Erwartung, und er begrüßte mich mit bebender Stimme.

„Aha! neun ewig lange Tage erwartete ich Dich vergebens — warum kamst Du nicht?“ sprach er, meine Hand ergreifend. Schweigend senkte ich den Blick zur Erde, meine Hand zitterte in der seinen. „Warum kam meine Aha nicht und ließ mich beinahe in Sehnsucht vergehen?“ wiederholte er.

Wir sahen uns von diesem Augenblicke an täglich; ich wußte keine Tugend, die ich nicht an Dmar gefunden,

kannte kein Glück, das ich nicht mit ihm hätte theilen können. Es war eine schöne Zeit, die seligste meines ganzen Erdenlebens! —

Eines Tages war Dmar nach der entferntesten Grenze seines Gebietes gegangen, wo seine Gegenwart erforderlich schien; in zwei bis drei Tagen wollte er zurückkehren und dennoch erhielt ich schon den ersten einen Zettel, welcher mich mit wenig Worten an den Ort unserer täglichen Zusammenkunft zu kommen, beschied. Die Züge der Schrift waren mir unbekannt. Und dennoch — wer konnte es außer Dmar sein?

Mit tausend Vermuthungen trat ich den Gang an; eine alte Sclavin kam mir entgegen und bat mich ihr zu folgen. Sie führte mich in der Richtung nach Dmar's Wohnung, welche eine kleine halbe Stunde von unserer Hütte entfernt lag. An derselben angelangt, traten wir in das Haus. Alles war öde und still; meine Führerin schritt über einen Hofraum — rings von Säulen umgeben; in der Mitte war ein erfrischender Springquell, dessen leises Rauschen allein die lautlose Ruhe unterbrach. Eine Thüre that sich auf, wir traten ein; die alte Sclavin hieß mich hier verweilen und entschwand auf der entgegengesetzten Seite, hinter einem reichgestickten Vorhange. Ich befand mich unter Dmar's Dach, die Mauern, die ihn als Kind, als Jüngling, als Mann umschlossen hatten, umfingen auch mich; ich athmete seine Luft und er erschien nicht, seine Uda zu empfangen! In gespannter Erwartung lauschte ich auf das entfernteste Geräusch,

während mein gepreßtes Herz in langsamen, starken Schlägen pochte. Endlich öffnete sich der Vorhang, und eine jüngere Sclavin winkte mir einzutreten. Ich trat in einen, reich mit Gold gezierten Saal. Eine hohe, bejahrte Frau, deren Züge Spuren ehemaliger Schönheit trugen, saß auf einem Polster, zu ihrer Linken ein tief verschleiertes Mädchen.

„Du bist Uda, die Tochter des Fremdlings aus dem Thale?“ redete sie mich nach einer langen Pause des Betrachtens an. „Man sagt: Dein Vater habe lange am Hofe gelebt und sei ein Opfer niedriger Beziere geworden;“ sprach sie weiter; „mein Sohn hatte Unrecht, sich ein Spielzeug zu wählen, das, eingedenk seines vorigen Standes, gewiß Ansprüche zu machen, sich berechtigt hält.“

„Wie verstehst Du das, hohe Frau?“ fragte ich entgegen; „ich mache auf nichts Anspruch außer Dmar's Herzen, und das gab er mir freien Willens.“

Die Verschleierte machte eine Bewegung gegen mich, als wolle sie sprechen, sank aber wieder in die Kissen des Divans zurück.

„Armes Kind!“ nahm Dmar's Mutter das Wort. „Sein Herz weiß wohl wenig von Dir! Hier — Kassarah ist seine verlobte Braut und in wenig Wochen ist sie für das ganze Leben sein.“ Sie schlug den Schleier Kassarah's zurück; ein paar große, brennend schwarze Augen schossen giftige Pfeile auf mich, aber ich sah nichts, hörte nichts mehr, meine Sinne schwanden, meine Kniee wankten, und in halber Bewußtlosigkeit eilte ich durch die Gemächer in das

Freie. Die Luft war mild, da die Sonne eben hinuntergesunken, und die Rosen des nahen Hains, wo ich Omar zum erstenmal gesehen, sandten mir grüßend ihre süßen Düfte. Mein gewaltsamer Schmerz löste sich in Thränen, und ich empfand einen Augenblick eine erleichternde Beruhigung. Dann ließ ich aber alles Erlebte an meiner Erinnerung vorüber gehen, und mein Herz erlag beinahe den Gedanken — an Omar's Verrath.

In der heimischen Hütte angelangt, ergriff mich ein heftiges Fieber; die treue Fedore wachte die ganze Nacht an meinem Lager, und ich schüttete mein Geheimniß aus vor ihrem theilnehmenden Herzen.

Fedoren's Pflege und Trostworten war es gelungen, daß ich den siebenten Tag die Hütte wieder verlassen konnte. Omar trat mir mit unbefangener Freude entgegen. Ich wandte mich ab, ihn nicht zu sehen; er aber ergriff meine Hand und fragte, warum ich ihm zürne? „Geh, Omar!“ sprach ich, „geh zu Kassarah, Deiner verlobten Braut!“

„Und solch Mißtrauen wohnt in Uda's Herzen!“ sprach Omar ernst, „daß sie Raum giebt dem Glauben an dieses Märchen?“

Einen Augenblick schwebte mein Herz zwischen Verachtung und Hoffnung; bald jedoch siegten Omar's Worte, der seine Mutter geschickt vertheidigte und anklagte zugleich, und ich schämte mich, ihm nicht besser vertraut zu haben. Wie konnte er mir so klar und ruhig in das Auge schauen — wenn er schuldig war?

Tage, Wochen vergingen, ohne daß irgend etwas in Dmar's Betragen mir Ursache gegeben hätte, ein Mißtrauen zu nähren. Mein Himmel war völlig wolkenlos, und der Blißstrahl der Vernichtung kam aus den heitersten Räumen der Luft.

Dmar gab vor, eine Reise machen zu müssen, von welcher er erst in einigen Wochen zurückkehren würde, und da er fürchtete, seine Mutter möchte auf eine neue List sinnen, mir eine Kränkung zu bereiten, so bat er mich, in der Zeit seiner Abwesenheit, meine Hütte so wenig als möglich zu verlassen; ich versprach es und er reiste ab.

Zwei Tage waren in stiller Ruhe verfloßen, als mein Vater zu mir trat und mich ihm folgen hieß. Er war ungewöhnlich heiter, und ich freute mich dessen, denn er war meistens finster und still. Als wir eine Weile gegangen, sah ich eine Menge festlich gekleidete Menschen, und ein froher Tumult drang aus weiter Ferne an mein Ohr. „Wohin führst Du mich, Vater?“ unterbrach ich das Schweigen, in das wir wieder versunken waren.

„Zum Hochzeitsfeste Dmar's, zu welchem uns seine Mutter geladen,“ sprach er.

Das Blut stockte in meinen Adern, aber ich preßte jeden Gedanken gewaltsam zurück in des Herzens Tiefen; denn konnte es nicht abermals ein listig ersonnenes Märchen Nadiren's sein? Doch nach wenig Minuten war die Täuschung gehoben. Der Hochzeitszug nahte; ich fühlte das Blut, wie es sich erstarrend zum Herzen drängte. Sie zogen an uns vorüber; Dmar war der glückliche Bräutigam! sein Gesicht strahlte vor Freude. Er be-

merkte mich nicht, denn er sprach und lachte mit einem seiner Begleiter. Mit einem Schrei des Entsetzens sank ich zu Boden. —

Als ich wieder zum Bewußtsein gelangte, befand ich mich auf meinem Lager, Fedore saß mir zur Seite; mein Vater stand mit verhülltem Gesicht an der Thüre. Es war die letzte Flamme, die in mir aufloderte. Eine Ader war in meinem Herzen gesprungen, ich fühlte den warmen Lebensstrom verrinnen, der die Seele an den erkaltenden Körper gefesselt hielt, und in wenigen Secunden sollte der Kampf beendet sein. Ich gedachte nicht mehr Dmar's, nicht mehr meiner Liebe! nur der Anblick meines Vaters erschwerte mir das Scheiden und vermehrte meinen letzten irdischen Schmerz. Ich fühlte, was er litt, sein einziges Kind, seine letzte Hoffnung sterben zu sehen; der männliche Muth, mit welchem er seinen ungeheuern Schmerz der Scheidenden zu verbergen suchte, verließ ihn plötzlich, als Fedore meine Hand fassend, ausrief: „Nun wird sie sogleich vollenden!“ — Er sank an meinem Lager nieder; noch einen Blick warf ich auf ihn, noch einmal durchbebte heftiger Schmerz meinen Körper, und ich hatte mich losgerungen von der lastenden Bürde des Erdenlebens.

Frei und erhoben über jede Sorge der Erde, schwebte ich durch die Räume des Aethers. Noch einmal wollte ich meine irdische Leidensstätte sehen, ehe ich meine Schwingen zu höherm Fluge versuchte. Ich senkte mich herab in die Hütte meines Vaters, wo meine ehemalige

Hülle starr und bleich, mit Blumen und Kränzen geschmückt lag. Es war Erdennacht. Leise trat Fedore mit einer Lampe in der Hand, in das Gemach. Omar folgte ihr. Mit kalter Ruhe in den Zügen betrachtete er die Leiche; kein Wort, kein Seufzer verrieth Reue oder Schmerz.

„Nun, Mann von Stein,“ begann Fedore, welche vergebens auf den Ausbruch von Leidenschaft gelauscht hatte, „ist Dein Opfer nicht schön geschmückt? ist dieser Anblick nicht vermögend, Dein schlafendes Gewissen wach zu rütteln?“

„Du irrst!“ entgegnete Omar. „Der Glaube zog eine ewige Scheidewand zwischen mir und Uda; mit ihr hätte ich nie mich verbinden können! sollte dieses Verhältniß mich der Freiheit berauben, nach meinem Gefallen zu handeln? hätte ich es ihr selbst sagen sollen? kann ich davor, daß ihr den Tod gegeben, was hundert Mädchen kaum einen Tag beweinen? Uda's Geschick hat es so gewollt, nicht ich.“

„Glaubst Du?“ rief Fedore mit erstickter Wuth. „O! über den Sophisten, den die Natur mit allen glänzenden Gaben überschüttet, wobei sie aber das Herz vergessen hatte; das Herz, ohne welches die allein handelnde kalte Vernunft sich in bitterm Hohn verwandelt. Geh, Omar! entweihe nicht länger die heilige Stätte mit Deinen frevelnden Reden. Geh! Dir wird es ergehen nach Deinen eignen Grundsätzen; der versöhnte Schatten Uda's möge in Deiner letzten Stunde Dir Vergebung bringen, ohne welche Du ringend im Todeskampfe nicht sterben kannst.“

„Wahnsinnige Thörin!“ rief Omar wild auflachend, und verließ das Gemach.

Reise senkte ich mich hernieder zu meinem schlafenden Vater; seine Augen waren geschlossen, aber in seinen Wimpern glänzte eine Thräne. Ich erschien ihm im Traum; den Balsam des Glaubens tröstend in sein wundes Herz gießend, dann spannte ich die leuchtenden Fittige, um hoch mich aufzuschwingen über den drückenden Luftkreis des irdischen Lebens.

Glänzende Weltkörper mit ihren Bewohnern drehten im gemessenen Kreise sich um ihre Sonnen. Und Sonnen mit ihren Welten, und deren Monde wälzten sich wieder einem Systeme angehörend, um eine ungeheuere Sonne, die wieder nach den Gesetzen des Weltenlenkers einer höhern Unterthan war. So ging es fort und fort in das Unendliche. In diesem weiten All war ich ein Hauch, ein leiser Hauch! und dennoch umfaßte mich die Liebe des ewigen Vaters, der mich aus Nichts hervorgerufen, wie die glänzendste Sonne, die er geschaffen, das fühlte ich in meinem ganzen Wesen. Denn ein Augenblick, in welchem er das schützende Auge von mir abgewandt hätte, und ich wäre in bodenloses Nichts, in eine unerreichbare Tiefe gesunken.

Und immer lichter ward es meinen Blicken, immer leichter fühlte ich mich werden. Tausend und tausend Geister, unzählig wie die Welten und Sonnen, schwebten dem Lichte der Vollendung zu. Ein Meer von glänzenden Strahlen ergoß sich vom Throne des Ewigen. Ich durfte

nicht nahen, denn noch hatte ich Bande, die mich an meine ehemalige Welt gefesselt hielten. Eine Stimme ertönte in mir — außer mir — welche mir sagte: auch Du hast gefehlt! Dein ganzes Heil in irdischem Glück suchend, hast Du gezweifelt an der barmherzigen Liebe des Vaters! geh noch einmal zurück und bringe den Versöhnungsfuß dem, der die Schuld Deines Todes auf sich geladen.“

Zehn Erdenjahre waren indeß verflossen; mein Vater pflanzte Rosen auf das Grab meiner Hülle. Sein Haar hatte der Gram gebleicht, seine einzige Freude machten ihm die Blumen, welche auf der Ruhestätte seines Kindes blühten, die er mit ängstlicher Sorgfalt wartete. Armer Vater! Uda's gebrochenes Herz ist längst zu Staub geworden. Schmerz und Gram sind bittere Gefährten, aber sie dürfen nicht mit über die Grenzen des Todes. Mit der Fackel des Lebens verlöscht auch ihre Macht, und im Grabe wohnt nur der Schlummer des Friedens, von keinem bösen Traum gestört. Armer Vater, wie kannst Du weinen? Uda's Hülle ist Staub, Uda's Geist kennt nicht mehr die Qualen des Schmerzes. Dein Leben war rein wie der Aether des Himmels, komme bald, Du wirst eingehen in das Licht der Vollendung.

Auf seinem Lager ausgestreckt — lag Omar mit dem Tode ringend, ein Bild des Sammers. Erloschen war der Strahl seines Auges, seine Lippen verzogen krampfhaft sich zum Lächeln, indem sie einzelne, abgebrochene Laute hervorstießen.

Kassarah seine Gattin, liebte Achmet mit Leidenschaft, wie sie einst Omar geliebt hatte. Omar's Rache fürchtend, wenn er ihr Verständniß mit demselben entdecken sollte, hatte sie ihm den Giftbecher mit schmeichlerischen Worten gereicht, und war dann mit dem Manne ihrer zweiten Wahl entflohen. Einsam, verlassen von allen Slaven des Hauses, sollte Omar sein Leben unter den schrecklichsten Qualen des Schmerzes verhauchen.

Auf einem Orangenweig mich wiegend, sah ich in die einst geliebten Züge, die sich so wenig mehr glichen. Armer Omar! wie gern hätte ich, vereint mit den Abendlüften, welche durch die offenen Fenster drangen, Deine vom Fieber brennende Stirne gefühlt! aber noch war der Geist des Erkenntnisses nicht in Dein von starrendem Eis umzogenes Herz gedrungen; ich durfte Dir nicht nahen.

„Kassarah! Abdallah! nur einen Tropfen Wasser!“ baten seine sterbenden Lippen. Aber Kassarah war weit von hier; ihr Herz hatte sich dem Mitleid verschlossen, wie einst das seine, sie hörte ihn nicht. Der kalte Thau des Todes perlte aus seiner Stirne; ermattet sank er zurück und sprach leise: „Schatten Uda's! ich habe gefehlt, schwer ist die Strafe — Vergebung!“

Ein leises Weh durchbebte mein ganzes Wesen; den Bersöhnungskuß auf seine Lippen hauchend, half ich seine Seele sich losringen von den irdischen Banden, und vereint schwangen wir uns empor zum Lichte des ewigen Vaters.

Elisa von der Recke.

geb. am 20. Mai 1754; gest. am 13. April 1833.

Das Leben der edeln Frau, deren Andenken diese Blätter geweiht sind, ist nach seinen äußern Hergängen und seiner literarischen Wirksamkeit so vielfach beschrieben, daß es überflüssig wäre auf sie zurückzukehren. In bekannten Werken sind genaue Berichte erschienen, deren geschichtliche Angaben unter ihren Augen zusammengetragen wurden, und als vor einem Jahre die Nachricht von dem Tode der edeln Elisa in dem weiten Kreise ihrer Freunde und Bekannten mit dem innigsten Schmerze, durch alle Länder der deutschen Sprache und weit über ihre Grenzen hinaus, mit der lebhaftesten Theilnahme gelesen wurde, fand man in öffentlichen Blättern Biographien, die vollends berichtigend ergänzten, wo jene noch Lücken gelassen. Selbst die Tagebücher, welche die edle Heimgegangene eine lange Reihe von Jahren hindurch mit der gewissenhaftesten Sorge zu führen gewohnt war, würden jetzt wenig Ausbeute geben. Denn in den letzten Jahren ihres Lebens, als Kränklichkeit sie für neue Unterhaltung stumpfer machte und ihr nie rastender Geist doch Anregungen verlangte, wählte sie zur Erheiterung ihrer sonstigen Arbeitsstunden ihr Tagebuch und ihre Empfänglichkeit für das Nächste schien sich zu heben, als sie bei den Erleb-

nissen andrer Jahre verweilte. Lange Zeiträume lagen zwischen dem Damals und Jetzt, und die Wünsche und Ansichten, welche die jugendlich blühende Frau diesen Blättern vertraut hatte, laß jetzt die Matrone durch die Erfahrungen mancher Jahre in ihrem Urtheile berichtigt. Manches mußte ihr anders erscheinen. Die Zeit hatte über Fragen entschieden, hatte Räthsel gelöst. Auch Frau v. d. R. hatte lebhaft das Unrecht als Unrecht empfunden und mit Offenheit es Unrecht genannt. Aber in dem Abendscheine des Lebens sah sie vieles in milderem Lichte. Eine Menge Blätter, wo sie über Personen und Vorfälle sich unverholen geäußert, schienen jetzt sie selbst zu verletzen und wurden von ihr darum vernichtet. Die Kön. Bibliothek zu Berlin, der nach einer letztwilligen Verordnung der erste Theil ihrer Tagebücher nach H. Tiedge's Tode zufällt, dürfte daher in diesen Memoiren wenig Aufschlüsse finden, die wesentliche geschichtliche Lücken in den durch den Druck veröffentlichten biographischen Notizen ausfüllen könnten.

Auch der Theil ihres Briefwechsels, der am meisten Aufschlüsse über manche Beziehungen ihrer frühern Verhältnisse, über niedergekämpfte Erwartungen und Ansprüche geben mochte, ist, wie sie's begehrt hat, gleich nach ihrem Tode verbrannt worden. Zwar ist die Masse der Briefe, die zurückblieben, noch sehr groß, doch dürfte außer für ihre literarische Thätigkeit sich wenig Gewinn daraus ergeben. Denn, nicht unmöglich möchte es sein, die Reihe ihrer Beschäftigungen am Schreibtische von Tage zu Tage weit hinauf in ihrem Leben damit zu

belegen. Weiter nicht viel. Doch wozu auch? Sag doch wie auf geweihter Tafel ihr ganzes Leben dem Auge der Freundschaft offen; und ihr edler Sinn, die Reinheit, Würde und ungeschminkte Güte ihrer ganzen Natur, glänzt in so vielen Zeugnissen uns entgegen, die auch noch in sehr entfernter Zeit ihrem Andenken den Segen der Besseren sichern.

Weniger treu wird man einst sich das Aeußre ihrer Erscheinung hervorzurufen im Stande sein, da von den vielen Bildern, die sie darstellen, keines durch Treue genügt. Nach einem Gemälde von Darbes in Berlin erschien vor dem 108. Bande der Allg. deutschen Bibliothek (im J. 1792) ihr von Henne gestochnes Bild, das, die Mangelhaftigkeiten seiner Ausführung abgerechnet, schwerlich je ganz ähnlich gewesen sein kann. Diese so bestimmten, großartig ausgebildeten Züge, der milde Friede dieser geistreichen, klaren und doch so sanften Augen ist wenigstens in dem Stiche nicht wieder zu erkennen, der schon durch seine lateinische Unterschrift anspruchsvoll entgegentritt. Nach den Worten des beigegebenen Hexameters

Femina fronte patet, vir pectore, diva decore,
die man, bis unsre Uebersetzungskünstler sie wörtlicher wiedergegeben haben, etwa so übertragen könnte:

Frau in den Zügen, ein Mann im Entschluß, eine
Göttin durch Anmuth,

ist man schon auf eine Darstellung vorbereitet, die durch ihre Bedeutentheit bemerklich werden will; und wie weit lag das von der einfachen Weise der edlen Frau ab, die durch angeborne Würde eben so sehr die Vertraulichkeit

zu entfernen schien, als sie durch den unverkennbarsten Ausdruck wahrer Güte dazu wieder einlud. — Gleich verfehlt war das Portrait, das ein noch lebender Dresdner Künstler in ganzer Figur ausführte, und das jetzt im Schloße zu Löbichau sich befindet. Es stellt Frau v. d. Recke auf einen antiken Sarkophag gestützt dar, dessen Reliefs sinnig gewählt sind. Aber Costüm, wie Stellung sind dieser Individualität fremd und zudringlich bedeutsam. Etwas früher als das eben erwähnte Bild wurde in Hamburg von dem bekannten Künstler Herrn Schröder eins gemalt, das im J. 1824 durch Grevedon in Paris auf Stein gezeichnet, viel verbreitet ist, weil man die meisten Erinnerungen der frühern Bekannten der Frau von der Recke dadurch befriedigt fand. Es ist mit dem hier gegebenen Bilde am übereinstimmendsten. — Auch eine Büste von Thorwaldsen in Marmor ausgeführt, ist vorhanden, die das allgemeine Schicksal theilt. Sie wurde während der Anwesenheit der Frau v. d. Recke in Rom auf den Wunsch ihres Bruders gearbeitet, gibt aber die so interessanten Züge mit einer gewissen Starrheit wieder, und erscheint fremdartig durch die gewählte Weise des Haarschmuckes. Sie steht auf dem Schloße des Grafen Karl von Medem zu Remten in Kurland. Aus den letzten Jahren ihres Lebens ist ein Bild in den Kunsthandel gekommen, das bei vielen Mängeln doch noch am meisten die individuellen Züge zurückruft, die viele der Freunde sich durch die Kunst erhalten wünschten. Es ist eine Lithographie, die Ludwig Böllner in Dresden nach einer Zeichnung von Bncykowski ausführte. Lithograph und Zeichner mögen es theilen, daß,

was im Original mild und doch bestimmt erschien, hier hart und beinah derb hervortritt. — Viele aus dem Kreise der edeln Frau wünschten, daß der Meister in der Auffassung charakteristischer Individualität, Herr Professor von Bogel, Gelegenheit finden möchte, die ehrwürdige Elise ganz in der Weise zu zeichnen, wie man sie so gern bei ihren gewohnten Beschäftigungen zu sehen gewohnt war. Aber sie wünschten vergebens. Es stellten sich Schwierigkeiten entgegen, die nach ihrer ganzen Sinnesart sich unübersteiglich erwiesen.

Eben so wenig gelang der Versuch, ihr Zimmer in der Art zu zeichnen, wie es vor einigen Jahren in Wien allgemein Mode war, wenigstens was die Hauptgestalt darin betraf. Eine gewisse Befangenheit dem beobachtenden Zeichner gegenüber, außerdem Kränklichkeit, die während langer Sitzungen nicht ausdauern konnte, störten die meisten Versuche, und mag den Künstlern zur Entschuldigung dienen, die dem hier nicht erleichterten Wagniß sich unterzogen.

Und doch würde es vielen erwünscht gewesen sein, nur ein Bild der Räume zu haben, in denen die edle Frau waltete. Früherhin als die Unsicherheit vieler Verhältnisse sie zwang, ihren Aufenthalt zu wählen, wie es diese oder ihre Gesundheit guthießen, verzichtete sie, nur auf das Wesentliche bedacht, auf jede Art des Schmuckes ihrer Umgebung. Die häufigen Reisen, in deren Hintergrunde stets der Wunsch lag, Kurland einst für längere Zeit wieder zu besuchen, gestatteten kaum, mit Gemälden und anderen Verzierungen sich die Zimmer, in denen sie lebte,

zu verschönern. Erst als im J. 1819 sie Besitzerin eines Hauses in Dresden geworden war, das ganz ihren Wünschen entsprach, dessen Gärtchen so vor Wind geschützt ist, daß sie darin spazieren zu gehen wagen durfte, so lange das Gehen ihr nicht zu viele Anstrengung kostete, erst seitdem liebte sie ihre Umgebungen mit sorgfamer Zierlichkeit zu erheitern. Die Behaglichkeit einer bleibenden Heimath, die bei der Beschwerde der Reisen durch die vorrückenden Jahre immer zunahm, vereinigte sich mit der Freude, der keine Frau sich entziehen kann, erwählten Hausrath geschmackvoll um sich aufgestellt zu sehen. Nicht durch Pracht bestach was sie besaß: aber die sinnigsten Beziehungen machten Stücke, die vielleicht wenig in's Auge fielen, in ihren Augen oft kostbar. Alle Wände schmückten Gemälde ihr durch Verwandtschaft oder Freundschaft theuer gewordener Personen; wie in Gleim's Freundschaftstempel, durch den der Gedanke einer solchen Verzierung ihr vielleicht lieber geworden war; und es machte ihr Freude, die Fremden mit jedem einzelnen Bilde ihres Museums bekannt zu machen, da sie Verstorbene sogar und Entfernte als schweigende Gäste ihres Kreises, viel mehr hier die Umherblickenden als Gegenwärtige anzusehen gewohnt war. Mit der wohlthuesten Freundlichkeit kam die edle Frau jeder Kleinigkeit entgegen, die herzliche Achtung und Liebe ihr brachten. Kästen voll Blumen fand man von ihr sorgfältig verwahrt, selbst voll Unbedeutlichkeiten, die Kinder ihr überreicht hatten; als äußere Erinnerungszeichen an Stunden, die ihrem Herzen unverloren waren. Ihre Zimmer mit diesen Gaben zu schmücken, war ihr

Bedürfniß. Daher hatten sich in ihrer allernächsten Nähe, besonders auf ihrem Schreibtische, diese Besseren der Liebe der Art gemehrt, daß nur die höchste Sparsamkeit mit dem Raume sie alle neben und übereinander aufzustellen verstand, und beinah böse konnte sie werden, was bei der stets sanften wirklich viel sagen wollte, wenn faselige oder zerstreute Menschen ihr durch Berrücken oder gar durch Untereinanderwerfen u. s. w. die wohlberechnete Ordnung zerstörten. Wer aus angewohnter Zerstreung oder Unbeholfenheit, wie es so viele gibt, beim Gespräch immer an den Möbeln spielen mußte, war dadurch schlecht empfohlen. Andern die Mühe des Aufräumens zu ersparen, deren Zeit nützlicher beschäftigt war, hielt sie sich streng verpflichtet, indem sie Jedem die angerichtete Störung bemerklich machte. Denn wie auf ihrem Tische der Raum, war in ihrem Tagewerke die Zeit eingetheilt, und wer zu ihrem Hauswesen gehörte, wurde durch ihr Beispiel gelehrt, mit den Stunden zu fargen. Dem Frühstück, das sie im Bette in der Mitte ihrer Hausgenossen einnahm, folgte eine erhebende Lectüre, in den letzten Jahren meist aus den Stunden der Andacht. Dann begab sie sich, wenn ihre Gesundheit es zuließ, gleich an ihren Schreibtisch, um ihren Briefwechsel oder andere Arbeiten zu besorgen, die gleich dringend zu sein schienen. Daher waren Morgenbesuche, die nicht auf Geschäfte Bezug hatten, weniger willkommen. Erst in den letzten Jahren fing sie an zu dictiren, als die Mühe des Schreibens ihr zu viel Beschwerde verursachte. Die lange Gewohnheit allein macht erklärlich, wie ihr Körper dieser unausgesetzten An-

strenge Troß bot, denn häufig, wenn Briefe oder zu endende Aufsätze ihr am Herz lagen, gönnte sie sich mit nur augenblicklicher Unterbrechung durch das Frühstück, bis um 3 Uhr, der angenommenen Tischzeit, keine Pause. Nach dem Essen zu ruhen war ihrem nie völlig gesunden Körper Bedürfnis. Nur in früheren Jahren gab eine Spazierfahrt ihr etwas mehr Bewegung; ein Verlust bei einem Handlungs Hause zu Dresden bestimmte sie jedoch, ihre Pferde abzuschaffen, und die Mühe beim Treppensteigen veranlaßte selbst den Arzt, diese Erholung abzurathen. Weibliche Arbeiten, die jetzt so passend die Thätigkeit hochgestellter Frauen mannigfaltig machen, hatte sie niemals erlernt und eigne Neigung sie niemals darauf gewiesen. Bloß Stricken verstand sie, ohne es jemals zu üben. Abends gegen 7 Uhr freute sie sich, ihre Freunde eintreten zu sehen und mit der freundlichsten Gastlichkeit öffnete sie jedem, den gute Sitte und Bildung empfahlen, ihre Gesellschaftszimmer. Daß dann Ernst und Scherz, wenn er die sittliche Anmuth nur nicht verletzte, sich frei und unbefangene gebahre, konnte sie herzlich erfreuen, und tausendfältig hat der Kreis ihrer engeren Bekannten erfahren, wie ein anregendes Gespräch, eine, lebhaftere Besprechungen veranlassende Neuigkeit, besonders Musik, sie aus schmerzlicher Mattigkeit erweckte, neues Leben in ihre Züge brachte, und selbst für einige Tage in dem Nachklange, krankhafte Zustände beschwichtigte. Wurde nur gelesen, so konnte man voraussehen, daß sie unerfreuliche Gespräche vorausah, oder solche, wo die Kosten auf sie oder Freunde fielen, die ihr lieb waren. Denn

ihre Nachsicht ertrug auch Leute der Art, die billigerweise in diesem Sprachsaale sokratischer Weisheit, für ihr Stummsein hätten Stuhlgeld bezahlen sollen. Dem Gespräche der Männer, selbst dem trocknen über einzelne Streitfragen der Wissenschaft, das bis auf ihre feinsten Subtilitäten ausgesponnen wurde, folgte sie im Ganzen mit mehr Antheil als der Unterhaltung der Frauen, die ihrem nach Kenntnissen dürstenden Geiste selten genug Stoff bot, und keiner, der in diesen Kreis der edeln Elisa jemals eintrat, wird die liebenswürdige Zartheit vergessen haben, mit der sie Fremde für sich zu gewinnen, Befangne vertraut und offen zu stimmen, Bekannte auf Gegenstände hinzulenken wußte, wo sie den Uebrigen interessant und unterhaltend sich zu zeigen verstanden. Als zunehmende Kränklichkeit auch diese Abendunterhaltungen ihr verkümmerte, war es ein Kunstgriff, der in aller Unschuld geübt ward, daß man auf einzelne Perioden ihres Lebens den Ball des Gespräches hinspielte, und der Glaube an die Erfolge der ärztlichen Kunst fing an zu schwinden, als die Erwähnung von Warschau im J. 1792, als die Reminiscenzen an Katharina II. keinen Anklang mehr fanden. — Eigentlicher Wiß, der zusammenstellend überrascht, war F. v. d. Recke versagt; die ganze Richtung ihrer Sinnesart, die auf gründliche Kenntniß der Gegenstände ausging, war dieser, nur einzelne Merkmale vergleichenden, Auffassung entgegen, und die Ruhe und Würde, die sie sich in allen ihren Handlungen zu eigen gemacht hatte, unvereinbar mit den Spielen einer urtheilenden Thätigkeit. Doch schloß das die Empfänglichkeit für wirklich schlagende Einfälle nicht aus, wenn

auch Wortwige meistens bei ihr verloren gingen, und Wisjägerei gar bald ihre Wirkung verfehlte. Ueberhaupt war ihre Anerkennung für Werke der Kunst und des Genius, eines Goetheschen Wortes uns zu bedienen, stoffartig; und wie man von den Engländern gesagt hat, daß das beste schriftstellerische Talent dort für den Haß der Parteien erworben und verbraucht werde, so hätte auch sie die Begabtesten des Volkes für die Sache gewinnen mögen, die ihr die beste schien, für die Sache der Humanität, der practischen Sittlichkeit und des geläuterten Protestantismus.

Jene Erinnerungen an Polen weckten die Hergänge des Winters 1830—31 mit erneuter Lebhaftigkeit auf. Was alle Welt erregte, konnte auch in ihrem Kreise nicht unbeachtet bleiben, obgleich die Dankbarkeit gegen die russische Regierung, die der Kaiserin Katharina II. Wohlthaten wenigstens im Wesentlichen gegen sie nicht beschränkte, ihr Rücksichten auflegte, die niemand früher fühlte als die so vaterländisch gesinnte Elisa. Die edle Frau, die nie den Glauben an ein in der Weltgeschichte sichtbares Weltgericht, und eine Vaterhand verleugnet hatte, die selbst durch Blut und Dunkel zum Bessern führt, wünschte, wie sie es während ihres ganzen Lebens gethan, daß ein der Humanität förderlicher Zustand dort recht bald möge hergestellt werden. Aber vom ersten Augenblicke an sprach sie laut ihre Zweifel aus, daß dieser von einem Volke zu hoffen sei, das für die höhern Forderungen der Sittlichkeit noch so zweideutige Achtung zeige, und wenn auch tapfer, muthig, vaterlandsliebend bis zur Leidenschaft, den weit gefährlicheren Feind des Gehorsams und der bürgerlichen Ordnung, der Zuverlässigkeit

und der Unterwerfung unter die Vorschriften des anerkannt
Rechten noch nie mit Erfolg bekämpft hatte. Hoffentlich giebt
jedes folgende Jahr ihrem frommen Gebete neue Bestätigung.

Viel zu gottergeben, als daß sie sich fähig geglaubt,
der ewigen Weisheit die Wege vorschreiben zu dürfen,
hielt sie es nur für ihre Aufgabe täglich mitzuwirken, daß
die Bitte des feierlichsten Gebetes in Erfüllung gehe: Zu
uns komme Dein Reich! Vielfältige Erfahrungen eines
langen Lebens hatten sie belehrt, daß alle Schickungen,
auch die bittersten, dem, der sie zu nutzen weiß, zum Gu-
ten dienen; und diese Ueberzeugung selbst practisch bei an-
dern zu begründen, diesem Glauben Anhänger zu verschaf-
fen, war die schöne Aufgabe ihres Lebens, die sie nicht
blos durch Schriften voll frommer Erhebung, und Lieder
einer ächt christlichen Begeisterung gelöst glaubte. An-
dern in dem kurzen Zeitraume dieses Erdendaseins nützlich
zu werden, von den Nächsten aus für ein segenreiches An-
denken bei den Nachkommen zu sorgen, war ihr nie-
versäumter Beruf in jeder Stunde ihrer stillen Wirksam-
keit. Noch denke ich mit inniger Rührung eines schönen
Sommernachmittags, wo ich sie auf dem Balcon ihres
Gartenhauses antraf, dessen Aussicht den raschen Strom
der Elbe und die sich übereinander drängenden Gebäude
und Gärten der Altstadt Dresden an ihrem linken Ufer be-
herrscht. Froh dieses erheiternden Anblickes und sich glück-
lich fühlend in dem Besitze der Liebe und Achtung, die so
viele ihr täglich bewiesen, setzte sie scherzend hinzu, daß
Gott ihr vergeben möge, wenn sie heute etwas unbescheidnes
gewünscht habe. Nichts weniger als das große Loos in
der Berliner Lotterie, oder doch eben so viel, habe sie näm-

lich verlangt, nicht für sich, sondern um eine Reihe nahe-
stehender Häuser durch viel schönere zu ersetzen, in denen
sie eine Stiftung für Kinder, besonders für Mädchen, na-
mentlich für Unvermählte, anlegen würde, deren Statu-
ten sie lange mit sich herumgetragen zu haben schien. Die
Hübschen und Gesunden, besonders die Geraden, blieben
nämlich ausgeschlossen und allzuwählerisch bei etwaigen
Freiern durfte auch keine Aspirantin dieses Stiftes gewe-
sen sein; denn da es alle gut bei mir haben sollen, setzte
sie lächelnd hinzu, so reiche ich sonst nicht aus mit meinem
Hause. Ihre einzige Befürchtung betraf den Hausfrie-
den; aber auch dafür sollte Rath geschafft werden, denn
die schlaflosen Stunden ihrer schmerzvollen Nächte
pfliegte sie sich mit solchen philanthropischen Entwürfen
ihrer unschuldigen spanischen Schlösser zu erheitern oder
wenigstens zu verkürzen. So wurde jeder Wunsch ihrer spielen-
den Phantasie ein Beitrag zu den vielen Werken ächter Men-
schenliebe, die jedem ihrer Augenblicke eine Blüthe mitgab.

Selbst in den letztwilligen Verordnungen spricht sich
der Wunsch, andern nützlich zu werden, in den Be-
stimmungen aus, die sie in Bezug auf ihre Bestat-
tung getroffen hatte. In einem Sarge in die Erde ge-
bracht zu werden, war ihr stets ein widriger Gedanke;
„das Holz, das durch Särge vermodert, kann für Le-
bende besser angewendet werden, und wie viel würden die
Armen gewinnen, wenn die höhern Stände zur Abschaf-
fung der Särge das Beispiel gäben.“ Herzog Ernst II.
von Gotha, Herr von Bärenhorst in Dessau, Geh. Rath
v. Biedermann in Dresden, der früher das Haus besaß,
in welchem Frau von der Recke die letzten Jahre ihres Lebens

verbrachte, Dr. Sulzer in Ronneburg hatten einstimmig ihrem Wunsche gleiche Anordnung getroffen, und in dem Schooße der mütterlichen Erde auf Blumen gebettet und von ihnen verhüllt, ruht daher was der Erde an ihr gehörte. Aber weit früher als der geistreiche Verfasser der Tutti frutti halb scherzend, halb ernst gegen alle Fragenkleidung unsrer Zeit für die letzte Ausstattung, und ganz besonders gegen jede Uniform protestirte, die auch einen Todten noch incommodiren könnte, und dem seinen Fluch gab, der sich unterstehen würde, ihm einen Orden anzuhängen, hatte die edle Frau angeordnet, daß sie in einem weißen Tuche eingesenkt werde. Alles was von der zur Bestattung festgesetzten Summe erspart werden konnte, sollte armen Kranken zu Gute kommen.

Die Besorgniß vor Scheintod, dem sie sich wegen Anfällen von Krämpfen ausgesetzt glaubte, veranlaßte die genauere Bestimmung, wie es nach ihrem Tode mit ihrer Leiche gehalten werden solle, und es möchte selten die Rücksicht auf die Ueberlebenden in ähnlichen Verordnungen je mit gleicher Zartheit ausgesprochen worden sein. Der Wissenschaft zu Nutzen wünschte sie ausdrücklich, daß eine Leichenöffnung erfolge, vorausgesetzt, daß in Dresden oder Karlsbad sie verscheide: „Trät dieser letztere Fall nicht ein, so fordre ich, heißt es in dem Codicille vom 20. Mai 1832, der neuesten Wiederholung dieser längst abgefaßten Anordnungen, daß mein Körper nicht eröffnet werde, weil Aerzte, die nicht meine vielfachen Körperleiden beobachtet haben, außer Stande sind, den Zustand meiner Kränklichkeit richtig zu beurtheilen. Entspricht aus der Eröffnung meines Körpers kein wesentlicher Vortheil für andre

Kranke, so will ich, daß mein Leichnam nicht von Aerzten aus bloßer Neugier geöffnet werde, um über den Zustand meiner Eingeweide zu schwagen, ohne daß daraus ein nützlichcs Resultat für die Menschheit erfolge.“

Der treffliche Arzt, an den die edle Elisa vertrauend die Bitte gerichtet, selbst die Untersuchung zu beaufsichtigen, hat für Leute seines Fachs und für theilnehmende Laien einen sorgfältigen Bericht aufgesetzt, von dem zu wünschen ist, daß er der Oeffentlichkeit in seinem ganzen Zusammenhange nicht entzogen werde.

Herr Hof- und Medicinalrath D. Seiler kannte die ehrwürdige Frau zwar erst seit dem Winter 1825, wo sie schon im 73. Jahre stand, aber bald war auch hier der Arzt ihr Freund geworden; und sie rechnete es zu den Wohlthaten ihrer letzten Lebensjahre, die sie zu preisen nie müde ward, daß nach so vielen trefflichen Aerzten, ihr dieser zu finden beschieden war. Ohne durch ihre eignen Vermuthungen über die Gründe ihres Uebels sich befangen zu lassen, — sie suchte sie in einer heftigen Erkältung zu Petersburg im J. 1795, deren Folge sie als eine stets brennende Kohle beschrieb, und in dem unglücklichen Sturz mit dem Wagen im J. 1798 zu Altenburg, wo das auf Elfenbein gemalte Bild ihrer Mutter ihr nah bei den Schläfen in den Schädel einbrang und niemals verschwindende Narben zurückließ — folgte er den entscheidendern Andeutungen, die vorlagen. Seine Ansicht hat Erfolg und Leichenbefund vollkommen bestätigt, daß die früherhin mit Plethora abdominalis verbundenen Stockungen in dem Pfortadersystem und die krankhafte Stimmung des Systems der Unterleibsnerven, dann ein durch physische und

psychische Einflüsse herbeigeführter hysterischer Zustand, die Kränklichkeit bedingte, zu der sich bald zwar nicht schnell lebensgefährliche organische Fehler gesellten, die aber als unheilbar, die so langwierigen Leiden unterhielten, welche ein hoher Grad von Empfindlichkeit und krankhafter Reizbarkeit, die Folgen des Alters ungerechnet, vermehrten.

Diesen wiederkehrenden Uebeln hatte sie seit dem J. 1784, wo sie zum erstenmal Kurland verließ, durch den Gebrauch von Karlsbad zu begegnen versucht, und zwei und dreißigmal kehrte sie zum Sprudel zurück, dem sie von jener Zeit an mit ungetheilter Vorliebe zugethan blieb. Schon die angebliche Nothwendigkeit, seinen Gebrauch so oft zu wiederholen, hätte der Meinung an ihn ungünstig sein können: doch ein Bedenken dieser Art, das die Zweifel der Aerzte gelegentlich verstärkten, konnte darum schon bei ihr nicht aufkommen, weil die Heiterkeit, die der Anblick des Städtchens und seiner Felsen bei ihr hervorrief, allein schon die Reise belohnte. Alle die Anlagen, die jetzt den Fremden in der Nähe der wohlthätigen Quellen entzücken, waren unter ihren Augen entstanden; Feste, die von ihr mit ausgingen, deren Mittelpunkt sie gewesen, hatten die Entstehung vieler veranlaßt; und wie daher die Reise in ihrem Jahrescyclus einen fröhlichen Abschnitt machte, so feierte der Kreis ihrer dortigen Verehrer ihr Eintreffen, wie der Osthe den Tag, wo die Schwalbe zurückkehrt. Zu den Verpflichtungen, die sie ungern versäumte, gehörte es, einmal, gewöhnlich gegen Abend, den Sprudel in Person zu besuchen, da sie die tägliche Kur seit langer Zeit im Bette einzunehmen gewohnt war. Längst schon waren die Aerzte daher überein gekommen, die Er-

leichterung, die sie redlich ihm nachrühmte, weniger dem Gebrauche der Quelle, als der Reise und der Macht einer Gewohnheit zuzutheilen, die Goethe so wahr charakterisirt, wo er die ehrwürdige Frau als die herkömmliche Mitte der dortigen Zustände bezeichnet. „Man hatte sich so oft gesehen, an derselben Stelle, in denselben Verbindungen, man hatte sich in seiner Art und Weise immer als dieselbigen gefunden; es war als hätte man viele Jahre mit einander gelebt, man vertraute einander ohne sich eigentlich zu kennen.“

Noch im J. 1832 unternahm die ehrwürdige Frau selbst bangend, und von bangen Ahnungen ihrer Freunde begleitet, die Reise; aber ihre feltneren Briefe sprachen den Wunsch aus wieder in Dresden zu sein, wo sie ruhiger meinte ihr Lebensende erwarten zu können. Denn dahin waren jetzt ihre Gedanken unablässig mit heittrer Ruhe gerichtet. Schon seit langer Zeit war ihre liebste Beschäftigung, Anordnungen zu treffen, wie es einst gehalten werden solle, wenn sie nicht mehr am Leben. Als sie wieder in dem gewohnten Kreise, wurde es beinah ihre einzige. Sie verstand die Mahnungen der Natur, die mit bedrohlichen Symptomen auf das Verglimmen des Aetherfunken hinwies. Aber so schmerzlich dem Kreise der nähern Angehörigen dieß Sinken der Kräfte und die Theilnahmslosigkeit war, die sie für vieles bezeugte, was sonst sie belebend erweckt hatte, so erhebend war von der andern Seite die Ruhe und Klarheit, mit der sie dem Augenblicke entgegentrat, der so lange und oft der Gegenstand ihrer stillen Betrachtung gewesen war. Darüber mit Vertrauten sich besprechend, schien sie die Schwäche zu verlassen, die bei gewöhnlichen Gesprächen zurückkehrte.

Die Ausgabe der geistlichen Lieder, Gebete und religiösen Betrachtungen, die wenige Wochen nach ihrem Tode bei Teubner in Leipzig erschienen, wurde damals von ihr erst beschlossen und mit ängstlicher Eile wurde der Druck betrieben, weil sie so gern die Bekenntnisse ihrer innersten Ueberzeugung noch von der Schwelle des Lebens allen darreichen wollte, denen sie das Glück gleicher Zuversicht im entscheidendsten Augenblicke gönnte. Der Segen dieser frommen Ergebung in den Willen einer göttlichen Güte, war in der ernstesten Stunde ihres Verschheidens an ihr selbst am meisten bemerkbar. Das Bewußtsein, das sie selbst in jenem gefährlichen Augenblicke sich bewahrt hatte, wo der umstürzende Wagen selbst die Gehirnnerven erschüttert haben mochte, und das fast nie in ihrem Leben, bloß durch die Kraft ihres Willens, ihr getrübt war, es blieb ihr auch jetzt, so lange die Sprache davon Zeugniß geben konnte. Keine Regung der Liebe und Freundschaft ging auch jetzt an ihr unbemerkt vorüber, keine Sorge der Verehrung und der Trauer, unbedankt durch die herzlichsten Worte und Blicke verloren. Nach dem Lichte hin verlangte sie oft, so lange sie noch irdische Wünsche hatte, und mit dem mildesten Hauche löschte der Genius die längst schon gesenkte Fackel. Ihr Verschcheiden war einem sanften Einschlafen vergleichbar. Muskelzuckungen, Verzerrungen der Gesichtszüge waren nicht zu bemerken.

Sie war eingegangen zu dem ewigen Lichte.

H. H a f e.

Das Leben in Liebe.

Unter seines Himmels lichtigem Bogen,
Von der Freude buntem Schmelz umzogen
Ruhet des Lebens ungemess'ner Plan;
Tausend Klänge ziehen durch die Lüfte,
Lenzesgrün und laue Blüthendüfte
Kränzen mild die lustgeschmückte Bahn.

Und der Mensch, — zwei Welten still entsprossen
Von der Erde Zauberbild umschlossen,
Steht beseelt im weiten Schöpfungsraum;
Pilgernd walt sein Fuß durch's ird'sche Leben,
Seine Blicke nach dem Hohen streben
Zu verbinden Wirklichkeit und Traum.

Doch wie reich in wechselnden Gestalten
Ton und Bild sich rings dem Sinn entfalten,
Wie's um ihn auch glänzt, und grünt, und blüht:
Dennoch kann das Auge nie entblinden,
Nichts der Geist als kalte Räthsel finden,
Oh' in's eig'ne Selbst zurück er flieht.

Hier nur wird mit schnell verstand'nem Zeichen
Stumm ein Gott ihm jenen Schlüssel reichen,
Der des Daseins Deutung hell erschließt.
Was ihn lehrt Verborgenes verstehen,
Ist das Herz mit seinem reichen Wehen,
Wenn's von reiner Liebe überfließt.

Heil'ge Liebe, Gottes Hauch im Leben,
Du nur kannst zum Himmel uns erheben,
Kannst dem Staube Engelsflügel leih'n.
Du nur weist durch Deines Glanzes Strahlen
Schattengrau mit ros'gem Schein zu malen,
Selbst den Schmerz als Lebensquell zu weih'n!

Liebe hat das Kind an's Licht geboren,
 Jeden Sturm von seinem Haupt beschworen,
 Der des Daseins schwachen Halm bedroht,
 Aus der Liebe unsichtbaren Händen
 Nahm der Knabe seine frühesten Spenden
 Bei des Frohsinns frischem Morgenroth.

Und was in des Jünglings kühnen Träumen
 Rings erblüht aus tausend zarten Keimen,
 Ist's nicht Echo von dem einen Klang,
 Der, der Sphären reichstem Chor entnommen,
 Von der Wonne süßem Hauch umschwommen,
 Schöpferisch in's tiefste Herz ihm drang?

Ob geschmückt zu hellem Frühlingsreigen
 Wald und Flur dem trunk'nen Blick sich zeigen,
 Ob der Sommer seine Garben mäht,
 Ob sich um des Herbstes goldnen Segen
 Weiche Nebel kühl und zitternd legen,
 Ob des Winters tiefes Schweigen weht:

Was wohl ist es, das bei stillem Wallen
 Durch der Landschaft luftumgrenzte Hallen,
 Denn die Brust so allumfassend dehnt?
 Das sich mit den engen, schwachen Armen
 Rings die weite Schöpfung zu umarmen,
 Und nach süßem Tod im Ruße sehnt?

Das mit leisem Druck und feuchten Blicken
 Ach, so gern der Seele stumm Entzücken
 In ein fremdes Auge niederthaut,
 Und ist's kalt und leer an seiner Seite,
 Aus des Raumes unbewegter Weite
 Wonneglühend zu den Wolken schaut?

Das bei fremdem Leib und fremden Schmerzen
 Aus dem eignen, leichtgerührten Herzen
 Linden Mitleids warme Thränen beut,

Daß so freudig seiner Armuth Gaben,
Den gedrückten Bruder zu erlaben,
Ungefeh'n als reines Opfer weih't?

Sprich, was ist's, daß oft in sel'gen Stunden,
Aug' an Aug' und Brust an Brust gebunden,
Aechter Freundschaft heil'ge Funken sprüht?
Was den Sinn in fernen, fremden Landen
Mit der Sehnsucht allgewalt'gen Banden
Nach der Heimath traudem Boden zieht?

Ach, und wenn des Schicksals grimmes Wüthen
Von der Freude halb erschloss'nen Blüthen
Jeden Reiz und jeden Schimmer streift,
Wer, o, wer erweicht mit seiner Fülle
Sanft des dunkeln Hasses starre Hülle,
Die so leicht in wunden Herzen reißt? — —

'S ist der Liebe ungemess'ner Segen,
Auf der ird'schen Wallfahrt bunten Wegen
Von der Gottheit ew'gem Bild verklärt.
Leben kann der Erde Schooß gebären,
Liebe mag allein der Himmel lehren,
Wenn das Herz von seinem Strahle zehrt.

Liebe, Liebe! Deine reinen Fluthen
Stillen unser's Durstes heiße Gluthen,
Ebnen mild der Wünsche Wellenspiel,
Du umwebst mit hellen Rosenflechten
Uns in hangen, düstern Leidensnächten
Dieser Irrfahrt letztes, — fernstes Ziel.

Bist ein Baum, aus dessen dichten Zweigen
Sich des Lebens goldne Früchte neigen,
Unberührt durch auß'rer Stürme Wehn;
Glaube, Milde, Hoffnung und Vertrauen
Sind als Wurzeln eines Stamm's zu schauen
Die in treuem Liebes-Herzen stehn.

Und in seines Wipfels schatt'gen Kronen
Tausend lieberreiche Sänger wohnen,
Die von jenem Dache hell und grün,
Nach des blauen Himmels lust'gen Fernen,
Nach der ernsten Nacht geweihten Sternen
Auf der Ahnung süßen Schauern ziehn.
Gustav Treumund.

Wandern und Rasten in 13 Nachklangen

von

Hayn Justus Schlingloff.

Seinem Freunde August Rodnagel gewidmet.

Zu Hause.

Ich bin gezogen kreuz und quer,
Und habe Vieles drum erfahren,
Zwar bin ich noch nicht hoch an Jahren,
Indessen weiß ich manche Mähr.
Ich hab' mir alles eingesackt,
Was eben mir so recht geschienen;
Und woll't Ihr's hören, kann Euch dienen,
Es wird nun Alles ausgepackt. —

1. Der Wegweiser.

Dort über die blauen Höhen,
Sieh, über den schwanken Steg,
Da mut Du vorübergehen,
Dort oben hinzieht der Weg.
Laut brausen die dunkeln Wogen,
Und schlagen die Felsenwand,
Vorüber den Steg gezogen
Des Meisters verwegne Hand.

Laß brausen die dunkeln Fluthen,
Was kümmert die Brücke mich!
Mein Herz wird auch droben bluten,
Soll Eine vergessen ich!

Zurück, mein Bruder, kehre,
Ich danke schön für's Geleit!
Sie weinet wohl keine Zähre,
Und ging ich auch noch so weit!

2. D e r B l i n d e.

„O Mann, der mit geschloßnen Augen
Am Kreuzweg sitzt im stillen Schmerz,
In dessen schwer beladnes Herz
Nur Einer Hoffnung Strahlen tauchen,
„Was starrst Du, Blinder, himmelwärts?“

„O Wandrer, dessen weiche Stimme
Geußt Helling in der Nächte Grauen,
Mein Herz muß statt des Auges schauen,
Ob wo ein Funke Tag ihm glimme,
Drum schwebt's durch Nacht hinauf zum Blauen!“

3. D i e H ü n e n g r ä b e r.

Tiefer Ernst auf Bergwalds Höhe
Zog den ernstern Pilgersmann
Aus des Thales Klang und Wehe,
Wo der Arme nichts gewann.

Aber rings die Stille droben,
Ueber Gräber ausgespannt,
Hält sein Herz mit Nacht umwoben
An das alte Weh gebannt.

Raum ein Vöglein singt verloren,
Auf der Höhe wird ihm bang;
Sturm nur, wie heraufbeschworen,
Weilt in schauervollem Klang. —

„Singe, Vöglein, in den Lüften,
Kausch' in Wipfeln kalter Wind,
Spiel' um Blumen auf den Gräften,
Wo die Hünen schlafen find.“

„Bald — und Deine weichen Lieder
Schweigen in dem kahlen Wald;
Bald — die Blätter fallen nieder
Und ich selber schweige bald.“

Dann, ihr Geister alter Sagen,
Aus den Gräbern steigt empor,
Will der Sturm die Berge schlagen —
Streckt die kalten Hände vor!

4. Die Herberge.

Am Hause drei Schilder blinken
Im goldnen Sonnenschein,
Drei Jungfern darinnen winken,
Und laden mich gastlich ein.
Der Einen glühen die Wangen
Wie Maienröslein so frisch,
Die kommt geschäftig gegangen,
Und decket den blanken Tisch.

Die zweite saß an der Spindel,
Saß so verschämt und spannt;
Doch ließ sie's und nahm das Bündel
Herunter dem fremden Mann.

Die dritte, ach und die dritte,
Wie schaute sie traurig drein,
Als ob sie viel Schmerzen litte,
Die brachte mir Brod und Wein.

D dürft' ich euch Mägdelein Herzen,
Recht Herzen, lieben zur Stund',
Und Dir mit den stillen Schmerzen
Viel küssen den bleichen Mund!

5. U n d e n k e n.

Wie das Ewige in mir
Unvergänglich aufwärts strebet,
Maßen zwischen dort und hier
Sehnsucht Ahnungsbande webet:
So mein Herz zu eigen Dir,
Hat allein in Dir gelebet,
Glühend stets nach Dir gestrebet —
Ewige, bist Du in mir!

6. Der Frühlingsmorgen.

D, du holder Frühlingsmorgen,
Glüh'st empor in lichten Farben;
Hab' ein Blümlein mir geborgen,
Als im Herbst die letzten starben!
D, du Nachtigall im Haine
Singe nur der Sehnsucht Klagen,
Ich verstehe dich alleine,
Will dir auch von Liebe sagen!
D, du Bächlein, durch die Thale
Kräuf'le murmelnd fort die Wellchen,
Dir vorbei im Frührothstrahle
Wall' ich selig zum Capellen!
Droben weilet meine Süße
Hinter'm Rosenstrauch verborgen,
Und ich herze — küsse, grüße
Sie den langen Frühlingsmorgen!
Mög't mir alle gern vergeben,
Geh' ich schnell vorüber immer,
Herz' ich nur mein süßes Leben,
Brauch' ich ja den Frühling nimmer!

7. Das alte Schloß.

Das einsame Schloß auf der Höhe
Wie ausgestorben steht,
Nur durch die zerfall'nen Fenster
Ein pfeifender Luftzug geht.

Voll Staub die prächtigen Säle,
Wie liegen sie still und leer,
Im Garten treibt keine Blume,
Kein Baum drinn blühet mehr. —

Und all' die droben gewandelt,
Sie schlafen im engen Haus;
Nicht Haß, nicht Lieb' sie beweget,
Kein Streit treibt sie heraus.

Nur tief im dunkeln Stübchen
Des Castellans verwittibt Weib,
Erblindet vor Schmerz und Alter,
Noch spinnt mit welkem Leib.

Und wie sie den Faden nezet,
Fällt ihre Thräne drein:
„Ach, daß es die letzte wäre!“
Bald wird sie gestorben sein! —

8. D e r G e f a n g e n e .

Auf deiner Woge — Morgenluft,
Gewebt aus Licht und Blumenluft,
Fort trage mich in's Reich der Blüthen,
Aus dieses Kerkers dunkler Gruft,
Wo nichts als meine Schmerzen glühten!

Wer zählt der Leidenstunden Zahl?
Wer mißt die Größe meiner Qual
In dieses Kerkers Todtenhallen,
In den nicht eines Sternes Strahl —
Nur meiner Augen Perlen fallen?!

Frei war auch ich und einst beglückt,
Und noch von keinem Weh zerdrückt,
Mein Herz, der reinsten Freuden Wiege,
Schlug warm und groß von Lieb' entzückt,
Und war ein Held in seinem Siege.

Nun wallt es auf aus tiefer Pein,
Nun weint mein Aug' die Nacht allein,
Und sieht das Licht nur ferne tagen;
So schlafe, Herz, doch wieder ein,
Was willst Du Dein Gehäus zerschlagen?!

9. R o m a n z e.

Der König jagt über die Haide,
Geschwungen auf's muthige Roß;
Er jaget schon seit dem Morgen,
Und ließ sein fürstliches Schloß.

Was mag der König erjagen,
O, kündet es irgend wer?
Er sprengt ja immer wieder
Dieselben Wege daher.

Und tief im Mühlgrund unten
Der Ritter hält's Kößlein still,
Und weiß nicht ob er rasten,
Ob weiter jagen er will.

Im Stübchen der Mühle drinnen,
Da sitzt die lieblichste Maid,
Mit großen und dunkeln Augen,
Im einfach schmucklosen Kleid.

Er eilt aus der Väter Schloße
Zum Mühlgrund sobald es tagt,
Und eh' er die Jungfrau geschauet
Von dannen er nimmer jagt.

O, wär' ich ein König geboren
Mit Stern und mit Ordensband,
Dann wollt' ich der Trauten bieten
Zwei Throne in meinem Land! —

10. V e r f ö h n u n g.

Zwei sind zu lang geblieben
Auf einer Frühlingsflur —
Wer mag so lange lieben,
So selig küssen nur?

Die sich in Haß gemieden
Bereint zum erstenmal,
Sind nimmermehr geschieden
Zu neuer Trennung Qual.

Sie sah der Tod in Leiden,
Da jammert ihn die Lieb';
Sie sollten nicht mehr scheiden,
Das Paar beisammen blieb. —

11. T r a u e r.

Solches kann ich nicht erdenken,
Wie man mög' des Herzens Weh
Mit dem letzten Glück versenken
In des Busens tiefem See.

Grundlos sind des Sees Wogen,
Wirft die Lieb' den Anker wo
Schwimmt der Schmerz empor gezogen,
Und das Herz wird nimmer froh. —

12. Böglein im Winter

Ihr armen Böglein draußen,
Mit eurer Lust, — o weh!
Die Erde liegt gestorben,
Begraben unter'm Schnee. —

Mein armes Herze drinnen,
Was klopfst Du so mit Macht,
Weil Du so viel begraben
In starrer Winternacht?

Ihr armen Böglein draußen
Setzt theil' ich euern Schmerz,
Wann wieder Frühling taget
Dann singt mir Ruh in's Herz. —

13. Die Erscheinung.

Es glänzte mir so heller Schein
Auf's lose Saitenspiel hernieder,
Und drüber zog's in Melodei'n
Wie leiser Hauch verklungner Lieder.

Da war's, als ging ein Geist noch um
Aus längst vergangner Tage Schmerzen;
Er stand vor mir und deutet stumm
Von seiner Brust zu meinem Herzen.

Da riß es mich empor im Wahn,
Des Geistes Busen zu umschlingen;
Scheinwesen aber zu umfahn
Wird keinem Sterblichen gelingen.

Der Schein erlosch und schweigend stand
In alter Nacht der Träumer wieder —
Die Harfe hing still an der Wand,
Gab keinen Laut, gab keine Lieder.

Abendphantasie.

Die Sonne sinkt! mit ihren letzten Strahlen,
Vergoldet sie den Berg, den Hain, das Thal;
Und Ruhe von des Lebens Last und Qualen
Verkündigt der Abendglocke Schall.
Es scheint sanft auf Freuden wie auf Schmerzen
Der Mond, der treue Wächter in der Nacht,
Er flüstert zu den schwer beladnen Herzen:
„Ruht aus! Es ist das Tagwerk nun vollbracht.“

Und stiller wird es in des Herzens Räumen,
Die Brust durchziehet manches liebe Bild;
Und hingegeben süßen seel'gen Träumen
Grüßt mancher theure Gast uns freundlich mild.

Erinnerung und Hoffnung zieh'n vorüber
Und Lieb' und Glaub' in himmlischem Verein
Sie ziehen uns in jenes Land hinüber,
Wo Alles strahlt in lieblich schönem Schein.

Und Erinnerung spricht:

„Blick in meinen Zauberspiegel,
„In die weite ferne Zeit,
„Gerne leih' ich meine Flügel,
„Dem die Gegenwart nichts beut;
„Und mit Regenbogenfarben
„Zeig' ich Dir, was längst verfloß,
„Blumen, die im Lenz erstarben,
„Blühen auf in meinem Schooß,
„Selbst der Kindheit gold'ne Tage
„Zeig' ich Dir im lichten Flug,
„Wo noch frei von jeder Plage
„Dir das Herz im Busen schlug.
„Wo der Mutter zarte Liebe
„Jeden Tag mit Rosen streut,
„Ach! daß dieses Bild doch bliebe
„Aus der schönen Kinderzeit!“

Doch auch Dornen hat die Rose
Und mit Freude wechselt Schmerz,
Dieses sind des Schicksals Loose,
Leicht verwundet ist das Herz.
Denn auch trübe Bilder ziehen
In dem klaren Spiegel auf,
Die nicht schnell vorüber fliehen
Wie der schönen Tage Lauf.
Doch dann kommt der Hoffnungsengel
Mit dem sanften Geisterkuß;
Mit dem grünen Palmenstengel
Reicht er uns den Friedensgruß.
Und er flüstert süß und leise:
„Weine nicht, ich bin bei Dir;
„Auf der großen Lebensreise
„Trauet jeder gerne mir.

„Ob auch alle Freuden schwinden,
„Nichtet Dich mein Zuruf auf:
„Dulde, glaube, hoffe, liebe,
„Bis vollendet ist Dein Lauf!“
Und mit mildem süßen Worte
Eine and're Stimme spricht:
„Auch ich bin an diesem Orte,
„Wo ich weile, weilt auch Licht.
„Treue Liebe, die nicht schwindet,
„Kennt man mich auf Erden hier,
„Die an keine Zeit sich bindet,
„Freud' und Schmerz theil' ich mit Dir,
„Deine Leiden sind die meinen,
„D, was gäb' ich, könnte ich
„Jede Thräne für Dich weinen,
„Ewig glücklich sehen Dich.
„Will ein Leid Dein Herz durchwühlen,
„D, so komm in meinen Schutz
„Und Du wirst gewiß es fühlen,
„Allem bietet Liebe Trutz.
„Sieh', so führ' ich Dich durch's Leben,
„Ob es öfters stürmet schon,
„Einstens werd' ich mit Dir schweben
„Zu der ew'gen Liebe Thron,
„Und in ihren Vaterarmen
„Gint sich was sich hier nicht fand,
„Was erstarb hier wird erwarmen
„In dem schönen Vaterland.“
Und mit ernstem festen Schritte
Tritt der Glaube noch hinzu:
„Auch ich steh' in heil'ger Mitte,
„Wo ich bin da ist auch Ruh'.
„Als Verzweiflung einst verzagte
„Kam vom Himmel ich herab;
„Jeder, der in Kummer klagte,
„Stüht sich gern auf meinen Stab;

„Hat auch Alles Dich verlassen,
„Bleib' ich Dir in jeder Noth,
„Und wirst Du zum Tod erblaffen,
„So versüß' ich selbst den Tod.
„War Dein Schicksal gleich auch trübe,
„Findest dort was hier gebracht,
„Und im Reich der ew'gen Liebe
„Da verstummet jedes Ach!“

So sprechen sie die lieblichen Gestalten,
Die mir die Phantasie so mild gezeigt.
Und kann ich sie auch nimmer fest mir halten,
So haben sie doch Gram und Schmerz verschleicht.
Es giebt ein Glück, das jedem unverloren,
Der in sich schaut mit reinem sichern Blick,
Was nur den flieht, dem Ruh' und Fried' verloren,
Es ist der eig'nen Träume stilles Glück.

Theodora von Wellnau.

Die Verstoßene.

(1834.)

Weichbus'ge Rosen küßt der Wind,
Die Erde grünt, die Quellen schäumen,
Die Lerch' ein jubelnd Lied beginnt
Hoch in des Aethers lichten Räumen.

Todtähnlich vor dem Blicke Sol's
Lag jüngst die Erde, gramumwunden,
Das Blut — zurück zum Herzen quoll's,
Und alles Leben schien verschwunden.

Da ward dem Sonnengotte bang,
Als so die bräutlich = schöne Erde
Ob seiner Untreu schmerzlich rang,
Wie wenn sie nie genesen werde.

Und reuig giebt er ihr sich kund,
Und läßt sich schmeichelnd zu ihr nieder
Und küßt sie auf den bleichen Mund,
Warm rieselt's durch die starren Glieder!

Und unter seinem Hauch belebt
Sich wunderbar die Kranke Hülle,
Und wie er kosend sie umschwebt,
Wächst der Genesung Lebensfülle.

Von seinem Feuerkuß erblühen
Unzähl'ge Rosen ihren Wangen,
Sie hat ihm liebeleicht verziehn,
Und hält ihn bräutlich froh umfassen.

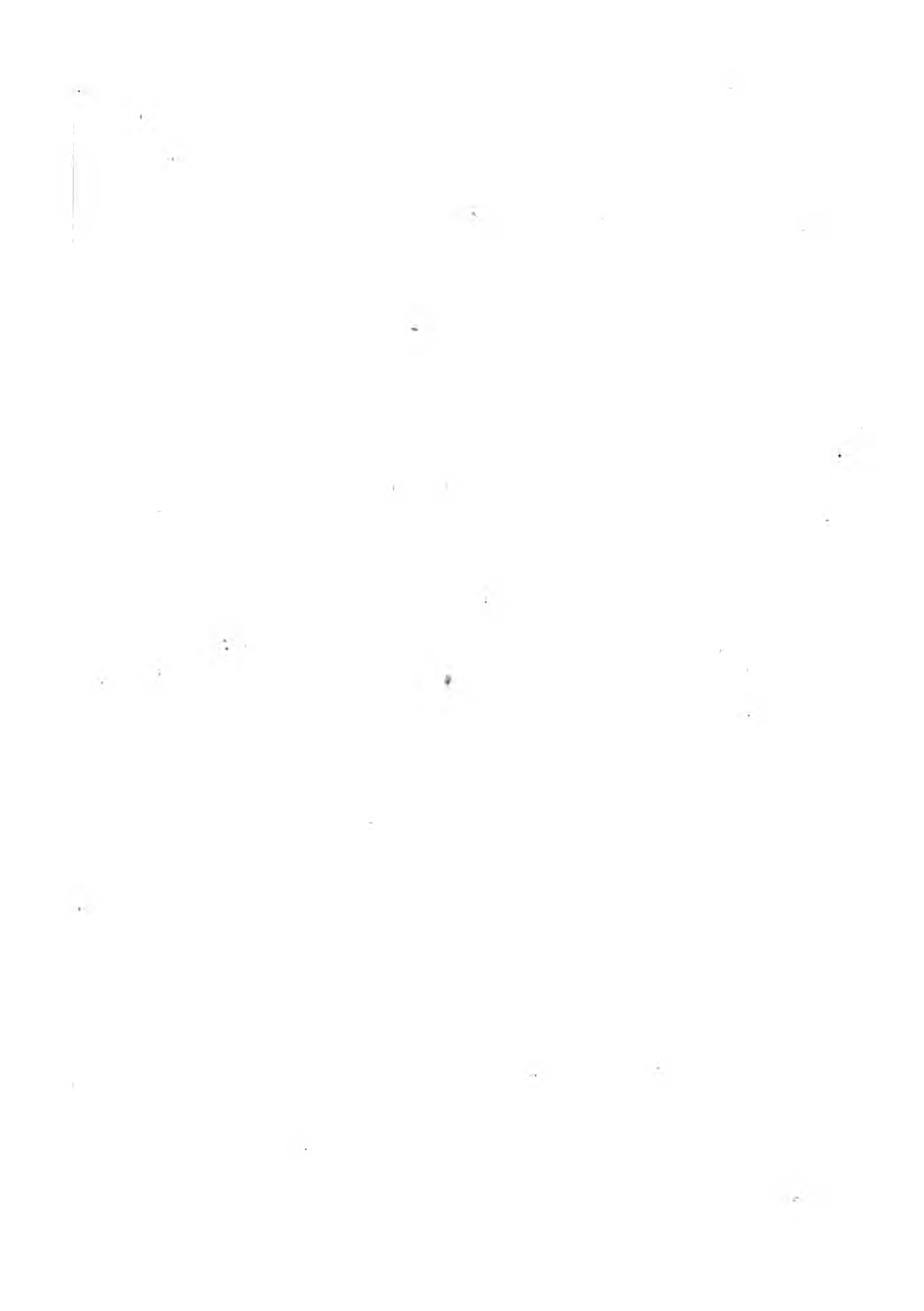
Und wie sie Küß' um Küße saugen,
Nährt sie das Herz mit sel'gem Wahn,
Und lacht mit tausend Blumenaugen
Den Vielgeliebten zärtlich an.

Geheimnißvoll und tief und lang
Die grünen Wälder wiederklingen,
Süßschauernd tönt der Brautgesang,
Den ihr die Nachtigallen bringen. — —

So hast Du Erde Deine Lust,
Und Deine Jugend hast Du wieder;
Doch nimmer steigt in meine Brust
Auf's Neu' ein neuer Frühling nieder.

Nur einen sel'gen Frühling hat
Der arme Mensch hier zu durchstreifen,
Wer den ihm liebloskalt zertrat,
Der lernte nie die That begreifen!

F. W. Rogge.



61623865



